Die Kaiserstadt am Donaustrand



von

August Silberstein

Seiner kaiserlichen Hoheit,

dem durchlauchtigsten Herrn

Erzherzog Carl Ludwig

dem

Protektor der Welt-Ausstellung,

dem

Schützer und Förderer der Künste und Wissenschaften

gewidmet.

Die

Kaiserstadt am Donaustrand



Wien und die Wiener

in

Tag- und Nachtbildern

von

August Silberstein.

Nebst zahlreichen Stahlstichen von bedeutenden Künstlern.

Mit Berücksichtigung der

Welt-Ausstellung

und

weiterer Ausflüge nach

Semmering — Graz — Salzburg — Ischl — Prag — Pest-Ofen.

Wien 1873.

Moritz Perles, Buchhandlung.

Spiegelgasse 17.

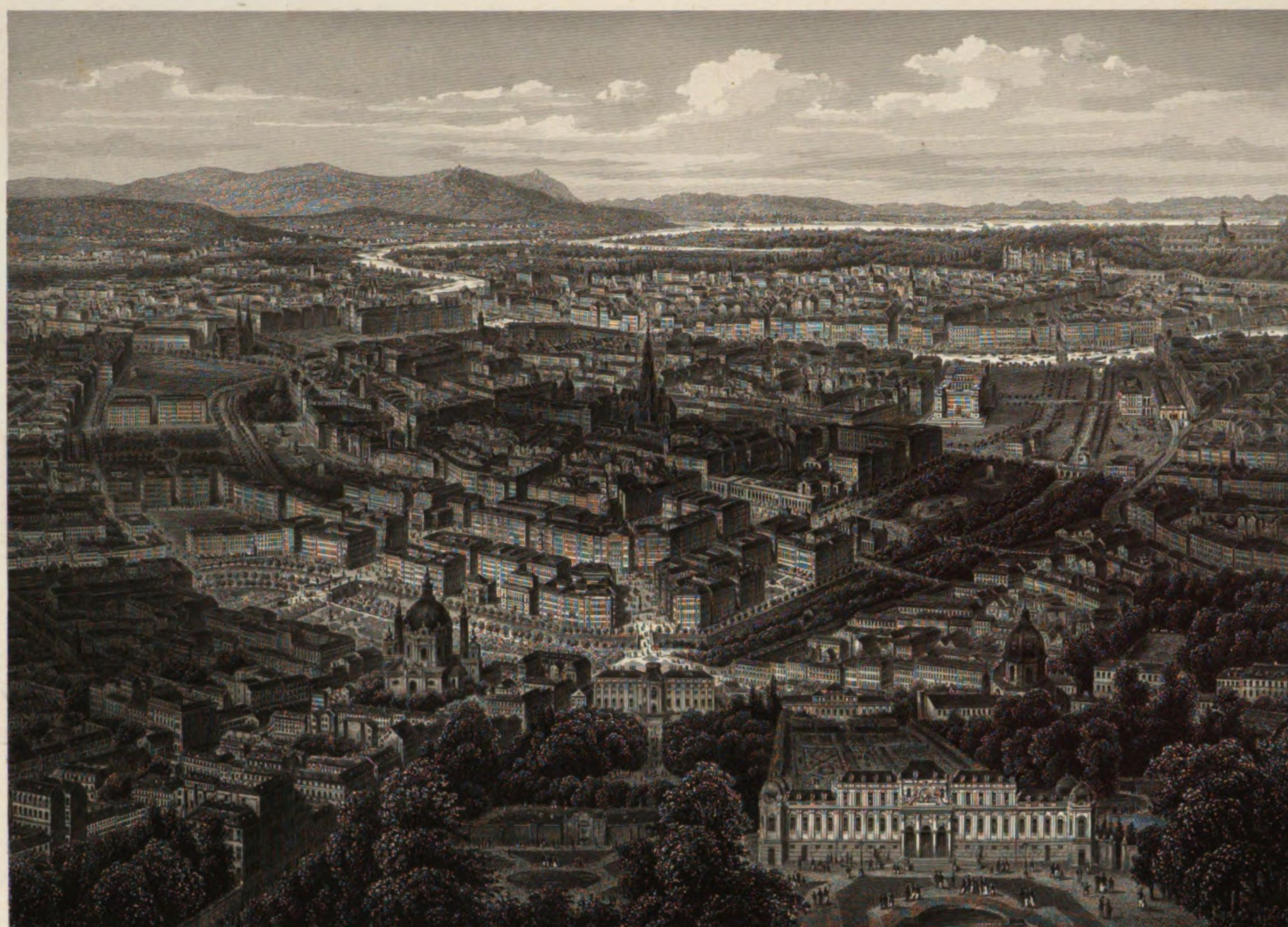
Darmstadt, Ferdinand Lange.

Inhaltsverzeichniß.









Ludwig Rohbock del^t

G. Heisinger & M. Kolb sculp^t

DIE KAISERSTADT AM DONAUSTRAND.



L. Rohbock del^t. C. Rorich sculp^t.

PANORAMA VON WIEN.

So ist — so ward Wien.

Am Donaustrand wuchs seit einem Jahrtausend eine Blume empor, riesengroß, märchenhaft schön, den Blick und das Gemüth Unzähliger fesselnd.

Diese Blume mit steinernen Blättern und zum Himmel ragenden Thurm-Staubfäden heißt Wien, ist die Kaiserstadt an der schönen blauen Donau!

In den Wellen spiegelt sie ihr Bild, und mit Gekose und Rauschen umspielen die Wogen den Fuß der Blume, welche sie genährt haben, großgezogen und die ihnen wieder wie Blumenblätter die Kähne, die Schiffe zum Dahintragen gibt, in die weite, weite Welt!

Wie zur märchenhaften Blume pilgert ja auch die Menschheit zu ihr.

Und betäubet ihr Duft die Einen, nisten sich die Nager und Schmarotzer und Widerlichen ein — je nun, es ist eine Blume, und selbst die keuscheste Lilie birgt Insecten!

Werden die Wellen getrübt und schmutzig — ei nun! es gibt keinen Halm und Strauch und Stamm, welcher nicht die Wurzeln hervorstrecken, das Verdorrte in die Wellen streuen und diese so mit fauligem Stoffe vermengen würde.

Aber so wie eine Blume ist sie geworden, die „Wiener-Stadt", organisch, erst aus einem kleinen Keime entwickelnd Stamm und Blätter, endlich ein rasch Entfalten und Prangen.

Ueber die neue Zeitrechnung hinaus dehnt sich ihre Geschichte, und Jahrhunderte bevor aus Betlehem ein Leuchten ging, flammten hier die Wachtfeuer der Krieger und die Herdflammen friedlicher Hütten.

Jetzt zünden nächtlich eine Million Menschen unter den Sternen die Leuchten an und diese wetteifern mit den Sternen; jetzt ist's ein mehrere Meilen im Umkreise zählender Feuer- und Zauberring, welcher die Million umschließt; — jetzt geht die strahlende Sonne über vergnügte Statistiker auf, welche sich die Hände reibend ausrufen: Die Million ist da!

Wien war nicht zu erfinden, nicht zu machen; es mußte aus sich selbst werden und naturnothwendig erstehen.

Auf einer ragenden Höhe nächst dem Donauarme, in der inneren Stadt, fußt ein Kirchlein, heißt St. Ruprecht und ist bereits mehr als eilf Jahrhunderte alt. Nicht weit davon geht man von der Tiefe zum Fischersteig empor, auch an das gar enge „Gestade", und so haben wir die kleine Wohnstätte Wien von ehemals vor uns. Wir wissen von den Römerbauten und Castellen der „Vindobana" genau, sogar von den einzelnen Legionen, welche hier während Jahrhunderten wohnten; und das ganze fahrende, raufende Gesindel der Avaren, Hunnen hat sich hier herumgetrieben; Kelten, Kimbern, Bojer balgten um die Wohnstätte, bis sie dem letzten germanischen Stamme verblieb — nunmehr wir da sind und die Deutschen da sein werden in Ewigkeit, aber sich eine ganz eigenthümliche Race herausgebildet hat, welche da heißet erstens Oesterreicher und zweitens besonders Wiener, auch „Weaner" — wovon wir weiter in Folgendem zu reden mannigfach die Ehre haben werden.

Was gemacht werden kann, wird gemacht, ist ein tüchtiges Sprichwort; aber Wien konnte nie und nimmer gemacht, ja nicht einmal im Gegentheile ruinirt werden.

Schon die seligen Babenberger, welche mehr als sechs Jahrhunderte in stillen Grüften begraben sind, wollten Wien niederdrücken und aus dem nahen Mödling am Berge, welches nun ein gar bescheidener Ort, die Hauptstadt machen. Aber es nützte nichts und die Stadt am Donaustrande wurde denn doch Herzogs- und später der Habsburger Kaiser-Residenz!

Spanischer, italischer, ungarischer, selbst deutscher Reichsglanz wurde Wien erst allmälig gebracht, dann aber während Jahrhunderten und bis in die neueste Zeit hinein entzogen; immer wieder meinte man in letzteren Fällen, jetzt müsse es kleiner und unbedeutender werden. Aber wie der Riese Anthäus zu Boden ge-

worfen, sammelte es daraus geradezu neue Kräfte, und nunmehr steht es da — umgürtet mit dem ganzen Stolze eines freiherrlichen Millionärs!

Wie kommt das nur? Woher nimmt denn dieses Wien die Kraft? Ist es nicht ein förmliches Männchen Stehauf, das man niedergedrückt zu haben glaubt, das aber sogleich wieder mit einer Gegenkraft sich erhebt und neuerdings auf gefundenem Schwerpunkte festiget? Wo sind die Wurzeln der Blume Wien? Wo stecken die Kräfte seines Werdens, Bestehens und immer wachsenden Gedeihens?

Das wollen wir einmal untersuchen, besehen!

Vom Felsen bis zum Meere, das ist eigentlich Wiens Gebiet und sollte auch sein Wahlspruch sein.

Sehen wir von dieser großen Grenzstadt deutschen Culturlebens hinab bis zum Orient, bis zu den Dardarnellen, dem Bosporus und der ganzen asiatischen Scheidegrenze, suchen wir dann aufwärts bis zu den Pforten des welschen Alpengebietes, so finden wir nirgend ihres Gleichen. Vom Fels zum Meere. Und selbst zu der Adria des Südlandes streckt sie ihre mächtigen Arme aus, hinübergrüßend, dahin spendend und von dort empfangend. Der ferne Norden Deutschlands ist Wiens Hinterland und er stellt es als seinen äußersten Cultur-Vorposten den östlichen Tieflanden entgegen. So prangt Wien in einer seltsamen Einsamkeit und daraus entspringenden Herrlichkeit.

Versetzen wir uns im Geiste an den Rhein, Main, Neckar und andere Ströme im deutschen Reichsgebiete, so finden wir, daß in Entfernungen von wenigen Stunden sich die Culturstätten und Städte aneinander reihen. Was der einen Stadt mangelt, ersetzt die andere in der Nähe; woran die eine Ueberfluß besitzt, das kommt rasch den andern zu Gute und sie theilen sich darein. Die Menschen, die Gewerbe, die Kunstinstitute stehen in enger Beziehung; ein verwandter Geist umfaßt sie alle; sie bilden so zu sagen größere Familien, die nur in ausgedehnten Räumen wohnen; sie ergänzen sich; sie besitzen das Gefühl der Gleichheit, des einigenden Umfassens.

Sehen wir Wien an, so ist es förmlich isolirt; wenigstens kommt ihm darin, daß es so ungewöhnlichen Abstand von irgendwie bedeutenden Städten hat, keine andere Großstadt gleich.

Sehen wir hinab nach Osten, so gebietet erst das nahezu vierzig Meilen entfernte Pest-Ofen dem Auge einen Halt. Sehen wir nach Süden, so finden

wir erst nach einem beiläufig gleichen Abstande das liebliche Graz, und dieses war früher durch die Alpen so abgeschieden, daß erst in neuerer Zeit mittels des Eisenbahnwunders auf dem Semmering von einem wirklichen raschen und regen Verkehr die Rede sein kann. Nach Westen steht erst in einem Abstande von zwanzig Meilen Linz an der Donau, welches außer seiner herrlichen Lage und empfänglichen Frische der Bewohner keine Bedeutung beansprucht, so daß bis über Salzburg hinaus und erst an dem neuen königlichen München Halt geboten werden kann. Und schließlich nach Norden findet sich auf der Mitte des Weges nach Prag nur das emsig webende Brünn, das österreichische Manchester; Prag, ebenfalls beinahe vierzig Meilen entfernt, hat sich immer mehr isolirt als dem Weltgeiste verbunden; — also kein Halt bis nach Sachsen und Dresden hinein; — und so prangt Wien in voller freier Herrlichkeit nach allen Seiten, erfüllt es eine bedeutende Mission!

Seit die große Maria Theresia und ihr erlauchter Sohn Josef erkannten, daß die Gewerbe, Künste und Wissenschaften einem Volke die Hoheit verleihen, seitdem sie hervorragende Leute aller Art nach Wien zogen und aus ärmlichen Grundstücken Vorstädte gestalteten, welche der Volksmund nach einiger Zeit mit treffendem Worte zusammenfassend „Brillantengrund" nannte; seitdem empfängt Oesterreich und mannigfach auch die Welt von Wien; hier ist die Umwandlungsstätte für das Naturprodukt in das künstliche Produkt, für das Rohe in das Feine, für das Angeborene in das Angebildete.

Je starrer andere Sprachstämme auf ihrer Fremdartigkeit beharren, desto beweglicher wird Wien. Je mehr andere Orte die cultivirte Einwanderung ausschließen, desto mehr füllt sich Wien mit neuem Leben, Kraft und Stoff. Je befremdender sich Sippe, Meinung und absichtliche Eigenart anderwärts geberden, desto gemüthlicher wird das anmuthende Wien, welches Jeden nach seiner Meinung selig werden läßt, wenn er gerade nicht anders will. Je mehr abseits andere Städte ihre Zugangsstraßen lenken, desto mehr füllen sich die Wege Wiens, desto mehr arbeitet dies statt jener sich selbst schädigenden Trägheit oder Absonderung, desto mehr Wohlstand empfängt es aus der Anderen Unproduktivität oder Nichtvervollkommnung und während es Jene kleidet, schmückt, verjüngt, die es hassen und zu verderben meinen, blüht es stetiger auf, lacht es und freuet sich seines Daseins!

In einem Thalkessel liegend, worin die Donau sich mächtig breitet, am Beginne der Ebenen, welche in die Flachgebiete Pannoniens, Mährens, Böhmens leiten, und gleichzeitig gelehnt an einen Bergzug, welcher der Vorposten des Hochlandes und der weiten Alpengebiete genannt werden kann, ist Wien der Sammelbecken der Menschenströme aus allen Tiefen und Höhen, hält es förmlich die Mündungen nach allen Seiten offen, hütet sie, empfängt die Straßenzüge und leitet hinaus; es repräsentirt das Centralsystem, es vereiniget die Nervenstränge, es ist das denkende und schaffende Haupt für viele Glieder — wenn diese auch zuweilen absonderlich strampfen, freiwillig oder unfreiwillig zittern, einen seltsamen Veitstanz beginnen wollen!

Der Donaustrom glitzert hell und lieblich erquickend; früher genügte der „Arm", welchen er bis mitten nach Wien hineinstreckte für das Geben und Empfangen im Weltverkehr; jetzt wird Herrn Danubius ein breites sicheres Bette geboten, damit er in ganzer Leibesfülle bequem an der Weltstadt liege; und wo die Berge beginnen wächst der Wein, darüber hinaus der erquickende Wald — das Alles leuchtet schimmert unter freundlichem Himmel, gibt helle Frohmüthigkeit — und so ward, so ist Wien.

Von Osten kommt das Licht der Sonne, es steigt über des Meeres Spiegel empor. Bis dahin sendet unsere Sonne der Cultur ihre Strahlen und grüßt entgegen. Wien steht auf einem Vorposten und leuchtet hinab, wie eine lichte Burg von der Höhe in alle Tiefe und Ferne.

Wir sehen bis zu den Meeren, sie bilden einen leuchtenden Gürtel um die Weltstadt; es grüßen herüber die Häupter der Alpen und bilden einen mächtig ergreifenden Hintergrund zu dem sich schlängelnden Grün der Hügel und Ebenen, zwischen denen Wassergerinne schimmern.

Aus all diesen Landen kamen seit einem Jahrtausend, sicher seit Jahrhunderten, Zuzüge nach Wien. Der Süden sendete auf der nothwendigen Straße seine beweglichen Söhne, der Donaustrom führte die regsamen Schwaben und Franken nach Wien, der Orient seine lebhaften Geister hieher. Das Kernvolk, welches in Wien wohnte, hatte seinen Herrscher- und Kaiserhof als feste Stütze hinter sich, blieb fröhlich und emsig. Schön ist das Land, heiter der Himmel, anmuthend sind die Frauen, lebhaft das Treiben mittels der reichen Produkte aus Stadt und Land, mit Einschluß des Weines — so ließ sich's gut leben — der Landsknecht

und der Kaufherr des Mittelalters kamen und blieben da — der zur ehrsamen Zunft reisende Handwerksgeselle, der abenteuernde Ritter, der fahrende Schüler und Magister, der Sänger und Schreiber — sie alle fanden es besser sich zu vereinen als abzusondern, sie kamen und blieben, sie wollten nichts von „tiefer unten" und mehr „nach obenaus" wissen, sie fanden es gut sein und hausen — so war es und so ist es auch noch heute, so wird aus dem seltsamen Gemisch, selbst aus der gesunden Kreuzung der Racen, aus dem frohmuthigen und liebevollen, mindestens gemüthlichen Anschmiegen, zu dem großen Zwecke „leben und leben lassen," das eigenthümliche Wien; — sie eine verlockende und nimmer entlassende Sirene, Frau Vindobona — — so ward es und so ist es!

Zwischen Graben und Stefansplatz.

Um Wien kennen zu lernen, ganz und vollinhaltlich, gibt es nur einen Weg und dieser führt geradezu nach dem Mittelpunkte.

Honigseim oder Gift, süßes Gift oder bittere Arzenei, sie finden sich zumeist inmitten der Blume. Und so ist es auch bei der Blume Wien, deren Pistille oder Mittelstaubfaden, der Stefansthurm, welcher Alles überragt, unserer Einbildungskraft die Anwendung des plastischen Bildes erleichtert.

Denke man sich die Straßen als Blätterreihen in concentrischen Kreisen, so scheidet ein breiter Zwischenraum und Abstand die Reihen von einander; der Blüthenboden im Innern ist die Stadt, alles Aeußere jenseits des breiten Abstandes heißet im Volksmunde „Vorstadt", der Abstand selbst ist „Ring" benannt.

Ueber den Ring fliegt das Webeschiffchen des Lebens, das die Fäden zwischen Stadt und Vorstädten (officiell heißen sie Bezirke) einschlägt, hin und her, die Theile zu einem bunten Ganzen verbindend. Aber der riesige Kreis des Ringes nimmt an verschiedenen Stellen ganz Verschiedenes in sich auf und läßt es wieder zurückkehren; hier ist keine Concentration, hier ist das großstädtische Leben in Bruchtheile und Segmente zersplittert; es ergibt sich an keinem Punkte eine totale

Uebersicht, alles dehnt sich und krümmt sich aus in die Weite, in den Bogen. Anders ist dies im Mittelpunkte der Stadt-Blume. Da liegen Stefansplatz und Graben, da strahlt das Leben in einen Brennpunkt zusammen, da leuchtet dieser wieder zurück in alle Weiten des Umkreises.

Stefansplatz und Graben sind die Kreuzungsstellen für alle Passanten in dem Getriebe der Großstadt.

Der Volkswitz sagt, wenn man nicht weiß wo Jemand wohnt oder zu finden wäre, so darf man nur den Stefansplatz besuchen, dort trifft man ihn sicherlich bald. Hier drängt also das Leben an- und zueinander, wenigstens Alle aneinander vorüber.

Um also Wien kennen zu lernen, gibt es keinen besseren Platz, als Graben und Stefansplatz.

Das sind allerdings scheinbar zwei Plätze; aber nur scheinbar; denn die stumpfe Ecke, welche sie beide verbindet, tritt so weit zurück, daß ein gutgewählter Standpunkt uns förmlich auf beide stellt und wir die beiden Flanken, das Gebiet, welches zwei vorwärtsgestreckte Schenkel eines Dreieckes bildet, ganz wohl zu übersehen vermögen.

Würden wir vor oder gegenüber dem altersgrauen Dome Stand nehmen, so wäre unsere Absicht nicht ganz erfüllt; die Kirchenseite läßt auf dem Stefansplatze das glänzende Leben nicht zu einem Ganzen schließen, wie es der vollends weltliche und schimmernde Graben gestattet und sogar veranlaßt. Würden wir uns etwa hier an eine der glänzenden Spiegelscheiben der schimmernden Cafés setzen, im Sommer an die Kioske im Freien, so wäre unsere Absicht noch immer nicht ganz erfüllt. Mithin beharren wir zwischen Graben und Stefansplatz und lassen die Erscheinungen der Großstadt an uns vorüberfluthen.

In steter neuer Fluth rollen die Wagen, glänzende Karossen, schlichte Gefährte und des Volkes Equipagen, die Omnibusse, von allen Seiten heran, nach allen Seiten hinweg. Stolz und Demuth, lächelnder Reichthum und klagende Armuth, eilige Geschäftigkeit und sorgloser Müssiggang, schüchterne Angst und herausfordernde Frechheit, sieches Alter und überschäumende Jugend, krüppelhafte Häßlichkeit und stolze Schönheit, Schlichtheit und Flitter, Wiegen und Särge, Brautkränze und Grabeskreuze ziehen an uns eilig oder langsam vorüber — die Million ist reichhaltig!



F. Baldinger del.

[illegible] in den Bogen. Anders [illegible] Da liegen Stefansplatz und Graben, [illegible] zusammen, da leuchtet dieser wieder zu- [illegible]

[illegible] Graben [illegible] Kreuzungsstellen für alle [illegible] in [illegible]

[illegible] nicht weiß wo Jemand [illegible] oder zu fin- [illegible] Stefansplatz besuchen, [illegible] man ihn sicher- [illegible] an- und zueinander, wenigstens Alle an- [illegible]

[illegible] kennen zu lernen, gibt es [illegible] besseren Platz, als Graben und [illegible]

[illegible] allerdings scheinbar [illegible], aber nur scheinbar; denn die [illegible] beide [illegible] weit zurück, daß ein gutgewählter [illegible] wir die beiden [illegible], das Gebiet, [illegible] Dreieckes bildet, ganz wohl zu über- [illegible]

[illegible] dem altergrauen Dome Stand nehmen, so [illegible]; die Kirchen [illegible] läßt auf dem Stefansplatze [illegible] dem Ganzen [illegible], wie es der vollends welt- [illegible] gestattet und sogar [illegible]. Würden wir uns [illegible] Spiegelscheiben der [illegible] Cafés setzen, [illegible] im Freien, so wäre [illegible] Absicht noch immer nicht [illegible] beharren wir zwischen Graben und Stefansplatz [illegible] der Großstadt [illegible] vorüberfluthen.

[illegible] Fluth rollen die [illegible], glänzende Karossen, schlichte Ge- [illegible] Equipagen, die Omnibusse, von allen Seiten heran, nach [illegible] Stolz und Demuth, lächelnder Reichthum und klagende Ar- [illegible] Müssiggang, schüchterne Angst und ver- [illegible] Alter und überschäumende Jugend, [illegible] Schlichtheit und Flitter, Wiegen und Särge, [illegible] ziehen an uns eilig oder langsam vorüber — die [illegible]



F. Baldinger del^t. M. Kolb sculp^t.

DER ST. STEFANSDOM IN WIEN.



DAS IN[illegible]



L. Rohbock delt. J. Riegel sculpt.

DAS INNERE DES ST STEPHANSDOMES.

(IN WIEN)

Doch nicht nur was lebt und mit Augen und Geberden zu uns spricht, auch ringsum die Bauten sind kundgebende Zeugen der Großstadt und ihres eigenthümlichen Lebens. Deuten wir sie, suchen wir sie zu verstehen.

Da an der Ecke wo wir stehen, lassen riesige Krystallscheiben in ein reiches Waarenlager sehen, das die kostbarsten Teppiche und Gewebe, Indien überbietend, in fast verwirrender bunter Fülle vor uns ausbreitet und enthält. Glänzender Marmor, geschliffener Granit, Gold und allerlei reicher Zierrath prangen an dem Hause, das nur ein einziges Waarenlager in allen seinen Stockwerken ist, zwischen denen eine Maschine auf- und abwärts tragend verkehrt, und ein eigener galonirter Portier öffnet die Thüre jedem Ein- und Ausgehenden. Das Haus hat seine Lager in allen Großstädten der Welt, der schlichte Name Haas prangt in Goldlettern darauf, und der Gründer, der Schöpfer von allen Diesem war ein armer Webergeselle, welcher nach Wien kam, mit eigener Hand den Webebaum hob, das Schiffchen schnellte und sein Glück wob. — Gibt es eine schönere Illustration für das Leben in einer Großstadt, läßt sich deutlicher der Eine unter Hunderttausenden oder der Million deuten und erkennen?

Sehen wir gleich nebenan rechts das drittfolgende Haus. Es ist der berühmte „Trattnerhof". Jener dort ist's mit den zwei stolzen Thorwegen, deren steinerne Pylaster, Gesimse und Balcone von je zwei riesengroßen Karyatiden getragen werden. Schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts sagt man, daß dieses vier Stockwerk hohe und weitgestreckte Haus mit zwei Bazar-Höfen seinem Eigenthümer einen Dukaten trage jede Viertelstunde; jetzt wird man wohl schon sagen können: jede fünf Minuten. Aber das Auge weilet an den Zeugen des sonderbarsten Geschmackes, nämlich den Karyatiden, welche nicht nur den Rücken, sondern auch mit entschiedener Wendung einen tiefen Körpertheil rund und plastisch, förmlich vorwiegend zeigen, welchen man sonst gerne an die Wand lehnt und verbirgt.

Wie doch nur Architekt und Erbauer solchen seltsamen Geschmack entwickeln konnten?

Ja, das hat seine Geschichte! Wenn er heute noch leben würde, der einstige arme Buchdruckergeselle, später Freiherr von Trattner, er würde sich die Hände reiben und lachen, sehr lachen darüber, daß man doch wieder Göthe und Schiller, kurz die Klassiker frei und unbeirrt nachdrucken kann; er hat dies vorerst, noch

bei Lebzeiten der klassischen Herren gethan; er hat ihre Produkte mit den Schulbüchern, auf welche er das Monopol nahm, zugleich unter die Leute gebracht; und hier stehet der steinerne, erbauliche, ihn weit überdauernde Zeuge seines fruchtbaren Fleißes!

Freilich, einmal rollten aus dem Hause Trattner's nicht unaufhörlich Dukaten; nicht einmal klapperten die kupfernen Kreuzer in des Buchdruckers Tasche zahlreich; aber er brachte es müheselig zu einigen Silberlingen, kaufte eine Handpresse und arbeitete in dem alten baufälligen Häusergerümpel, das einst an dieser Stelle stand. Damals trug er einem Mädchen, das gerade gegenüber wohnte, Herz und Hand an. Einige sagen, das Fräulein wäre adelig gewesen und der Stolz wies den Bürgerlichen ab; Andere wollen wissen, der arme Teufel genügte selbst der Bürgerlichen nicht. Genug daran, der Druck des Herzens war in dem Buchdrucker schwer! Die Schöne sah noch lange vom Fenster gegenüber heraus. Sie sah wie aus des Armen kleinem Laden ein riesiges Haus sich gestaltete; sie sah, daß verhüllte Stein-Figuren zum Schmuck der Thorwege und herrlichen Balcone des Freiherrn von Trattner herangebracht und aufgestellt wurden. Und als sie eines schönen Morgens wieder hinübersah, waren die Hüllen der Karyatiden gefallen — sie sah deren Rücken und noch mehr ihr zugekehrt — o welche tiefsinnige und hochgrob wienerisch-deutsch gemüthliche Geschichte!

Sie ist lehrreich, und die Fabel bleibt nicht ohne Moral.

In der Mitte des Grabens steht die sogenannte „Pestsäule", ein Gethürme von Wolken und Engelein, die heil. Dreifaltigkeit an der Spitze und unten zur Tiefe geschleudert die scheußliche von einem Engel überwundene, gleich einem Wurm sich krümmende Pest, welche 1679 wüthete. Die Pestsäule gemahnt an das letzte Rasen der durch die Türkenkriege eingeschleppten, durch die Einpferchung in enge Stadtbefestigungen erhöhete Verderbniß, welcher noch ärztliche Unwissenheit und allgemeine Rathlosigkeit gegenüberstanden; sie gemahnt zugleich an den lustigsten Prediger mit dem frommsten Herzen, an Pater Abraham a Sancta Clara, welcher an dieser Stelle im Freien sein „österreichisches Deo gratias" hielt und der zugleich zum Andenken an die Pest zurückließ: „Merck's Wienn", eines seiner witzigsten und erschütterndsten Büchlein.

Das fromme Wien in seiner Eigenthümlichkeit mangelt also auch hier nicht.

Blicken wir auf die Läden und die Schaukästen, wie sie durch die wogende Menge hindurchblinken. Pracht an Pracht, Fülle an Fülle gereihet! Will man reisen, studiren, eine Braut, eine geliebte Frau mit echten Perlen und Demanten fürstlich besäen, will man mit falschen die Welt täuschen, will man rauchen, jagen, trinken, ein Haus festlich schmücken, Geld und Renten aller Welttheile kaufen oder verschleudern, Glück im Lotteriewagniß versuchen, sich eine Kugel durch den Kopf, einen Dolch ins Herz, eine Rose in das Knopfloch drängen — hier ist der feilbietende Platz dafür; — hier, in Allem was da schimmert, blitzt, gleißt, mit Farben blendet, kann man erlangen was man bedarf, um im Nu ein Herz, ein Leben, eine Million zu erobern oder los zu werden, ja sogar mehrere!

Jede Ladenmiethe repräsentirt allein ein bürgerliches Vermögen. Wenn der Kaufmann oder sein Commis einem Eintretenden „Guten Tag" sagt, oder wienerisch „Ih küß die Hand", so hat er bereits bedeutende Kosten auf diese Aeußerung verwendet und muß trachten die Ausgaben im Verhältniß zur Waare hereinzubringen.

Es geht nicht Jedem so gut, wie dem Freiherrn von Liebig, welcher, gleich anderen Hausbesitzern dieses Platzes, recht winzig klein und für sich als schlichter Weber in der Provinz angefangen, doch in die Lage kam, einen Betrag von hunderttausend Francs leicht zu verschenken, ein neuer Fugger. Er übergab diesen Ehrenpreis, welchen ihm die Pariser Ausstellungs-Jury zuerkannte, seinen Arbeitern. Er hatte Recht, stolz eine Uhr auf seinem Hause anzubringen, er vermag rechte Zeit den unten Wandelnden zu weisen. Seltsam ist jedoch, daß vier bis zu den Hüften entkleidete Frauengestalten den Balcon seines Hauses tragen. Das Volk gab dem Hause einen hier nicht wiederzugebenden Namen. Sicherlich verwundert es sich über den Gegensatz des Unbekleidetseins bei so vielem Weben!

Lenken wir unsere Blicke wieder zurück nach dem Innern des Grabens. Aus jenen Fenstern dort haben Gluck, Mozart, Haydn, Beethoven herausgesehen und ihre Klänge ertönten aus den Räumen der vornehmsten Stände Wien's, welche zu jenen Zeiten mit Vorliebe die Musik pflegten. Hier haben Blumauer und Metastasio, Körner und Grillparzer, Halm und Hebbel, Lenau und Hartmann in vielen Stunden, Dichtungen sinnend oder im Geplauder gewandelt. Hier schöpfte das lachende Wien vielen Humor; wer mag zurücksehen

in alle Zeiten der Hanswurste, Stranitzky, Prehauser und der lustigen Nachfolger bis auf Scholz und Nestroy. Wer mag überhaupt in alle Zeiten zurückgehen und das unerschöpfliche Reich der Schatten beschwören? Hier, genau im „Trattnerhofe“ jedoch lachte der Shakespeare des Wiener Volksstückes, Raimund mit seiner verkörperten lebendigen Jugend-Allegorie, Krones Resl (Therese). Man hat bei den Karten und Champagnerflaschen dieser lustigsten aller Schauspielerinnen den Baron Jaroszinsky verhaftet; ehe er die Blätter mengte und die Gläser füllte, hatte er seine weißen Hände in das Blut eines Mannes getaucht, den er mordete, um mit diesen weißen Händen in Taschen und Schränken des Ermordeten nach Raub zu wühlen. Der feine Hals ward gehenkt, Therese starb so rasch wie sie gelebt, und Raimund weinte über ihr, seine „Jugend“ war todt; dem Armen ward auch kein Alter, denn er erschoß sich bald!

Doch an Menschen und Komödianten fehlt es noch immer nicht — das wächst nach — dort trifft das Auge sogleich eine feine, zierliche Gestalt. Sie schwebt förmlich in einem Gewölke von Seide und Gaze über die Erde emporgehoben von einem schwellenden und blinkenden Sitze. Es ist jener einer Equipage. Die glänzenden Pferde derselben schäumen und werfen stolz die schmucken Köpfe; der galonirte Diener springt an den Schlag, der Juwelier vor dessen Laden gehalten wurde, eilt vor die Krystallthüre — er wird fürstliche Geschäft machen.

„Das ist die Fürstin ***“, sagt ein Herr zum andern, im Vorüberwandeln. „Ich habe sie auf meinen Reisen begegnet. Einmal in London, dann in Ischl, in Paris und wieder auf dem Rigi.“

„Welche der Damen und Equipagen meinen Sie?“ sagt der andere Herr. „Jene Dame in der Equipage mit der blauen oder der grünen Livree? Es fahren gerade mehrere nacheinander, die eine glänzende hält gerade.“

Die Antwort, welche der Herr gibt, wird von Wagengerassel übertönt.

„Und ist die Dame, welche eben zu dem Juwelier sich begibt, nicht die Gräfin ***?“ sagt der eine der Herren bald wieder vernehmbar.

Der Gefragte lacht. Er hat Recht dazu.

Das ist die Gräfin . . . von der Coulisse, vom Ballet, von der tragischen Phrase, von der naiven Lüge, von der antiken und modernen Schminke, von der Perrücke, vom Couplet, von den Tricots mit elektrischer Beleuchtung . . . . von dieser oder jener Sorte . . . sie wird den kostbarsten Diamanten- und Perlen-

Schmuck wählen, sie wird ein ganzes Körbchen Armbänder und Ohrgehänge zusammenklauben, wie Dorfkinder Kirschen pflücken und in ein Unkrautblatt legen, sie wird in einem nächsten Laden kostbare Stoffe in eine Kiste werfen, zur Auswahl daheim, und ihr Anbeter — Banken-Millionär oder Cavalier — vielleicht ihr heimlich getrauter Gatte, wird ihr die Wahl nicht schwer machen, er schenkt ihr den ganzen Korb, die ganze Kiste.

Vielleicht sagte ich zu wenig mit den Worten „heimlich getraut" . . . . sie kann gestern öffentlich getraut worden sein . . . dort drüben fährt ein stolzes Wappen am Wagenschlage mit einer andern Dame, sie war eine schlechte Schauspielerin und geberdet sich doch vortrefflich als hochadelige Dame!

Welch ein Lachen schallt plötzlich herüber?

„Fahr' mer Eu'r Gnaden?"

Der alte Fiacker, welcher seinen Standplatz dort hat, verursacht das Lachen. Er hat das hübsche Dienstmädchen so gefragt, welches mit dem gefüllten Wasserkruge vom nahen Platzbrunnen wieder heim will. Er lüpft vor der hell Lachenden den Hut und schäckert mit ihr . . . ich glaube gar, jetzt umhalst er sie und raubt ihr blitzschnell einen Kuß! Weder die Vorübergehenden, seien sie Militärs, oder vom Civile, oder selbst Geistliche, am allerwenigsten die Mädchen aus dem Volke wollen ihm das stark verübeln. Es ist ja das gemüthliche, daran gewöhnende Wien! Höchstens bedarf es noch einer späteren Aussöhnung und er tanzt mit ihr in einem der zugkräftigsten Säle der Vorstadt; wenn es gut geht walzt er mit ihr in die Hochzeit hinein und heirathet sie an einem Faschingstage. Oder er kann sie mit seinem Wagen auch in ein erbarmungsreiches Haus führen — sich nach Wochen ihre Wiedereinführung in die Welt angelegen sein lassen — und „Fahr'n mer Eu'r Gnaden!" dabei bleibt es!

Das Kichern und Lachen kann man hier oftmals hören. Die Heiterkeit hat hier ihre Ambulance auf dem glatten Trottoir. Die „goldene Jugend" lacht und lächelt hier, fein frisirt und zierlichst geputzt, nicht wenig auch in allerlei Uniformen, zu Gruppen geschaart, oder auch auf stolzen Rossen. Der bummelnde Commis mit „feinem Wichs" — wie sein höchster Stolz ihm mit lokalem Ausdruck sagt: „fesch!" — nimmt hier ein ebenso aristokratisches Air an und träumt von goldenen Abenteuern. Sie werden oft in Kupfergepräge verwechselt. Der papierene Roman auf Lumpenzeug, oder Holz- und Stroh-Stoff fehlt nicht. Man

lächelt und liebäugelt, man lernt sich kennen, man löst sich enttäuscht, die Masken haben sich erkannt!

Bei jenem Schaufenster entfällt einem reizenden schlichten Mädchen ein Schnupftuch, ein Notenbüchlein, der junge Mann daneben hebt es auf, er flüstert, sie erröthet — sie verlieren sich im Gewoge — dieser Augenblick entscheidet über zahllose Thränen, welche wegen eines verlorenen Familienglückes strömen werden — oder auch es erbebt magisch ein Ringlein in einem Goldladen — der Familienkreis wird sich um eine Bekanntschaft traulich erweitern.

Hier lächelt die Freundschaft und staunt der Fremde vergnügt; hier macht der Volkshumor seine leichtlebigen Witze vor den goldgefüllten Schalen der Schaukästen, wie der Fuchs vor den zu hohen süß-saueren Trauben.

Die Mädchen mit den hellen Augen, mit den stets sehr gepflegten Haaren und den sinnigen sinnlichen Näschen, sie stehen vor den kristallenen Scheidewänden, welche sie von den Schätzen der Stoffe und der Schmuckgegenstände trennen; sie machen keine wehmüthigen Gesichter; sie schwätzen wie sie in all dem Zeug aussehen würden; sie belächeln die Alte oder Häßliche, welche derlei besitzt oder auch nebenan mit hochmüthiger Miene, als Käuferin prüft.

Der Herr, welcher dort mit ihnen steht und mit ihnen Scherze wechselt, scheint ein Commis, welcher heute seine freien Stunden hat. Doch er ist vor solcher Geschickesgunst bewahrt. Er hat's besser. Es ist jener kühne Reiter, welcher bei dem Frühlings- und Herbstrennen seine „Vollblut" stellt, seine Wetten macht, er ist Baron, oder Graf, oder Fürst X — in Wien plaudert man fleißig, macht gerne eine heitere Bemerkung, sieht in hübsche Auge und ..... voilà tout!

Vielleicht auch nicht.

Helle, reizende Augen blicken lange und bedeutungsvoll nach ihm. Er wird vielleicht Vorwürfe zu ertragen haben. Diese Blicke entströmen dem Auge einer Dame seiner hohen Bekanntschaften .... die superbe Toilette .... die Grazie ....

Ach, welcher Irrthum! Diese schönen Augen haben vor einiger Zeit mit dem Fiacker gescherzt, oder sie haben auf die Nähnadel emsig gesehen, sie waren vielleicht in der Provinz die einer ehrsamen Bürgers- oder Beamtens-Tochter; heute sind sie noch nicht ausgeschlafen, feine dunkle Ränder umrahmen sie .... das

Schmachten in denselben drückt die Sehnsucht nach einem „à la Fourchette“, oder „Souper“ in den „chambres separèes“ aus.

Es gibt deren mehrere, gar nicht weit von hier.

Wie sie jetzt trippelt und weiter schreitet! Wie sie rauscht und glänzt. Sie scheint vor sich und doch geschickt neben und hinter sich sehen zu können. Wie sie mustert und belauscht die nach ihr wandeln und doch zugleich die Entgegenkommenden! Doch ihr Schritt ist plötzlich immer langsamer, das wirklich reizende Gesicht zeigt eine seltsame Bewegung, die Grazie in den feinen Stoffen ist eilig um die Ecke des Sparkassengebäudes verschwunden; dort kreuzt der Weg von der „Tuchlauben“-Straße, wo das Polizei-Amt ganz nahe; ich sehe rasch dahin und kann nur noch eine Säbelspitze bemerken, sie gehört wohl keinem Offizier, sondern einem Sicherheitswachmanne, welcher den gleichen Weg nach der Dame genommen. Vorüber!

Er eilte und hätte beinahe das arme Weib verdrängt, welches eben aus dem Thore der „Sparkasse“ herauskam, das ist jenes große Gebäude mit dem schlichten Zeichen der Biene im Frontgiebel.

Die „erste österreichische Sparkasse“ für das Volk. Sie rechnet mit Millionen. Sie verwendet ihren Gewinn wieder für gemeinnützige Zwecke. Sie schenkt hunderttausende von Gulden jährlich, hunderttausend an irgend ein einzelnes würdiges Wohlthätigkeitsinstitut. Der Fleiß des Volkes hilft sich doppelt.

Das Weib, welches eben aus dem schlichten Thore kam, birgt etwas in dem Umhängetuche, das sie fester zusammenzieht; sie wahrt ängstlich ein Büchlein. Es ist eines jener grünen, dünnen Einlagsbüchlein, auf deren Blättern wenige Ziffern inhaltsreiche Geschichten erzählen, um welches die Hausgeister mit Thränen und Lächeln, mit Bangen und Heiterkeit ungesehen schweben. Die Arme hat entweder die müheselig gesparten Kreuzer in die Kasse der Anstalt gelegt, oder sie hat die lange und ängstlich gehüteten wieder herausgeholt, denn der Mann ist krank, oder die Arbeit fehlt, vielleicht siecht der Vater, bedarf das Kind ein Särglein .... wer kann Alles von den Zügen ablesen! Die Wehmuth bei innerer Freude und bei Kränkung hat oft gleichen Ausdruck.

Es treten ganze Gruppen aus der Sparkasse, sie schwätzen, sie sehen plötzlich nach einem Ziele, eilige Wagen halten und die Rosse werden von den Kutschern zurückgerissen; es klappern im Nu drei gleichmäßig trabende Rossepaare, hinterein-

ander gespannt, mit ihren Hufen auf dem Pflaster, gelbe altspanische Reiter mit Dreispitzen und schweren Kanonenstiefeln schaukeln beim Laufe der Thiere auf deren Rücken, die goldgeränderten raschen Räder der Hofequipage blinken — es ist ein Grüßen zu und aus dem Wagen — „der Hof!“ — Der Einheimische kennt seinen Kaiser, seine Kaiserin, alle Prinzen und Prinzessinnen; wer eilt und mit Aufregung fragt, ist ein Fremder; die Ruhe der Gewohnheit kennzeichnet den Einheimischen.

Damen mit edlen Gesichtern und einfach feiner Toilette, Herren im Militär- oder Civil-Rocke, mit Ordensbändchen, stehen ein Weilchen und besprechen vielleicht das Aussehen des Hofes . . . ein armes Kind, welches Blumen anbietet, stört sie im Sprechen; und wenn sie sich sämmtlich nicht gut vorsehen, so fährt ihnen ein vierräderiger Wagen, nicht etwa einer der fliegenden Fiacker, über die Füße, ein Wagen, welcher sonderbarerweise auf das erhöhete Trottoir gekommen. Er wird jedoch von Menschen gezogen, er fährt Musik, das heißt in einem Kasten von erstaunlicher Größe, einem Leierkasten, und bald dreht ein Mann mit Mühe die große Kurbel, nachdem er für diesen Zweck sogar auf einer Art Gallerie zum Kasten emporgestiegen, während sein College mit rastlosen Complimenten rings im Kreise die Mütze zum Einsammeln bewegt und alle Welt mit „Euer Gnaden!“ anredet. Dies ist eine Repräsentation der Wiener Musik, der Straßenmusik und Leierorgeln, welche in Wien ihren Weltort haben. Und ringsum sieht man die berühmten Firmen der Musikalienverleger, welche Mozart, Beethoven, Schubert, Haydn, wie Strauß und Lanner in alle Welt gesendet.

Durch die Fenster, welche sich fünf und selbst sechs Stockwerke hoch übereinander thürmen, blicken heitere Gesichter, ja um so hochgelegener die Fenster desto fröhlicher die Mienen, denn gerade die Handwerksgesellen haben das bedeutendere Verständniß für den Leierkasten, sie sind es, welche von der Höhe die Kunst tief unten protegiren, und sie werfen die Kupfer-Münzen in Papier gehüllt hinab, sich ergetzend an dem klassischen Concerte. Einzelne Gestalten drücken sich in einen Vorsprung, oder in einen Hauseingang, bleiben und horchen. Heitere Jungen halten auf dem Wege an, pfeifen die Melodie mit, hopsen auch gelegentlich dazu, ob der Meister die Zeit gönnen mag oder nicht. Der musikmachende, sogenannte „arme Invalid“ fährt Abends heim und überzählt seine

Tageseinnahme, welcher nur jene einiger weniger, bevorzugter Virtuosen gleichkommt.

In einen Thorweg gedrückt steht bis Nachts im Laternenschein sein böhmischer, krainischer oder slavischer Landsmann und hat kaum das „tägliche Brod" aus seinem Korb voll Orangen, Glaaswaaren, oder Bänderkram, oder Wachsvögelchen, Flitterblumen u. s. w. herauszuquälen vermocht.

Und jetzt entsteht plötzlich ein Gedränge, eine Menge Volks schreitet inmitten der Straße mit einer Art militärischem Schritt; die Herren Militärs, vielleicht auch Erzherzoge darunter, welche ruhig durch die Menge auf dem Trottoir gewandelt, zögern oder bleiben ein Weilchen stehen, sie kennen den Anlaß. Und jetzt wird ein in die Luft geschwungener, großer Stockknopf glänzend sichtbar, er gehört zu einem Regimentstambour mit großem Barte, Soldatenreihen schreiten ihm nach, auf das Zeichen mit dem glänzenden Stockknopfe schlägt die große Trommel ein, schallende Becken klingen und rasseln dazu — denn zwischen Graben und Stefansplatz muß man sich hören lassen — und eine Marschmusik geht zwischen den schallverstärkenden Häuserreihen los, daß das Herz im Leibe lacht! Die Compagnie Soldaten zieht mit fliegender Fahne etwa zur Kaiserburg, oder einem Regimente entgegen, lustig zu oder von einer militärischen „Leiche," zu irgend einer feierlichen Aufwartung, Graben und Stefansplatz leiten meist den kürzesten Weg.

Gleich hinter oder neben der Militärmusik wird ein Beamter in sehr beengender Uniform schreiten, die häufig nicht zu ihm zu passen scheint, und er eilt — es dürfte die höchste Zeit für seine Aufwartung sein.

Was unser Ausblickspunkt nicht in der Breite an Bildern bieten kann, ersetzt er auch noch durch die Höhe. Ueber den schimmernden Läden der Straßen sind auch noch solche im ersten Stockwerke, oder es hausen daselbst die Millionen rollirenden Banken und Börsencomptoirs. Es wohnt in den zweiten Stockwerken die Aristokratie der Geburt, des Geldes, des Wagnisses und Abenteuers. Dann folgen im dritten Stocke Gewerbs- und Bürgerklassen. Zuletzt gipfeln sich bis in das fünfte und sechste Stockwerk der alten Häuser immer mehr die Spärlichkeit, die Sorge und zuletzt die drückende Armuth — dem Himmel scheinbar näher — und scheinbar doch um so ferner!

Hier wandelt das reizende, züchtige Mädchengesichtchen, um Welt und schöne Dinge zu sehen. Hier geht ein anderes schönes Kind, um gesehen zu werden, und nach der „Verlorenen" jammert in der Ferne ein greises Mütterlein, ein verzweifelter Vater. Hier schließen Hoheit und Würde die Vertraulichkeit aus; hier bietet der Leichtsinn sie lächelnd an. Hier eilt die Thatkraft, die Gier, schleicht die Tücke und der Verrath, der Schwindel und die Gaunerei. Hier drängt der Edelmuth nach und sputet sich das Beglücken neben dem Verderben. Hier weilet das träge und das behäbige Nichtsthun. Hier wandelt jeder Fremde und jede Fremde, denn diese Wege müssen sie betreten und gesehen haben. Hier findet sich allmälig jede einheimische Person ein; hätte man hier nichts zu thun, man müßte kommen und wandeln, um wieder da gewesen und in Kenntniß über alles Vorhandene zu sein. Hier reitet, fährt in Karossen, wer einst auf durchlöcherten Sohlen das Pflaster trat; hier wandelt in Sorge, wer einst üppig dahinritt und fuhr. Hier blickt das Alter wehmüthig in die Zeit der verlorenen Jugend; hier mahnt jeder Schritt an die Freude und Trauer von einst. Hier wandelt man, um in sparsamer Erholung sich kostenlos zu erquicken; hier sucht das Laster, wie die Verschwendung den Weg zum Vergeuden alles kostbaren Gutes des Daseins. Hier spottet man der Welt und bewundert sie. Hier wischt man sich heimlich eine Thräne und knirscht vor Zorn über manches Treibende und Bleibende.

Hier lacht und flucht man. Da bringt eine Karosse das seidene Kissen in dem ein Neugeborener liegt, zur Taufe im Dom, dort tragen vier schwarze Männer eine armselig bedeckte Leichentruhe und Niemand folgt. Hier muß man dem prunkenden Trauerzuge, seinen Rappen und Wappen, blendenden Fackeln und blinkenden Stickereien weichen . . . ho! dort wird ein Kind unter die Räder und Rosseshufe gestampft! . . . hier erkennen und umarmen sich Zwei . . . dort greift eine Hand nach der andern, sie wird nimmer sich frei rühren . . . adieu! wir verlassen die inhaltsreichste Stelle, den meist charakteristischen Punkt in Wien und waren lange genug zwischen Graben und Stefansplatz.

Wiener und Weaner.

Wiener und Weaner steht da als Ueberschrift und Mancher sieht die Worte mit seltsamen Blicken und Gedanken an. Das Wort „Wiener“ bleibt ihm zweifellos; was aber ein „Weaner“ sein soll, das wird kopfschüttelnd bedacht, vielleicht auch mit Neugierde, nicht ganz ohne Mißtrauen, zu wissen erwartet.

Und dennoch ist ein „Weaner“ nicht etwa ein fremdländisches Ungethier, keine zoologische Seltsamkeit, auch nichts Eßbares, oder aus dem Pflanzengarten und Steinreich, sondern ganz einfach ein Wiener.

Das heißt, wohlgemerkt, so lautet die Uebersetzung aus dem Oesterreichischen ins Hochdeutsche. Dieses Hoch bekundet jedoch einen Mangel, denn es hat keinen Ersatz für unser eigenthümliches, immerhin eine ganz besondere Specialität bezeichnendes Wort. Und wir müssen die Specialität aufrecht erhalten.

Bevor wir jedoch zum Gehaltlichen übergehen, müssen wir uns mit der Betonung und Aussprache beschäftigen. Es sieht sich so einfach an, das Wort zu lesen und auszusprechen, und dennoch ist dies ein Kunststück, das für den Fremden schwierig, ja fast unerreichbar wird. — Wir hätten sollen mit Klammern, Noten, halben Zwischenbuchstaben und allerlei Zeichen dem Verständnisse und Betonen zu Hilfe kommen. Hätten wir es aber gethan, so würden wir nichts oder das Verkehrte erreicht haben, wie so viele Dialektdichter, welche gerade das Unverständlichste für ihr Streben nach großer Verständlichkeit eingetauscht.

Es brechen sich die beiden Vocale e und a nicht ganz auseinander... sie ziehen sich auch nicht ganz gleichartig zusammen . . . es haucht sich etwas wie ein halbes r nach jedem... und denn doch nicht... ebenso schnörkelt es sich am Ende aus... kurz ein recht echter Wiener würde sagen . . . „es is' holb ă Weaner!"

Und damit Punktum. Wer es genau und gut hören will, komme gefälligst nach Wien.

Wie sehr bleiben immerhin „Wiener" und „Weaner" verschieden!

Ja auch das weibliche Geschlecht hat die Berechtigung seine Eigenthümlichkeiten gewahrt zu sehen, und deshalb müssen wir Gewicht darauf legen, daß es so gut wie eine Wienerin, auch eine Weanerin gibt, ja erst recht und „just-am-End!" (justement!)

Wir werden darauf zu sprechen kommen und wenden uns vorerst zu den Männern.

Der Wiener ist Großstädter, Mann von Welt, er steht den Ereignissen und Personen mit einer gewissen allgemeinen Philosophie und geschmeidigen Praxis gegenüber. — Der „Weaner" läßt wol Alle und Alles an sich herankommen, aber er bleibt was er war, unerschüttert, ohne Wechsel und Wandelhaftigkeit — „a Weaner!"

Der Wiener hat Ruf in der Welt erlangt. Es bleibe allen müssigen Forschern überlassen, zu untersuchen, ob Wien die Wiener erzeugt oder umgekehrt die Wiener das eigentliche Wien gestalten. Rings um Wien lachen die sonnigen Rebenhügel, haucht der Wald Frische und laden die Hügel und Berge zum Blick ins Land, von der Höhe vogelfrei hinab- und hinauszuschauen, sich förmlich wie leichtbeschwingt erhoben zu fühlen!

„Kraft und Stoff" nach der neueren Theorie, haben also hier ihre praktischen Anhaltspunkte.

Selbst das deutscheste Getränk, das Bier, ist hier in einer Weise umgestaltet worden, welche es von der Niedrigkeit zur Höhe, fast vom Rohstoffe zum Kulturwerke erhebt — daß es zu einer Art Wein ausgebildet ist. Einerseits eben so entfernt von der schweren Behäbigkeit oder „Ruhe in sich" der verschiedenen deutschen Biere, wie andererseits von deren herbem oder schwergewöhnbarem Geschmack, perlt und schäumt das Wiener Bier als ein seelenverwandter, popularisirter,

erdengefesselter und nicht ganz beschwingter, aber ins Ostmärkische übersetzter Champagner, Gersten-Schaumwein, Acker- oder Feld-Champagner!

Bringt der Wiener, nach der Darwinischen Zuchtwahl-Theorie, bereits eine angeborene Neigung zur Lebhaftigkeit mit sich auf die Welt, trägt er demgemäß die Folgen des Sonnenstrahles und der Rebenhügel bereits verkörpert in sich, so lange er selbst nur Milch und Wasser trinkt; was geschieht erst, wenn er zu den geistigen Flüssigkeiten allmälig mit wachsender Kraft vorschreitet!

Der Wiener ist munter, lebhaft, und hinter seiner gewissen äußerlichen Leichtigkeit hält stets eine Pfiffigkeit oder Witzigkeit sich bereit, welche im Augenblick hervorzuschnellen vermag.

Der Wiener findet die Welt und seine Stadt, die auch eine Welt ist, für schön. Er möchte sie daher Niemanden verleiden und Jedem vergönnen. Bisher hat er, ausgenommen in einem einzigen Falle, noch immer Platz gehabt, und weshalb sollte er den Andern den Platz nicht gönnen, vorausgesetzt, daß er nur immer den seinen findet? —

Der Wiener meidet nicht den Wiener. Er geht nicht dorthin, wo er voraussetzen kann keinen zu finden. Im Gegentheile, er geht gerade dorthin, wo Wiener sind, denn dortselbst ist gewiß ein heiteres Leben. — Leute von anderen Städten begegnen sich oft mit stummer oder selbst ausgesprochener, wenigstens ausgepusteter Verachtung. Die Wiener sehen sich mit Lächeln, mit einer Art stiller Freude — sie fühlen eine muntere, erquickliche Zusammengehörigkeit.

Der Wiener ist gutmüthig. Er ist zumindest nicht gerade gerne und mit Vorliebe unwirsch, unfreundlich, am wenigsten böse. Es wird ihm dies zu unbequem. Er fühlt gerne behaglich, er incommodirt sich nicht gerne. Und die Galle verdirbt die gute Laune, die Genußfähigkeit für Vieles was da ist.

Der Wiener liebt Wien und weil er liebt, so weiß er sich mit der Geliebten zu necken. Er findet jeden Augenblick einen Schnörkel, eine Locke, ein Putzstück und eine Ansicht zu bemängeln, zu tadeln. Der Wiener darf mit dem Wiener schimpfen, satirisiren, sie fühlen sich Eins und eifersuchtslos darein. Wehe aber, wenn ein Fremder dazu kommt und auch so thun will! Er kann mit einer derben Ladung davon gehen und wird sich nimmer verlangen ein zweitesmal in solche Situation zu gerathen.

Der Wiener will leben. Er hat vollkommen begriffen, daß man nicht zweimal auf die Welt kommt; und würde er kommen, so fände er eine neue Welt und diese würde bereits Unbequemlichkeit im Genießen machen; er genießt also lieber sogleich, weil es da ist, wie es da ist und ein andersmal nicht so tauglich und bequem sein könnte. — Zum Genießen ist er sich nicht allein genügend, er braucht Andere, er weiß das und fühlt das, also er hat gerne Gesellschaft, er muß seine Verwandten, Bekannten, selbst seine Untergebenen fröhlich sein lassen, denn eine unfröhliche Welt ist wie ein versandeter Strand, welcher kein Schifflein flott davon trägt. — Also leben und leben lassen, ist des Wieners Sprichwort, und wenn man meint, er thue so blos aus purester Gutmüthigkeit, so ist das ein Irrthum, er thut es auch aus gesundem wohlerkanntem Egoismus, der sich sogar schon instinctiv vererbt.

Der Wiener hat Waldesduft, Rebensaft, Nicotin, Coféin, Théin (und Bierin als neu zu beachtenden Stoff) im Leibe; er liebt, selbstverständlich schöne weibliche Gestalten, aber munter, heiter, anmuthig und nicht Bildsäulen zum Anschauen und Anbeten müssen sie sein. — Er kann in der Liebe irren, wechseln, bis er sich zurecht findet und mit dem Herzen fest haften bleibt; aber sein Herz begehrt nach Liebe, es muß sich ergänzen; es sucht sogar in der fluthenden Umgebung einer Million Menschen nach Halt, mitten im Gebrause und Getöse nach stiller Einkehr und traulicher Vereinzelung — der Wiener hat eine etwas verliebte Natur!

Der Wiener ist nicht etwa das Produkt eines gewissen, absolut geordneten ausschließlichen Stammes, er entspringt im Gegentheile einer geheimnißvollen Mischung der germanisch-slavischen-orientalischen und italischen Racen; das Vorhandene scheint vielmehr vorbereitete seelische Kräfte zu wecken und zu ordnen; so daß man in wenigeren Fällen ein „Vollblut" entdecken könnte; aber gerade die Mischung, die Kreuzung, der seltsame Kessel der Verschmelzung und Umgestaltung erzeugt eben den echten Wiener, welcher an und für sich zum Speciesrepräsentanten wird.

Der Wiener ist nicht mit dem Oesterreicher in der Abstammung total gleich. Wer das behauptet, irrt. Der Oesterreicher vom Dorfe oder Lande entsproßt in bemerkenswerther Reinheit von den Autochthonen und bojoarischen Altvordern. Ich habe die Charaktere vielfach in meinen „Dorfschwalben" — „Alpenrose von Ischl" — „Der Hallodri" — u. s. w. dargestellt.

Der Wiener gehört dem Oesterreicher in häufigen Fällen mehr örtlich und geistig als leiblich an; er ist aber so ein= und an= oder umgestaltet, daß gerade die sympathisch erweckten, angezogenen Kräfte die vorzüglichste Repräsentanz geben — für den Wiener!

Der Wiener liebt das Lebendige ebenso wie das Leblose, wenn es schön oder gut ist. Schön und gut sind ihm lieber als eines von beiden allein. Aber das gut ist unerläßlich. Er hat selbst einen Hang zur Gutmüthigkeit; also ein gutmüthiger Freund, eine gutmüthige Geliebte oder Frau haben immer den Vorzug — „ein guter Kerl" ist eine schmeichelhafte persönliche Bezeichnung, selbst die Frau oder die Geliebte kann so flattirt werden. Sie sind stolz darauf.

Der Wiener ist leicht gerührt. Seien es Vorwürfe, die ihm gemacht werden, seien es alte Erinnerungen die ihm erweckt werden, Erinnerungen der Freundschaft oder der Liebe, seien es Anrufe seines Mitleides; sein Herz wird davon bewegt und ist leicht zugänglich. Der Anblick des Elends und der Ungerechtigkeit macht ihn vollends weich und für das Rechte gutmüthig.

Der Wiener ist gerade nicht zu brauchen, wo es heißt mehr Marmor als Blut im Herzen, mehr Stahl auf der Stirne als Haut und Geäder zu haben. Sein Geist ist nicht äzend, zersetzend, scharf eindringend, vielmehr ist er erfassend, umfassend, ergreifend und begreifend. Er liebt was schön und gut ist, wie gesagt; schön und gut sind auch Poesie, Gesang, die Künste überhaupt, in diesen Gebieten war er, ist er und bleibt er daheim für alle Zeit und Ewigkeit.

Das ältere österreichische Wappen hat fünf Lerchen in blauem Felde; wie die Lerche, singt, schwingt der Oesterreicher und Wiener sich gerne auf, so ist er frohgemuth und innig für Haus und Nest sorgend, auch bei Geringem fröhlich, himmelselig, eine österreichische Lerchennatur!

Der Wiener hat Hang für Musik. Aus diesem Herzen, das immer von Empfindungen gedrängt ist und zu rasch schlägt, um in einer weichen Sprachweise lange und manchesmal vergeblich nach dem scharf bezeichnenden Ausdrucke zu suchen, ringen sich die urthümlichen Töne hervor, sie liegen als angeborene Musik im Menschen, und siehe da, der wortlose Gesang ist vorhanden, die Melodie, das Lied, oder die Musik, von ihrer Einfachheit und Leichtbeschwingtheit ab bis zu dem Himmelgewaltigen, Himmelerstürmenden und Himmelaufschließenden, kurz die

Musik, welche sich gerade hier in den Genialsten zu einer unübertroffenen Höhe ausgebildet hat.

Der Wiener also, wenn er nicht Musik macht, ist mit besonderer Neigung dabei, sich welche in allerlei Art vormachen zu lassen.

Der Wiener ist überall in der Welt zu finden, aber nur auf ein Weilchen; denn für die Hauptzeit seines Lebens und mit dem Hauptheil seines Herzens gehört er Wien an. Er kann überall fröhlich sein, aber gemüthlich nur in Wien.

Der Wiener ist eben vor Allem gemüthlich; und fragt man, was ist gemüthlich, so gibt es keine richtige, in wenige Worte zusammenzudrängende Antwort; es ist ein Gemenge von Weichheit, Frohsinnigkeit, Bequemlichkeit, Großmüthigkeit, und Pfiffigkeit — es ist eben gemüthlich — und gemüthlich ist wienerisch!

Der Wiener ist treuherzig; er sinnt nicht beim Schließen von Freundschaft, von Geschäften und Beziehungen auf Verrath, Uebervortheilung und Eigensucht oder Ausnützung. Er liebt es in die Augen zu schauen und auch daß man ihm ins Gesicht sieht; er will nicht seitwärts, nicht scheell, nicht mürrisch betrachtet, sondern stets heiter begrüßt werden und Niemandem aus dem Wege gehen zu müssen. All das Gegentheil läßt kein Behagen und keine Freudigkeit, keine Gemüthlichkeit aufkommen — und immer nur gemüthlich! ist sein treuherziger Wunsch.

Der Wiener kann betrogen werden, aber er ärgert sich nicht lange; der Wiener kann für beschränkt gehalten werden, er ist aber häufig klüger als sein Gegner; der Wiener kann hart auf die Probe gestellt werden, doch er hält es zäh aus; er kann in Traurigkeit versetzt werden, aber er wischt bald die Thräne und seufzt wieder frohgemuth auf; der Wiener kann zornig gemacht werden, aber er kann nicht lange rabiat und wild sein, man besänftiget ihn bald wieder; der Wiener ist eben ein „guter Kerl" — ein gutmüthiger Wiener!

Der Wiener wird leicht in Enthusiasmus versetzt; viel eher bringt man ihn zur Schwärmerei als zum schroffen Abweisen. Wenn er einmal des Guten zu viel gethan, was ist's weiter — „deswegen geht die Welt nicht zu Grund" — „ist's nit aus!" — „kost's noch alleweil nit das Haus oder die Stadt" — „sind auch schon Hausherrn gestorben" — „sind wir doch wieder beim Zeug" — „ist's doch wieder Eisen!"

Der Wiener hat das Herz dort wo Andre blos eine Blutvertriebsmaschine haben. Was sich mit Herz und Gemüth, mit lebhaftem Sinne, Geschmack, Zier-

lichkeit, Feuer, Begeisterung und Schwung machen läßt, das macht er wie kaum ein Anderer, „da", sagt er „sind wir da beim Dasein!"

Der Wiener hat etwas Zierliches im Aeußeren, oft Anmuthendes in Gang, Haltung, meist im Thun und Lassen. Er ist eben so weit entfernt von Geckenhaftigkeit wie von Steifheit oder Schwerfälligkeit. Es kommt bei ihm nichts Absichtliches, Gemachtes, Strammes, Sichstetsselbstbewachendes und von Außen Angelerntes zum Vorschein; auch keine Uniformität; denn das Alles ist unbequem, unfröhlich, ungemüthlich zu ertragen; — und nur bequem, uneingezwängt, unbeengt und gemüthlich!

All das, was er sein will und sein soll, zusammengenommen, nennt er „fesch!" — Das Wort stammt vielleicht vom englischen „fashionable", scheint von dieser Abstammung aber zu weit hergeholt. Vielleicht ist es als klangverwandt mit „resch" für dieses eingetreten, vielleicht auch in seinem windigen und zischelnden Hauche und Fluge, der es frisch und schnell vom Munde treibt, als Urwort hier entsprungen. Alles sein, was man von einem zeitgeistigen echten Wiener verlangen kann, heißt „fesch sein!"

Der Wiener will stets in der Welt ein Weltmann sein, wenn auch mit etwas eigenem Gepräge.

Und in diesem Allgemeinen ist der „Weaner" sein gerader Gegensatz.

Der „Weaner" will nichts sein als „Weaner", nirgends als „z'Wean"; und „außer Wean gibts nix, is' nix Zweit's — aus ist's und gar ist's — bei uns ist's Eisen und schon a so!"

Und das nennt auch er in seiner Art „fesch!"

Der Wiener sucht alles Schroffe, Eckige abzurunden, alle Kanten abzustumpfen, alle Schneiden ungefährlich zu machen.

Der „Weaner" ist entweder dessen bis zum Aeußersten, bis zur Uebertreibung ausgeformtes Gesammtbild, oder sein Gegenstück.

Der „Weaner" spricht eine Sprache, welche Nachdruck, wohlangelegte Modulationen bedarf, die sich unbequem oft vom tiefsten Baß- und Brustton bis hinauf durch die Nase zu Kehl- und Fisteltönen versteigen. Dabei muß noch gestoßen, mit der Zunge beim r geschnarrt und allerlei Wortgymnastik getrieben werden, welche nur durch Uebung von Jugend auf und in der geeigneten Atmosphäre errungen wird.

Der „Weaner" will für rundbewegend gehalten werden und ist eckig; er will leicht thun und wird schwer; er will nobel sein und wird spaßhaft; er will gleichmüthig scheinen und sieht sehr von sich angestrengt aus; er will ein Weltmann scheinen und kehrt den Engbegrenzten geradezu heraus.

Der „Weaner" hat Alles was der Wiener äußerlich hat, in Uebertreibung. Der Hut sitzt statt leicht und lüftig, nur schief oder sehr nach einer Seite; die Kleider halten sich an der äußersten Grenze einer Modeausprägung; was sanft schimmern oder schillern soll, glänzt spiegelhell, und ist herausgewichst, was halb sichtbar werden soll, wird aufdringlich ausgebreitet. Die Haarpflege und Frisur wird bei ihm zu einer Haarverkleisterung und Verschnörkelung, theils an den Schläfen, oder oben und rückwärts, und alle Friseureinfälle erscheinen bei ihm fantastisch ausgeprägt. Der Halbton einer Farbe wird bei ihm zum entschiedensten Ganzen, das Blümlein zum Blumenmonstrum, das kleine Quadrat zu einem respektablen Gitter, das zu Ahnende zum deutlichst Vorgebrachten.

Der Wiener hat Zweifel und spricht sie bescheiden aus oder lehnt sanft ab. Der „Weaner" ist rascher fertig, bei ihm muß Alles „resch" dahergehen und „a Schneid haben." Deßhalb ist er gleich bei einer Anfrage bezüglich seiner Meinung oder Zustimmung entschlossen. „Dös gibts nit!" mit gehöriger Betonung gesagt, ist eine Antwort in welcher er große Fertigkeit besitzt — und würde man ihn fragen, ob er daran was ändern möchte, so würde er antworten: „Dös gibt's nit!"

Der „Weaner" hat seine Redeblumen, welche anderswo nur halb, kaum jemals ganz und in ihrer vollen Bedeutung nur von ihm selbst verstanden werden.

Der Wiener kann sich wundern und sieht in etwas schon „das Höhere." Beim „Weaner" wird es auch höher; aber schon „der höhere Spinat!"

Der Wiener wundert sich mit verschiedener Ausdrucksweise; der „Weaner" kennt nur einen Verwunderungsausruf und dieser lautet: „Da legst Dih nieder!"

Der Wiener drückt bescheidene Zweifel aus; der „Weaner" kennt nur das — „oder was!" Er findet Einen fein, „oder was" — er liebt, „oder was" — er stimmt zu, „oder was!" — Mit „oder was" ist jede Bestimmtheit sofort ruinirt und jeder Zweifel sofort etablirt. — Eine kleine Variation, welche aber in weit milderen Fällen eintritt, lautet „Waß ma's denn?" Dieses „Weiß mann's denn?"

in seinem Dialektklang auf die ernstest vorgebrachten, oder oft wichtigsten Worte entgegnet und angewendet, vertilgt allen Ernst, vernichtet jede Logik und Consequenz; selbst jede historische Forschung darüber wird zu nichte, denn woher es gekommen und stammt — „waß ma's denn?"

Der „Weaner" freut sich aber auch, wenn ihm etwas gelingt, sei es bei welchen Anlässen immer! Aristoteles hatte sein „Heureka" bei dem Erreichen, und es wurde zum Wahlspruche einer gebildeten Welt; der „Weaner" dagegen schuf auch dafür ein in der ganzen civilisirten Welt verbreitetes Wort und das ist: „Hat ihm schon!" oder „hat'n scho!" Sei es bei sehr spaßhaften und alltäglichen Dingen, sei es bei ernsten und wichtigen — der „Weaner" läßt es gedrängter oder breiter betont ausklingen: „Hat ihm schon!"

Der „Weaner" hat ein Wort, welches einer unglaublichen Modulation fähig ist und eine Welt voll Begriffen und gedrängten aber unausgesprochenen Sätzen in sich trägt. Das ist sein „Na versteht sich!" Ein vollkommener Schauspieler oder eine vollkommene dramatische Künstlerin wäre nur diejenige Persönlichkeit, welche dieses „Na versteht sich" durch alle Nuancen hindurch zu betonen vermöchte. Diese Nuancen jedoch umfassen das ganze Menschenleben, die ganze Weltgeschichte, die gesammten Wissenschaften, gehen durch alle Fälle des Erdenseins hindurch, von den tragischsten bis zu den boshaftesten und burleskesten. Die lyrischeste Liebe und die hochnothpeinlichsten Schwüre werden lächerlich gemacht, vernichtet durch ein einziges genäseltes und geschnelltes „Na versteht sich!" Die hellste Ausgelassenheit oder die kühnste Zudringlichkeit wird zerschmettert durch ein ernstes tieferes „Na versteht sich!" Die zaghafteste Schüchternheit, die zerknirschteste Demuth werden zu Kraft und Muth erhoben durch ein wohlwollendes, charakterfestes und charakteristisches „Na versteht sich!"

Der „Weaner" hat ferner zwei philosophische Sätze, welche den höchsten Prinzipien der größten Philosophen der Welt, sicherlich denen der uralten sieben Weisen des alten Griechenlands, gleichgestellt werden können. Der eine lautet: „Nur ka (keine) Traurigkeit g'spüren!" — Möge die Welt den letzten Augenblick erwarten in welchem sie zu Grunde gehen soll — der echte Weaner wird dem Ereignisse entgegensehen, das Beste noch aus dem letztmöglichen Augenblicke zu machen suchen und dabei ausrufen „Nur ka Traurigkeit g'spüren". Das Schicksal möge an ihn mit den furchtbarsten Dingen herantreten — er wird sie ein Weil-

chen auf sein den allgemeinen menschlichen Gesetzen unterworfenes Herz wirken lassen — aber dann schnellt er mit seinem Separat-Gesetze des Gegendruckes und aller Gegenwirkung zurück in die alte Lage, denn „z'wegen dem noh alleweil ka Traurigkeit g'spüren lassen!" — Das war in Schlachten und bei Staatsunglücken muthig und prächtig der Fall, das kam in der Kinderstube und beim zerbrochenen Gläschen zum Vorschein, denn — „nur ka Traurigkeit g'spüren" — sondern — sondern — sondern und

das ist der zweite philosophisch wichtige Lehrsatz — „alleweil fidel!" Dieses alleweile Fidele ist hochbedeutend und gerade charakteristisch. Fidel heißt doch eigentlich treu, und nirgends bedeutet es zugleich lustig, wie da; treu und munter sind also gleichbedeutend, hellauf und treuherzig ist dasselbe, denn wenn das Gemüth nicht treu ist, kann es nicht munter sein, und wenn man ein munteres Gemüth hat, so ist man fidel — das entspricht der ganzen inneren Anlage und dem bereits vorher Auseinandergesetzten — deshalb ist und bleibt das Losungswort „alleweil fidel!"

Man muß es in seinem eigenthümlichen Klang gehört haben an dem Orte seines Ursprunges. Selbst eine Melodie ist dazu vorhanden. Diese Melodie kann der „Weanerhymnus" genannt werden, Päan, steigt bis zum jubelndsten Kunstgesang empor und vertieft oder verwildert sich auch zu einer Art europäischen Indianerschreies!

Es ist kaum glaublich, daß in den nur zwei Silben selbst beim Aussprechen eine so große Modulationsfähigkeit liegen soll, und dennoch haben sie eine Klangfähigkeit, gewinnen sie durch die Zunge eines echten „Weaners" einen Typus, der allein entscheidend ist beim Aussprechen, ob Jemand ein „Weaner", ein echter, ein halber, oder ein falscher und gar keiner.

Rüttle das Schicksal sturmgewaltig an dem Einzelnen und Gesammten wie an einem Walde; — es mag ihn schütteln; — aber in dem Gebrause rauscht selbst dem Sturme jeder einzelne Baum entgegen: „Nur fidel und alleweil fidel!"

Diese tiefgewurzelte Kraft des Haltens, diese aufrechte Standhaftigkeit kann erhaben, großbedeutend werden, und sie war es bei Einzelnem in Gefahr und Noth, wenn der Gott des Schicksals in Schlachten seine feuerigen und ehernen Würfel warf, oder der pesthauchende Tod durch Straßen, Häuser und Fluren schritt, oder

auch die Verzweiflung wie ein Wurm am Herzen Aller still aber rührig nagen wollte.

Diese leichtfertige, leichtsinnige, Alles zurückweisende Kraft ist aber verderblich, wenn sie dem Heiligen und Hohen, dem Ernsten und Tiefen, dem Zarten und Sinnigen entgegen tritt. Sie hat manches Ernste zu früh aufgeheitert, manches Fortschrittliche zurückgeschleudert ins Alte. Es wird eben erst vollkommen typisch überall zu wünschen sein, wenn die Bildung es zugleich lenkt, und es wird, dort, wo es von Geist und Herz geleitet dennoch volksthümlich hervorsprudelt ein wahres nationales örtliches Kennzeichen und bemerkenswerthes Eigenes, nämlich jenes bald gehauchte und geflüsterte, bald scherzweise doch mit ernster Bedeutung gesagte, hervorgesprudelte, hervorgejauchzte, selbst mit eigener Melodie gesungene: „alleweil fidel!"

Und so wie er fidel ist, also auch treu, ebenso schließt sich der „Weaner" gerne an. Einen Weaner und Menschenfeind oder Alleingeher, wie selbst Hirsche und Gemsen im Walde getroffen werden, gibt es nicht. Der „Weaner" braucht immer einen Zweiten, einen „Spezi", und dies ist nicht minder ein charakteristisches Kennzeichen. Er schließt sich gerne an; er fühlt das Eigenthümliche einer Gattung in sich und weiß, daß er in dieser den Gleichartigsten finden muß; aus dieser Gattung will er auch seinen Gleichartigsten haben und diesen nennt er seinen „Spezi" — ins Hochgelahrte übersetzt seinen „Spezialen" oder „Spezifischen".

Der „Spezi" ist selbstverständlich der beste Freund, ohne ihn geschieht nichts, mit ihm Alles. Selbst die Weiber oder die Holdgeliebten der „Spezi" müssen engere Feundschaft schließen, sie erstreckt sich auf die Kinder, auf die Kasse, auf die Verdrüßlichkeiten, auf die Geldkalamitäten, auf alle Familienfeste, Moden, Ausflüge, Lieblingsspeisen, Leidenschaften, Vergnügungen und im Nothfalle selbst Balgereien. Der „Spezi" muß zusammenhalten in Freud und Leid, in Noth und Tod! Von Jemandem sagen, er hat diesen und jenen oder er ist dieses und jenes „Spezi" — entscheidet über sein ganzes Sein und Schicksal. Aber der Mensch muß einen „Spezi" haben und als Alleingeher wie Hirsch und Gemse im Wald wird kein „Weaner" getroffen.

Aus allem Düstern lächelt das Bild des „Weaners" heraus, wie aus den trüben Wolken ein heiteres Gesicht, das der Beobachter denselben absehen kann.

Zuweilen wird es allerdings stark grotesk, aber im Ganzen ist es humoristisch, und der Humor ist ein großes Lebenselement.

Gefestigt durch seinen „Spezi", gerüstet mit seiner wissenschaftlichen Sicherheit über das was „es gibt" oder „nicht gibt", bewaffnet mit dem wirksamen Rede-Instrumente des Zweifels gegenüber allen einseitigen Behauptungen, hat er in Seligkeit oder Verzweiflung für Augenblicke nur einen einzigen Wunsch und dieser lautet: „Außi möcht ih!" (hinaus). Hinaus aus all der Umgebung, den Verhältnissen, selbst allem Irdischen, denn „außi möcht ih — verkaufts mir mein G'wand; ich geh in Himmel eini!"

Und so fühlt der „Weaner" ganz die hohe Würde zu sein was er ist, zu sein wo er ist!

„Es gibt nur a Kaiserstadt, es gibt nur a Wien", ist altberühmt und allbekannt; für ihn „gibt's nix Zweit's auf der Welt!"

Und deshalb sagt er stolz und fest: „mir (wir) sein schon a so!" oder auch „wie wir schon sein!" (sind). Bei ihm ist Alles „schon a so", und wenn er etwas nachdrücklichst bezeichnen will, sagt er mit einem eliminirten Satze, mit einer inhaltreichen und bedeutungsvollen Abreviatur . . . „aber schon a so!" Diese letzten zwei Silben werden geschnellt, mit Nachdruck betont und von unten nach oben geschleudert — das will viel sagen!

„Eisen!" Mit Eisen schließt er. Und wenn etwas Eisen genannt wird, so ist oder war das schon das Höchste. Die Geliebte ist Eisen — der goldene Schmuck ist Eisen — das flüssige Labsal ist Eisen — Gold und Edelsteine und Rosen und Veilchen verlieren alle metaphorische Kraft — des Allerbedeutendste ist „Eisen!" — Dieses Wort ist das Schlußwort vielbedeutender Sätze; und ist es einmal gesagt, so ist es wie der Schlußpunkt nach einem Satze, wie der schwarze Kaffee nach einer bunten Tafel, wie die Unterschrift nach einem Aktenstück — dixi — sela — amen — es kommt nichts mehr nach.

Es ließen sich tiefsinnige Betrachtungen anstellen darüber, daß dem Gemüthe und Charakter des „Weaners" nicht das gleißnerische Gold, voll Zusatz und Falschheit, sondern das schlichte, nützliche, feste, treue Eisen als Symbol des Bedeutendsten und Besten gilt; aber wir wollen verzichten; und wenn er dies von uns eben vernehmen könnte, so würde er sicher mit zustimmendem Kopfschütteln sagen: „Eisen!"

So zeigt sich das Bild des „Weaners“ mit charakteristischen Zügen. Sie sind keineswegs so schroff, so abgegränzt, daß sie nicht eine gewisse Familienähnlichkeit mit denen des Wieners hätten, und sich nicht beide als gleichen Stammes naher Verwandtschaft erkennen ließen. Deshalb gibt es auch sehr viele Geschöpfe, welche bald in die eine Linie mehr, in die andere weniger hinüberspielen, welche in der Skala der Unterscheidungsmerkmale bald hinauf bald hinab rücken, welche bald „wienerischer“ bald „weanerischer“ sind; — wo es sich um die allgemeine Vertheidigung und das gemeinsame Zusammenhalten handelt, tritt Einer für den Andern ein — und dann heißt es für den Gegner: „höher Peter!“

Es wäre selbstverständlich ein großer Mangel in der Naturgeschichte, wollte man nur vermuthen, es gäbe neben diesen männlichen Exemplaren nicht auch weibliche. Und allerdings haben wir die Ehre und das Vergnügen aufweisen zu können die „Wienerin“ und die „Weanerin“.

Die Wienerin verdient eigentlich eine ganz besondere Abhandlung. Sie ist selbstverständlich die verfeinerte und vielfach verbesserte Ausgabe des nach der frommen Schöpfungsgeschichte adamitischen Vorausgängers; sie besitzt sogar Eigenheiten, Schönheiten, Vorzüge, welche bei Ersterem keineswegs vorkommen. Wir werden uns aber mit ihr noch mehrfach eingehender zu beschäftigen haben, wie sie liebt und haßt, schmollt und tanzt, scherzt und duldet, so daß wir es jetzt nur bei einer Andeutung bewenden lassen wollen.

Die Wienerin ist die feine Taschenausgabe des deutschen Folio- oder Foliant-Weibes — nebst dem feineren Drucke innen, ist auch das Aeußere geschmückter und verräth schon einige Worte oder Sprüche des Inhaltes; — das Folio-Weib ist bei allen Vorzügen schwer beweglich, die andere Auflage kann man überall mit sich nehmen, ans Herz drücken und leichter zur Lippe heben — auch in die Tasche stecken — sei es die Brusttasche.

Die „Weanerin“ steht dem „Weaner“ würdig zur Seite. Sie theilt mit ihm Gesinnung und Ausdrücke, ja sie ist erst recht was sie sein soll, wenn sie in Uebertreibungen herauskehrt was ihm lieb ist. Ihre energischesten Exemplare können auch singen und trinken, zuweilen rauchen und raufen, die blumistische Redekunst ist großartig und ein eigenes dickleibiges Lexicon vermöchte erst die Sammlung aller volksthümlichen Redensarten zu fassen. In den weiblichen Gewerben der verschiedenen Gattungen sind sie denkwürdig und hoch zu beachten — im Al-

ter sind sie taubenherzig gut und hyänenartig grimmig — Heil! wer sie in sanften Stunden findet!

Und so generiren aus den Geschlechtern der „Wiener und Weaner" stets neue; jetzt werden sie es um so mehr und stetiger, da die Stadt, welche zuvor viel kleiner war und zeither durch einen enormen Zufluß von Einwanderern sich zur „Million" hinaufschwang, eine größere Stetigkeit gewinnen und mehr Native erhalten wird.

Die Amalgamation ersetzt das Wachsen von Innen und Hervorbrechen aus dem Ganzen; aber diese letzteren Umstände werden die beiden Gestalten erst recht forterhalten und entwickeln. Mag Wien noch so sehr Weltstadt sein oder werden, seine Eigenheit bleibet ihm gewahrt und diese Eigenheit wird pflegen oder es werden sie pflegen: „Wiener und Weaner".

Im Herzen von Wien.

Der riesige Leib Wiens, mit Haupt und Gliedern, mit frisch pulsirendem Leben — er muß ein Herz haben.

Er hat es.

Kommt, wir können es sehen, wir können es erreichen, wir können sogar seine Pulsschläge hören.

Mit gewaltigem Laute tönt es jetzt über uns, zu uns — ein Schallen, daß unser eigenes Inneres erbebt, im Horchen ergriffen wird — und dieses Schallen und Schlagen, dieses mächtige Sprechen zu unseren Empfindungen, es dringt aus dem Herzen Wiens, es ist das Läuten der großen Glocke zu Sankt Stefan!

Mit eherner Mächtigkeit kündet sie die Tageszeit, und mit erzerner Gewalt hallet jeder Schlag von ihr aus! Dreihundertundvierundfünfzig Centner Metall, das früher Kanonen formte und zwar den Muselmännern, welche Oesterreich und Europa bekriegten, bilden das Schallhaus, und gleiches Erz im Gewichte von dreizehn Hundert Pfund schlägt als Klöppel an die runde Wand — tik — tak — es ist ein Donner und ein Jauchzen — ein Grabeston und seliger Klang — je nachdem das der Mensch hört, in sein Gewissen, in seine Seele aufnimmt.

Ueber die Hochzeiten der Kaiser und über ihre siechen greisen Leiber dahin hat diese Glocke getönt, hat dieser Pulsschlag Wiens sich vernehmen lassen; wenn sie weinend in die Welt kamen und unter Weinen aus der Welt schieden; wenn

sie zum Wiegenfeste, zu ihrer Leichenfeier gefahren wurden; wenn es ein freudig Dankfest, oder ein Gebet in schwerer Noth zum Himmel zu senden galt; wenn Sieg auszujauchzen war, oder „Sturm! Sturm!" zu dröhnen zum letzten Aufrütteln der Widerstandskraft gegen einen verderbenden Feind; wenn prunkend die Welt und die Kirche ihre Feste hielt, oder elende, erbärmliche, erbarmenswürdige Menschen im Staube sich wanden, verkamen, verdarben!

Der Pulsschlag Wiens, der hörbare! Und nun kennt ihr die große Herzkammer, dies ist das Innere des Sankt=Stefans=Domes!

Es wäre zu viel der bildlichen Darstellung, wollten wir etwa Herzkammern und Adern, Kirchenschiff und Thürme, im Wortbilde hier noch weiter ausführen.

Die große Schlagader, das wäre der eine weltbekannte Thurm. Aber, es bleibt des Domes Raum die Herzkammer; hier strömen alle Empfindungen, hier strömen die Aeußerungen jeglichen Lebens zusammen.

„Sankt Stefan" stehet auf diesem Flecke mehr als sechs Jahrhunderte lange. Es war ein klein Kirchlein im kleinen „Wienn". Seine verhältnißmäßig kleinen Reste aus der frühesten Zeit können noch gesehen werden, es sind dies die nur 202 Fuß hohen sogenannten beiden Heidenthürme vorne, zunächst dem Haupt= und Riesenthore, es sind dies ferner die heidnischen, mythischen Gestalten und Thiere in der Steinmauer, deren Deutung Niemand mehr zu geben weiß, deren Namen verschollen sind.

Meister Volkhner oder Falkner soll der Erbauer der Thürme sein.

Und noch weiter zurück in die Vergangenheit weiset der Platz, worauf St. Stefan steht, welcher einstmals sogar vor der Mauer lag, die das Städtlein abschloß. Heute spricht auch Niemand mehr vom „Stock=im=Eisen=Platz" und dem St. Stefans, als von zwei verschiedenen, wie es in früheren raumbeengenden Zeiten und selbst noch in diesem Jahrhundert der Fall war. Heute sind alle Zwischenhindernisse hinweggeräumt, und an einem Hause, das wir vom Dome aus mit einem Blicke erreichen können, steht ein klafterhoher, mit Eisenklammern zusammengehaltener Baumstamm — es soll der letzte des dichten Waldes sein, welcher einst an dieser Stelle wuchs und gefällt wurde.

Der Baum ist mit eisernen Nagelköpfen besät, förmlich engst gepanzert, und ein starker Eisengürtel, an dem ein Schloß hängt, schützt den Baum in der Mauer=Nische vor frevlerischen Händen, die ihn etwa niederreißen und wegtragen woll=

ten. All dies Eisen und das Schloß, sie haben noch eine reiche Geschichte, vielmehr eine Reihe wienerischer Sagen geisterhaft an sich hangen; verlassen wir sie für jetzt, wir werden zurückkehren.

Und Kreuze und Grabmäler umgaben einst den Dom. Den Boden, welchen wir betreten, indem wir uns nahen, füllen unten noch immer Skelette. Es liegen die alten Wiener und Wienerinen ausgestreckt in ihrem ehemaligen „Sankt Stefans-Friedhofe."

Hof des Friedens! Ich sah den Platz ebenen und die Friedlichen aus der Stätte des Friedens rastlos hinauswerfen. Wenn die moderne Zeit ein Gasrohr in den Boden birgt, so zertrümmert das Grabeisen die Knochenreste noch immer; der Kampf des Lebens kennt keinen Frieden der Todten mehr.

Rings an der Kirchenmauer prangen mit verdüstertem Marmorglanze, mit halbverwitterten Buchstaben, mit zertrümmerten Steinen und kümmerlichen Resten die einst stolzen Grabdenkmale erhabener, reichbegüterter, frommer Geschlechter. Und das Pflaster auf welchem wir gehen, auf welchem die Wagen rastlos donnern, rollen und rasseln, es deckt die doppelt übereinander geschichteten Gewölbe, die gemauerten Hallen der unzähligen Todten, deren Knochenreste, wie Holzstückchen dort unten in der Todtenstadt übereinandergeschichtet liegen. In theils gekannten, theils ungekannten Katakomben unter der Erde und der Kirche liegen auch Kaiser und Könige, Fürsten und Größen aller Art. Die Steinplatten, welche die Kirche decken, zeigen Ritter und Bischöfe; die Lebendigen treten und wetzen mit rastlosen Füßen die letzten Marken hinweg.

Nur das Grabmal eines Kaisers, eine Art Katafalk, wird nie vergessen und nie verdorben werden, so lange Empfindung und Sinn für Kunst in Menschenbrust und Menschenhirn leben. Das wunderbar gearbeitete Denkmal Friedrich IV. (gest. 1493), das er bereits bei seinen Lebzeiten von dem deutschen Meister Nikolaus Lerch von Straßburg beginnen ließ. Zwanzig Jahre sah es der Besteller unter den Händen des wackern Meisters, dann arbeitete man noch zwanzig Jahre, nachdem der Besteller des Grabmals schon bedürftig war. Es kostete wie so viele Jahre auch so viele tausende Dukaten, nämlich 40,000, eine für jene Zeit mehr als kaiserliche Summe. Hart vor dem Grabdenkmale, dessen Feinheit und ganzer Bau eine Sehenswürdigkeit und eine der schönsten Steinarbeiten vergangener Jahrhunderte ist, liegt im Pflaster ein ganz einfacher Stein mit einer

Metallplatte. Sie trägt die Namen dreier Rebellen, des Bürgermeisters Conrad Vorlauff und der Rathsherren Kunz Ramperstorfer und Hans Rock, die hingerichtet wurden auf dem Blocke, weil sie treu waren dem jungen Albrecht V. und Eingang verwehrten seinem gegnerischen Bruder Leopold dem Stolzen, 1408. Die beiden Brüder versöhnten sich später, aber die drei Männer waren und blieben todt.

Wir sind in der Herzkammer, und manch Atom geronnenen gestockten Blutes mahnt uns.

Sehen wir um uns — Bilder der Erinnerung, Männer und Frauen mit Kronen und Mützen, Helmen und Hauben, grinsen und lächeln, sehen starr und wehmüthig uns an. Blicken wir zur Höhe, sehen wir nach den Seiten — ein heiliger Schauer wird uns erfassen — der 300 Fuß lange und über 200 Fuß breite Raum, dessen Wölbung sich bei fast 90 Fuß Höhe schließt, mit seinem düsteren Gemäuer und seinen mehreren Reihen hochanstrebender gewaltiger Säulen, die über Klafter dick und doch zierlich sind, und zwischen welche die hohen gothischen Fenster mit bunten Glasmalereien ein magisches Licht werfen, dieser Raum schließt uns ein.

Welch eine Erhabenheit! Hier fühlt man das Magische, welches die Alten in ein Gotteshaus gelegt. Hier fühlt man, wie sie für ihre noch nicht vollends reiche Sprache Ausdruck selbst in Stein und Steinformen suchten. Solch ein Dom ist ein riesig, ewig, wenigstens Jahrtausende währendes Gebet, das zum Himmel anstrebt, mit zahllosen Gedanken, ein Herz, welches statt der Fasern Säulen, ferner Giebel, ragende Figuren und Gebilde zur Höhe streckt.

Er ist die Wissenschaft und die Poesie jener Zeiten zugleich, er ist der versteinerte Geist derselben, denn in Gott und mit Gott ging alles Leben, alles geistige Streben auf. Musiker und Poeten und Adepten waren Architekten, umgekehrt die Architekten zugleich Musiker, Poeten und Adepten. Alles in Allem, der Dom ist das zurückgebliebene verkörperte Denken jener Zeiten und Menschen! Er mahnte sie an den Wald, welcher ihre heindnischen Voreltern noch vor Kurzem zum Gebete aufnahm, welcher sie selbst damals noch überall schaurig schön umgab; nirgends läßt sich's beten und geheimnißvoll fühlen, wie im geheimnißvollen Wald; hier ist der Wald aus Stein mystisch nachgeahmt, Alles strebt zur Höhe, verzweigt, verästet sich, bildet sich aus Riesenstämmen zu dünnem Gezweige, zu wun-

derbaren Blüthen und Ranken aus — hier ist der stetige Wald — Menschenhaus und Gotteswald. Alles in Allem, der Dom ist das zurückgebliebene verkörperte Denken und Fühlen jener Zeiten und Menschen!

Ein echter gothischer Dom!

Man kann derlei nachmachen, man kann Gewesenes wieder für den Anschein herstellen — aber man schafft Arbeiten des Verstandes und der angelernten Kunstfertigkeit; dichten, singen, malen und bildern und magisch zaubern den Dom zugleich, kann Niemand mehr — das konnten nur die alten Magier, welche Dichter und Sänger, Maler und Bildner und Erbauer zugleich waren!

Hier läßt sich auch beten, ernstlich beten. Wer sich da mit frommem Gefühle in eine Säulenecke still und bescheiden drückt; wer da kniet, niedergebeugt und ober seinem kleinen Haupte noch die ungeheure Höhe sich wölbend und schließend weiß; über Wen die Orgeltöne, die Gesänge und das Glockenschallen dahinbrausen; der wird zerknirscht und erlöset zugleich. Wem noch ein Herz zum Beten geblieben, der komme hieher.

Sie kommen auch, die Beladenen und Belasteten alle. Bei St. Stefan muß man beten, wenn man bei Gott ein rechtes Anliegen hat, wenn man dem Heiland und der Gottesmutter nahe kommen will.

Wer sich beengt und bedrängt fühlt, kommt hieher; aus allen Vorstädten strömen sie herbei; mancher Altar ist ein Wallfahrtsort; die Mutter Gottes wird geschmückt; am Gitter mancher Kapelle hängen Kreuze und Täfelchen, Finger und Hände und Herzen, Krückstöckchen und lichtlose Augen von Wachs. Es brennen Lichtlein von Wachs auf dem steinernen Boden und nebenhin knieen Mütter, Kinder, Greise und junge Mädchen. Sie haben Kränze auf die Altäre oder Statuen gehängt, Herzen von Pfeilen durchbohrt auf den Altar gelegt, in den Opferstock reiche Habe oder die letzten Kupferkreuzer geworfen; — was neben ihnen und um sie geschieht, wie die Menge wandelt, das kümmert sie nicht, sie knieen und seufzen und beten und weinen — schließlich gehen sie doch getröstet von dannen — der Herrgott wird sie an dieser Stätte erhört haben — und wenn nicht, so weiß er, weshalb er es anders macht — bei ihm ist die Allweisheit, bei uns blos der Wille im Fleische!

Im Dämmerlichte geschützter Stellen, in Winkeln der vielen Kapellen stehen die Beichtstühle, unnahbar dem Horcher. Was haben die stummen Wände da

flüstern gehört! Heute ist allerdings die Schaar der Kommenden geringer als vormals, wo hier Zuflucht, gebotene und gewohnte Einkehr Aller war. Die Wienerin schreitet zuweilen mit Schauer an die Schwelle des Beichtstuhles. Es ist wol derselbe, in welchem Urgroßväter und Urgroßmütter, unabsehbare Generationen gekniet, die Eltern des Kindes selbst — das Kind, das Mädchen als es noch Kind war — jetzt belastete Mutter, verzweifelnde Gattin, vielleicht auch schon Greisin, welche beladenen Herzens zu Grabe wankt!

Prachtvoll ist der Hochaltar mit seinen großen silbernen Engeln und seinen schweren silberschimmernden Lichtträgern; erhabenen Eindruck machen die hohen, alten, gothischen Chorstühle der Domherren, welche sich vor dem Hauptaltare der Länge nach rechts und links wie eine Allee herabziehen. Der Thron des Erzbischofs schimmert mit Gold und Purpur. Wenn der Altar aus dem Dunkel leuchtet, macht er einen sinnberauschenden, magischen Eindruck.

Die gewaltige Orgel brauset dazu in dem hohen Dome, und die düstern Steingestalten auf den Säulen und unter den Baldachinen auf der Höhe, sehen wunderbar darein.

Der Gott, der da wohnt, ist ein mächtiger, reicher Gott!

Der Dienst, den ihm seine Minister und Diener aller Art bereiten, ist ein prächtiges, ergreifendes Schauspiel. Die zitternden Lichter, die sich in massigen Reihen übereinander zur Höhe aufbauen, die blinkenden Schätze auf denen sie stehen und vor denen sie stehen und von denen sie getragen werden, die goldschimmernden Kleider, der Purpur und die Edelsteine, die Throne und die Sitze, die vielen Decken, Blumen, Fahnen, Seidenroben, Teppiche, die Sängerstimmen und das Musikschallen, der berauschende Duft, welcher aufqualmt und einen magischen, betäubenden, alles Anwesende in eine Art Verklärung einhüllenden Nebel breitet, während dazu der Tag noch durch die bunden Scheiben von außen leuchtet; — ist es da ein Wunder, wenn dies Tausende immer neu ergreift — die Haltlosen, welche nach einer machtzeugenden Stütze suchen — die Armen und Bedrückten, welche hier Theil haben und nehmen können, wie der Reichste und Mächtigste — die Einsamen und Elenden und Bürgerlichen, welche aus ihren Kämmerlein, nackten Wänden, einfach wohnlichen Stuben herbeikommen zu solcher Größenpracht und Herrlichkeit, die ihrer wartet, in der sie zu Hause sein dürfen, wie die Adeligen, welche es nicht minder hier ihrer Würde angemessen finden — die Frommen,

welchen von Jugend an der Schauer und das Glauben und das Hoffen und das Lieben in solcher Art ins Herz gepflanzt ist, von der sie nur lassen mit dem Scheiden ins verheißene Jenseits!

In einer düstern Kapelle rückwärts brennt und zuckt nur ein einzig rothes Lichtlein, wie das Augenblinken eines verweinten Auges. Dort streckt ein Christus seine blutigen Arme über ein Kreuz, und seine wunde Brust, seine gemarterten Füße machen einen zerknirschenden Eindruck auf Die, welche vor dem Gitter, das ihn verschließt, knieen. Wenn man sich an das Dunkel und das seltsame Lichtzucken gewöhnt hat, sieht man einen mächtig eindrucksvollen Kopf, eine Schmerzensmiene umhangen von Haaren und einem Barte. Der Bart soll, der Sage nach, dem Christus wachsen; er mag vom Bartmoose entstehen. — Das ist der Herrgott der Armen, der Dienstboten, der Taglöhner, der schwerst Bedrängten, in Stunden ohne großen Gottesdienst; sie empfehlen sich die Stätte, deren Ruf geht traditionell durch den Volksmund; — das Gitter ist stark umlagert, umkniet, umdrängt, umseufzt, umweint; — murmelnde Lippen, gefaltete Hände, gehärmte Gesichter, wer will sie im magischen Halbdunkel des Domes sehen und nicht bewegt sein?

Hier im Dome finden alle Andachten, welche anderswo als Anlaß zum Entfalten des Altarschmuckes dienen, umsomehr mit Ausschmückungen statt.

Die Feste der „Pfingsten“ rufen alle Konfirmanden, Knaben und Mädchen des Erzbisthums herbei. Wien und sein weit ins Land gestreckter Umkreis senden die Schaaren, an dreißigtausend und noch mehr, junger Seelen hierher. Fürsten und Bauern finden sich hier. Die Tage der Woche vor Pfingsten füllen die Kirche, füllen den Platz außen und die Straßen rings umher, überfüllen Wien; die Firmwoche ist ein Ereigniß der Kirche, ein mächtiger Antrieb, tief ins weltliche Leben hinein, ein Herzensfest für Jung und Alt, für Pathen und Firmling, sie gehören fortan zusammen und gedenken bis ans Lebensende des kirchlichen Weihefestes, dem schließlich das weltliche keineswegs fehlt.

Die Mai-Andachten gestalten einzelne Altäre zu Blumenterrassen der herrlichsten Art, und die schönstgeschmückten Jungfrauen im kindlichsten Frühling des Lebens, auch die höher erblüheten, welche hold erschlossen sind, sitzen davor, und mit ihnen alle anderen Altersabstufungen des Frauengeschlechtes.

Manche hat hier im Unschuldskleide gesessen, die Firmweihe erhalten, oder wandelte hier im Brautkranze, mit frischen Wangen und rauschendem Kleide, welche

jetzt im hintersten Winkelchen kauert, ein „Kerzl-Weib", runzelig im Antlitze, schmierig und dürftig mit hängenden Kleidern bedeckt.

Diese sogenannten „Kerzlweiber" sind eine seltsame, merkwürdige Menschenklasse. Sie repräsentiren das düstere Gegenbild des lachenden Heidenthumes; sie verdrängen mit ihren zuweilen schauerlich häßlichen Gesichtern das Bild der einstigen blumenbekränzten jungen Priesterinen. Sie haben sich selbst einen Kirchendienst herausgebildet. Sie halten Platz für Fromme, welche erst spät kommen können, oder verkaufen ihren Platz an die erstbeste Person, welche ihn haben will. Sie bewahren Gebetbücher. Sie halten Kerzchen bereit. Sie zünden dieselben gegen eine Bezahlung an und beten eine bestimmte Anzahl „Vater Unser und Ave-Maria", bei Geburt, Noth und Tod. Sie behaupten, allen Messen, welche man wünscht, anzuwohnen. Sie machen alle Bittgänge und Prozessionen mit. Sie sind zuweilen den Priestern bekannt und werden von diesen zu frommen Zwecken empfohlen. Sie bewerben sich um Gunst der Kirchendiener und Priester. Sie treiben ein Gewerbe in der Kirche. Sie betteln mit den Augen und scheinbar betend mit den Worten Gottes. Die Kirche ist ihr Markt, ihr Comptoir, ihr Casino und Unterhaltungsort, ihre Promenade für Toilettenrevue, ihr Annoncen-Institut, ihre Schlafstube für den Tag — sie nicken ein, müde in den Lichterglanz zu sehen, die gleichtönigen Gebete zu hören oder zu murmeln, ihr Haupt fällt auf den Busen, oder wohl vorgesehen in frommer Weise an die Seite — seliger Schlaf der Gerechten erquickt sie.

Ach, es ist auch ein oder das andere bleiche abgehärmte Gesicht mitten unter ihnen. Das feine Gesicht, welches noch unter den Runzeln die Würde und die glücklichen Tage von einst nicht verläugnen kann! Die Greisin muß auch stumm betteln und von den geschenkten Kreuzern leben; — die arme ehrsame Frau von ehemals; — auf ihr silbern Haar schimmert das magische Licht im Dome seltsam; — ihr zu geben ist selig, sie lebe und bete aus innigem Herzen noch lange!

Kerzlein hält feil, oder es ist ein sogenanntes „Kerzlweib", das nur betet und Bittgänge macht, hier auch manches Weib, das frech dereinst durch diese Räume wandelte, das in dieser und jener Bank saß, harrend des Geliebten, den sie hieher geladen um sie zu finden, oder das sogar folgte selbst dem Blicke des Erstbesten, welcher angelockt von ihrer lauernden, fromm-frechen, heuchlerischen Miene, die sie unter den Betenden annahm, sie willkürlich oder unwillkürlich herausfor-

derte, ihn zu begleiten. Jetzt büßt sie die Sünden, oder sie weiß zu gut, nach der unwiderbringlichen Jugend, die Gewerbe des Alters in diesen heiligen Räumen auszubeuten — ein „Herzlweib", ein „Kerzlweib."

Unter der Hülle der scheinbaren Dürftigkeit birgt manches Weib, das sich aus dem Schiffbruche auf der wogenden See des Lebens schließlich in diesen stillen Hafen gerettet, jetzt doch Banknoten und Münzen; ihr Gewerbe ist lohnend, sie scharrt vielleicht jetzt ein Vermögen zusammen, wol zehnmal kleiner als jenes, welches sie einst vergeudete, aber denn doch genügend, um nunmehr davon zu leben. Die kummervollen Mienen, die demüthigen Falten werden sich glätten, kommt sie aus dem Bereiche von St. Stefan; sie wird ihren reichlichen Erwerb zählen; die verschämt gesenkten Augenlider werden sich heben; die träumerisch verdreht gewesenen Augen werden dann scharf, hell und bestimmt sehen, sie werden keck und frohgemuth gucken, in ein Weinglas, auf eine Bratenschüssel; der dünn eingezogene bescheidene Mund wird sich dehnen, wird schwellen, wird herrisch und geläufig werden — das arme „Kerzlweib" wird wieder, selbst alt noch, „Herzlweib!"

Ein „Herzlweib" — o eines, das die Herzen kennt — und diese Kenntniß ist ja auch ein, ihr Gewerbe! Sie weiß ein Briefchen zu verbergen, welches ihr ein junger Herr gegeben. Sie weiß Worte einem Mädchen zuzuflüstern, welches eilig an ihr auf dem Wege zum Kirchenstuhle vorüber huscht, oder das ihr scheinbar nur aus mitleidigem Herzen langsam ein Almosen reicht. Sie gibt und empfängt Botschaft, ihre lauernden Blicke ersehen, was Andern unsichtbar, sie war ja auch einst jung hier, sie erräth besser als alle Anderen, sie weiß sich an Einzelne zu drängen, bei ihnen ins Vertrauen zu schleichen, ihnen unentbehrlich und sich selbst nützlich zu werden.

Nirgends wie in St. Stefan kann man unbewacht, scheinbar schuldlos, schwere Schuld auf sich häufen. Die riesigen Hallen des Domes dienen dem heiligen Gebete, wie dem unheiligen Geschäftswandern; wer zu bequem ist den weiten Weg um die Kirche herumzugehen, der durchschreitet sie von einer Seitenpforte zur andern und kürzt seinen Weg.

Sankt Stefan ist ein Durchhaus wie eine Kirche; die Hunderte, welche kommen und gehen, lassen schwer unterscheiden aus welchem Anlaß sie herbei- oder fortwandern, und das Merkwürdigste ist, daß die Andächtigen sich in der That nicht mehr stören lassen, daß man vor den Altären und in den Betwinkelchen nimmer

an die Menge denkt, ob sie auch mit den Füßen trappt, das Pflaster schlägt oder im Winter über die gelegten Bretter mit dumpfem Getöse schreitet.

Auf einer Kanzel mag ein Prediger sprechen, eine Menge umringt ihn, eine andere Menge fluthet, die erste nicht berührend, ab und zu, herbei und vorüber.

Im riesigen Sankt Stefansdom, im Herzen Wiens wogen fromme und weltliche, edle und lasterhafte Empfindungen. — So wie die Müheseligen, Beladenen und Breßhaften hieherkommen, um Erleichterung und Heilung zu finden, so kommen die Uebermüthigen, Gesundheitsstrotzenden, die Schlemmer und Sündhaften, um noch mehr zu sündigen. Der Glanz des Altars oder der bunten Scheiben schimmert auf Augen, welche nach dem Altarbilde oder Gebetbuche gelenkt scheinen, während sie lauernd und verstohlen blicken, ob die zum Stelldichein verabredete Person angelangt. Hier treffen sich reine Liebe und schmutziges Laster, hier nimmt das redliche Wollen, wie die abgefeimteste Bosheit Zuflucht. Der zitternde alte Klingelbeutelmann mit seinem rothen Talare, mit seinem tinkelnden Glöckchen, schreitet zwischen Gerechten und Ungerechten, er ist allein offenherzig redlich und unablässig in seinem Wollen, er nimmt von Allen und deutet Allen: gebt!

Sankt Stefans hehre Hallen mit ihrem Zwielicht und ihrer säulengetragenen seltsamen Erhabenheit ergreifen mit Macht die Sinne, wenn man sie zum erstenmale, wenn man sie nur zuweilen sieht; nur der tägliche, der täglich mehrmals wiederholte Anblick könnte abstumpfen.

Sie haben Wiens junges Leben an ihren Wänden und Säulen pochen gehört, sie vernehmen das gereiftere, das kräftigere, das rauschende und wildtreibende. Die Gottesdienste in St. Stefan, also die Empfindungen in diesem Herzen, sind die Geschichte Wiens, selbst vieler Reiche, über Oesterreich hinaus.

Zu den Thoren St. Stefans schritten die geharnischten Ritter und Reisigen ein, welche als Kreuzzügler aus den fernsten Landen kamen und nach dem Orient singend und waffenklirrend zogen. Die Schaaren strömten hier zusammen und weiter hinab dem Gelände der Donau entlang, sie empfingen hier Segen geistige Labe und Wegzehrung. Den Kreuzzug predigte hier sogar ein Heiliger, Capistranus, dessen mächtige Stimme über Tausende gehört ward und welcher nie sprach ohne Männer und Jünglinge aus ihrem Berufe zu reißen und todesmuthig unter die Kreuzesfahne zu stellen. Draußen an der linken Seite, nahe dem unausgebauten Thurme, im Freien und an der Wand ist die Kanzel, auf welcher er zu den Volksversamm-

lungen jener Zeiten (1451) sprach, und über seinem Standbilde sind in Stein gehauen die Trophäen der Türkenkriege und Kreuzzüge, wie über dem Denkmale eines siegreichen Feldherrn.

Während die geharnischten Ritter hier beteten, hielten wohl draußen die geharnischten Knechte die eisenbedeckten Rosse, und allzusammen zogen sie dann hinab von St. Stefan über die Donau weiter, oder ins deutsche Reich hinauf und heim in alle Lande. Staub, Staub! Und so kamen alle kämpfenden Schaaren — bis zu denen Prinz Eugens des edlen Ritters, welcher auch hier betete und dankte und begraben liegt, — bis zu Kaiser Josefs im Orient unglücklichen Soldaten — oder bis zu denen, welche in Spanien, in Italien, am Rhein und im Reich kämpften — und bis zu den Kämpfenden aus den Franzosenkriegen, — bis zu den Franzosen selbst, welche hier Siegesfeste feierten, — bis zu Asperns heiligen Schaaren, welche Erzherzog Carl führte zum ersten Niederwerfen Napoleons, — bis zu den freiwilligen Bürgern und Studenten der Befreiungskriege, — bis zu den Bürger-Nationalgarden des Jahres 1848, welche hier einen schauerlichen Tag hatten, indem sie sich am 23. August in der Kirche bekriegten und am Fuße des Altars tödteten, — bis zu den Siegern aus Italien, noch bis zu denen von Custozza und den Kriegern der Tage von Düppel, von Schleswig-Holstein, dann von Jicin, Königgrätz und Blumenau, welche dem Herrn dankten, zu ihm beteten, oder ihre Todten hier beweinten und ehrten.

Hier hat der Papst selbst dem Gottesdienste und der Predigt beigewohnt, als er 1782 in Wien gewesen; hier haben zuvor, zur Reformationszeit sogar die rastlosen Predikanten ihre Stimmen erhoben, brachten das Volk auf ihre Seite und mußten mittelst Kaisers Befehl gewaltsam entfernt werden.

Hier an dem Riesenthore St. Stefans fuhren die Herrscher zur Erhuldigung vor; hier fand der erste Dankgottesdienst für die constitutionelle Verfassung des Reiches statt; hier wird vor jeder Reichstagseröffnung für das Gelingen des Werkes der Volksvertreter ein Segen-Amt gehalten.

Der Dom ist das Herz Wiens und dies Herz hat viel erfahren, war lustig und traurig.

Die Dom-Kanzel mit ihrem wundervollen gothischen Unterbau, ihrem schön geschwungenen Treppengeländer, ihrem prächtigen, wie von Brüsseler Spitzen zart gearbeiteten Baldachine mit dem heiligen Geiste, hat vielen Empfindungen Raum

gegeben und diese sprechen lassen zu allen Fähigkeiten, Tugenden und Lastern des Körpers „Wien". Die Kanzel ist ein wahrer Wunderbau, ein Stück architektonischer Poesie oder Allkunst und Wissenschaft, wie wir vorhin angedeutet, es dichtet und baut derlei kein Spätgeborener mehr. Sie ist so fein gegliedert, als wäre sie das innerste Gefäser des Herzens, das feine Mittelgewebe zwischen den menschlichen Herzkammern, wie im wahren Fleische.

Die Baumeister, welche derlei und solche Dome überhaupt bauten, wußten, daß sie kein lediglich bezahltes oder zu bezahlendes Werk schufen; sie wußten, daß sie ihre Zeit und ihr Leben in den Stein hineinarbeiteten und sie wollten dabei sein und bleiben. So hat sich Meister Pilgram unter der Kanzel in Stein gemeißelt und guckt mit dem edlen alten Gesichte empor, aus einer kleinen Nische, als horche er auf jeden Ruf, auf alles Neue und Zukünftige; so sieht auch ein Meisterkopf aus einer Nische in der Nähe des Thores; sie verdienen im Herzen Wiens zu leben und in seiner Erinnerung wie aus Stein zu bleiben. Es ist ein Lächeln und eine Wehmuth, ein Bewußtsein und Emporstreben in ihren Gesichtern, welche den wahren menschlichen Humor charakterisiren — auch den in Stein gehauenen Wiener Humor.

Sie sehen auch auf die Sonntagsmesse und da haben sie Stoff zum heiligen Ernst und zum weltlichen Lächeln. Das ist eine eigene Messe, die große „gesungene" an dem prachtvollen Hochaltar, welcher seinen Glanz dabei entfaltet. Und das Eigenthümlichste davon ist das Ende, der sogenannte und vielbekannte Ausgang aus der Sonntagsmesse.

Beim Sonnenglanze des Sommers wie beim Schneeschimmer des Winters ist immer Gelegenheit für die Frauenwelt, ihre Reize da zu entfalten.

Manche reiche Hausfrau glaubt ihrem Stande und ihrer Würde etwas zu vergeben, wenn sie nicht gerade im Dome sich zeigt; selbst ihr goldschwerer oder schimmernder Schmuck, ihre rauschenden Seidengewänder, ihre mannigfaltigen Ringe an den Fingern, finden nach ihrer Meinung nirgends wie gerade hier den rechten Ort zur gewünschten Anerkennung.

Das junge halbflügge Gänschen kommt und spreizt sich und glaubt bereits zur großen Welt mitzuzählen, wenn es nur hier erscheint.

Eine Mama mit Töchtern glaubt sicherlich von den Söhnen des Landes besonders beachtet zu werden, welche sich hier eigens eingefunden haben, um zu sehen. Das Gebetbüchlein gibt so vielerlei Anlaß zu interessanten Geberden, und die eine

oder andere Tochter weiß es mit reizender Demuth oder mit schalkischem Lächeln, das dem Vertrauen eines unschuldigen Herzens zu Gott und allen Heiligen gleicht, zu gebrauchen.

Die wahre Frömmigkeit kommt und öffnet ihr Herz, ihr Leid, das sie keinem Sterblichen so ganz zu sagen vermag, und das gesenkte Köpfchen wendet sich mit wahrhaftem Unwillen von manchem zudringlichen Blicke. Die glückliche wie die betrübte Mutter kommt, sie hat ihr Kind seit dessen frühester Jugend immer hier in der Sonntagsmesse an der Seite gehabt. Die Wittwe und die Matrone, denn sie waren hier glücklich mit ihren Angebeteten und ihren geliebten Gatten. Die Enkelin und die greise Großmutter — sie sehen beide im Geiste die Reihen der vorangegangenen Eigenen, die stets hier in der alten Wiener Sonntagsmesse gewesen!

Die Dirne vom Lande drängt sich hieher, denn in ihrem Dorfkirchlein hat sie solche Pracht nicht geahnt. Das Dienstmädchen aus der Vorstadt kommt herbei, der Kirchengang ist gleichzeitig ihr Spaziergang. Der kleine Handwerker und der Bürger erscheinen mit ihren Weibern und Töchtern, denn Zeit und Putz für die Sonntagsmesse zu haben, ist ihr fröhlich Bewußtsein, ihre stolze Selbstbefriedigung und Demonstration vor Andern.

Aber auch die Verworfene aus der Schaar, deren Zahl in einer Großstadt niemals klein ist, stellt sich hier ein. Sie täuscht sich entweder selbst mit dem Wahne eines ehrbaren Anscheines, oder sie kommt um zu sehen und gesehen zu werden, ihre wohlgewendeten Blicke können einen Unverständigen oder Leichtfertigen ködern.

Die Männerwelt stellt sich zum Ausgange. Der junge Mann hat selbst in einem Winkelchen gebetet, er erwartet nun seine nahenden Angehörigen. Der Herr Gemal hält sich enge zu seiner Gattin. Er ist entweder eifersüchtig und bewacht ihre Blicke, drückt ihren Arm fest an sich, daß nirgends ein Zwischenspiel vorkommen könne, oder er wahrt, indem er seine Gattenwürde darthut, seine Ehehälfte vor jeder Verkennung und zweifelhaften Meinung.

Die Herren Commis und Comptoiristen sind wahrhaft stark vertreten. Die Woche hält sie hinter dem Laden-, Rechen- und Schreibtische. Hier hoffen, oder vermuthen oder wissen sie selbst bestimmt jene „Dame" zu finden, welche so erwärmende Blicke bei einer Gelegenheit mit ihnen gewechselt, sei es bei einem Kaufge-

schäfte, bei einer Amtsangelegenheit, oder beim Begegnen da und dort in Gesellschaft, im Theater, im Gartenconcerte oder bei einer Saalproduction und sie sich nicht anderswo nahen können oder dürfen. Hier vermögen sie einer Einsamen einen Dienst zu erweisen, das Geleite anzubieten, oder zu nahen, indem sie den nächsten Platz an ihrer Seite im Omnibusse, den sie besteigt, erlangen; hier treffen sich die Bekannten, Freunde und Freundinen aus den verschiedensten zerstreueten Bezirken.

Zur Kirche gehen ist ein so natürlicher ein so gerechter Wunsch der weiblichen, wie männlichen Welt, daß Väter, Vormünder, Dienstgeber diesem Verlangen nachgeben wollen und müssen, und dann spinnt sich so Vieles Ungeahntes mit leichten Fäden an, was allmälig zum festen Bande wird — zum glücklichen, zum unglücklichen, wie das Menschenschicksal ist!

Der glückliche Bräutigam überrascht sein Bräutchen am Ausgange und freut sich, daß sein holdes Zukunftsweibchen sich mit dem Himmlischen und dem Gebet für das Glück des neuen Hauses beschäftigte. — Eine Minute späteren Kommens oder nur das Gedränge genügte, um die eine Person nimmer in der Menge zu ersehen, nimmer anderswo zu finden nach dem bewußten versäumten „Ausgange."

Der Student macht heitere Studien und sein Freund der Maler beobachtet die Physignomien scharf, er bedarf einiger Charakterportraits für sein neues Bild.

Der Offizier, welchem „Ihr" Herr Vater und Frau Mutter vielleicht die Thüre verschlossen, harrt hier, um die erste Ansprache zu versuchen oder sein geschnürtes Herz zu erleichtern.

Wie Viele kommen nächsten Sonntags zur gleichen Stunde wieder, weil sie ein Gelöbniß, freilich ein gar weltliches gethan, zur Zeit wieder hier beim Ausgange von der Sonntagsmesse zu erscheinen.

Das alte Mütterchen wankt am Stocke daher, ihre alten Augen kennen Welt und Menschen und St. Sefan nur zu gut und zu sehr. Nirgends ist es ihr doch so lieb ihr Herz mit dem Erlöser zu verbinden, wie hier. — Fast wird sie verdrängt, bedroht gestürzt zu werden von der eiligen Marchande-de-Modes, oder Schneider-Mamselle, welche noch rechtzeitig jenes Band, jenen neuen Aufputz, jenes gefaltete und verbrämte Kleid erblicken und als Muster benutzen will. Mamselle lächelt vielleicht bald, sie hat eine Freundin, einen Freund zum Heimwege gefunden.

An einem vielbenützten Seitenthore liegt unter einem steinernen Baldachin der Humorist des Mittelalters, der berühmte Neidhard Fuchs der Bauernfeind, aus Stein gehauen auf seinem Grabdenkmale oder Sargdeckel. Die Zeit hat ihm arg zugesetzt, aber der Humorist lächelt sicher indem er lauscht an dem Herzen Wiens und nächst dieser Menge, die dahin schreitet.

Auch Fiacker, Equipagen, Einspänner werden gerufen und rollen ab.

Einstmals waren die Sänftenträger berühmt, welche hier den Dienst verrichteten.

Wir schreiten jedenfalls zu Fuße hinaus. Bitte aber nun den Hut festzuhalten, Herren, oder Damen, denn es weht ein Wind. Der Stefansplatz ist nie ohne Wind. Und der Wiener weiß warum, er hat eine Sage dafür.

Der Teufel ärgerte sich nämlich, daß die Wiener einen so schönen gottgefälligen Dom haben und der Baumeister ein solch prächtiges Werk vollenden sollte. Als Meister Wenzel von Klosterneuburg, der, nach Georg Hauser's Plan arbeitend, der erste Baumeister des Domes war, während des Baues im Jahre 1400 starb, freuete sich der Teufel baß, sputete sich und brachte Wind und Wetter herbei, daß sie ihm helfen an den unfertigen Mauern rütteln, den Mörtel verderben, das Ganze umzustürzen. Er dachte, einen so frommen Mann wie den Wenzel könne man ohnehin nimmer finden. Da aber kam Meister Peter Brachawitz, dieser war erst der Rechte, Gläubigvertrauende — und kaum diesen der Teufel ersah, fuhr er geschwind ab und aus. Aber in der Eile vergaß er Wind und Wetter mitzunehmen und ihnen die rechtzeitige Mittheilung zu machen; jetzt laufen sie daher immer auf dem Stefansplatz um die Kirche herum und suchen den abgefahrenen Genossen, ohne ihn bis heute gefunden zu haben!

Wenn es überall stille ist, so sagen die Leute auf dem Stefansplatz: da hat der Teufel doch immer den Wind!

Der Böse hat Recht sich fort zu ärgern, denn beim Fertigwerden des Domes ist er arg betrogen worden.

Es wurde ihm für seine Ruhe oder respektive Mitwirkung versprochen, daß die Seele des ersten eintretenden Wesens ihm gehören solle. Aber sie nahmen einen Fuchs, jagten ihn durchs Hauptthor in die fertige Kirche, und statt dessen Seele sich nach Gebühr zu nehmen, fuhr der betrogene schwarze Fuchs ärgerlich ab!

Aber mit dem Meister Hans Puchsbaum, welcher den ersten Thurm 1433 vollendet und auch jenen zweiten Thurm gebaut, der noch heute unvollendet steht, soll der Teufel ein gutes Geschäft gemacht und ihn wirklich gekriegt haben. Deshalb wird der Thurm auch nie zur Vollendung gebracht, nicht einmal der Versuch dazu gemacht werden.

Der Teufel und Meister Hans Puchsbaum schloßen einen Vertrag. Der Erstere wollte Letzterem helfen gegen eine Verbindlichkeit, die eine geringfügige genannt werden konnte; er sollte nur den Namen unserer lieben Frau nie beim Baue nennen. Das schien so leicht. Eines Morgens naht des Meisters liebliche Braut, hold geschmückt dem Dome, vom Gerüste herab sieht er die Angebetete seines Herzens und ruft im Entzücken ihren Namen aus: „Maria!"

Da kracht das Gerüste, das Gebälke unter ihm stürzt, er sinkt ihm nach, zur Tiefe — ist todt — und nach ihm bleibt der Thurm unvollendet!

Der Teufel suchte immer Beschäftigung um St. Stefan. Deshalb gelang es ihm auch einmal den Thürmer zu holen. Auf dem großen Thurme oben heißt noch eine Stelle, neben des Thürmers Wohnstube, „des Teufels Kegelstatt." Die Thurmwächter spielten da oben Kegel und weil die Bahn zu kurz, so stellteu sie sich verkehrt und schoben die Kugel zwischen die Beine hindurch nach rücklings. Wo eine verkehrte Handlung geschieht, ist der Teufel geradaus dabei. Er schmunzelte und lauerte. Ein Geselle gewann's dem Thürmer so ab, daß er ausrief: So wollte ich, es käme der Teufel und spielte! Rasch kam auch der Teufel als Geselle, schob alle Neune, packte den Thürmer und drehte ihm das Genick ab, so daß der Kopf nach rückwärts saß.

Zum Angedenken an diese schauerliche Geschichte schob jeder fremde Besucher einmal, mit frommem Spruche, nach rücklings auf der Teufels-Kegelstatt.

Auch in der Nähe, bei dem bereits erwähnten „Stock im Eisen" trieb der Teufel sein Geschäft und ein gutes, denn er erwarb sich einen Schlossergesellen dabei. Letztbesagter wollte ein großes Kunststück arbeiten, durch das er entweder den Meister aus Rachsucht zu Schanden machen, oder aus Liebe dessen Tochter erringen wollte. Mit Hilfe des paktirenden Teufels brachte er das unaufsperrbare Schloß an dem Gürtel des Bauers zu Stande. Des Meisters graue Haare trieften vom Schweiße bei der vergeblichen Sperrarbeit. Er schlug den ersten Nagel als die Marke seiner Arbeit in den Baum. Allmälig kamen so viele Schlosser heran und

markirten so viele vergebliche Arbeit, daß der Baum nun von den Nägeln ganz bedeckt ist. Der Teufel holte seinen Schlossergesellen mit gewohnter, exacter Pünktlichkeit, hierin ein unverbrüchlicher Ehrenmann.

Wenn jede vergebliche Arbeit in der Welt durch einen Nagel markirt werden müßte, so wären alle Wälder, selbst die Urwälder jenseits des Oceans total vernagelt.

Der Steinbau des Domes und des himmelanstrebenden Stefansthurmes hat auch manche vergebliche Arbeit gesehen, aber auch eben so viele wackere.

Von oben leuchteten die Freudenfeuer während der Feste verschiedener Jahrhunderte in's Land. Es leuchteten die Sturm- und Warnungs-Signale. Auf der Höhe seiner Galerie saß Rüdiger von Starhemberg, beobachtete das Heranziehen der Türken und leitete von da aus den siegreichen Kampf gegen diese letzten Schaaren aus dem Oriente auf deutschem Boden. Von diesem Thurme aus sah man die Franzosen die Ebenen von Aspern und Wagram bedecken, die Insel Lobau besetzt halten und verlassen, nachdem die Brander ihre Brücken in Flammen gesetzt. Auf diesen Thurm schossen Türken und Franzosen, er wahrt ihre Kugeln noch im steinernen Riesenleibe. Von diesem Thurme aus verkündete Wenzel Messenhauser in den Oktobertagen 1848, „Bürger, zu den Waffen, ein ungarisches Hilfsheer naht!" und büßte dafür mit dem Tode durch Pulver und Blei im alten Stadtgraben, über dem nun die prachtvollen Palais der Ringstraße und einer neuen nachgekommenen Zeit stehen.

Von diesem Thurme blickte früher eine Uhr weit ins Land und schlugen die Stunden für Freud und Leid mit markigem Tone. Die Uhr, deren Zeiger mehr als eine Klafter lang sich streckten und von unten beiläufig nur zwei Spannen lang schienen, war nächst der Thurmgallerie; bei der letzten Wiederherstellung der einzelnen Giebel und der Thurmspitze mußte sie weichen, denn in den Plänen der alten Meister war leider ihr Platz nicht vorgesehen.

Von diesem Thurme sieht man an hellen Tagen bis ins oberösterreichische und steierische Alpenland, erblickt Wien wie das Modell einer Stadt unter sich ausgebreitet, und die Menschen, Karossen wie bewegliches Kinderspielzeug. Der Thurmwächter oben sieht auch in jede Straße und erkennt jedes Haus, wenn er seinen Augenpunkt mit einem Instrumente in Verbindung bringt, das „Ortoscop" genannt ist und dazu dient, „Feuer" sofort mit Angabe der Straße und des

Hauses anzuzeigen und zwar an die städtische Feuerwehr, mittels des Telegraphen. Früher diente ein Rohr zum Herabwerfen eines beschwerten Zettels in eine Wachtstube, von wo ein Mann sich eiligst und mittels Wagen zur Feuerwehr begab.

Von diesem Thurme sieht man, rings um Wien, wie eine plastische Landkarte das herzliebe Niederösterreich sich breiten, mit seinen Wäldern, Bergen, Dörfern und Flüssen — ein bezaubernder Anblick!

Dieser Thurm, welcher dem weltlichen Wien rastlos den Blick zur Höhe lenkt und deutet: „Empor!" gehört zu den höchsten Europas. Man hat bei zweimaligen Neubauten an der Spitze, die man 1838—42 aus Eisen herstellte, dann nach neuerlichem Abtragen und Wiederaufbauen aus Stein, 1862—64, dieselbe jedesmal erhöhet bis zu 437 Fuß, (138 m.) so daß der Thurm jetzt dem bisherigen Hochmeister, dem Straßburger Dom (449 Wiener Fuß, 142 m.) zunächst kommt, und so hat Wien auch hierin seinen berechtigten Stolz.

Die Sage geht, daß die Kirche wie der Thurm mit einem Kalke gekittet, welcher nicht Wasser zur Feuchtigkeit hatte, sondern Wein. Des edlen Rebensaftes Fülle war in vielen Jahren so stark im sonnigen Lande, daß die Kehlen ihn nicht vertilgen, die Fässer nicht fassen konnten und so war sein rechtes und bestes Werk, in den Kalkgruben und als Kitt der edlen Bausteine zu dienen. Die Rechnungen, welche zum Theile noch im Archive liegen, weisen für die frühern Zeiten ungeheuere Kosten auf, und der Volksmund sagt, jeder Stein an Kirche und Thurm kostete einen Dukaten — für jene Zeiten eine hohe Summe!

Jahrhunderte arbeiteten an diesem Baue, welchen man bis zu dem ersten Herzog Oesterreichs, Heinrich Jasomirgott 1140 zurückführt.

Die Kirche, von der nur Steine oder Mauertheile vorhanden sein mögen, brannte im dreizehnten Jahrhunderte zweimal ab. Rudolf, der erste Habsburger dankte hier Gott für den Sieg über Ottokar den Przemisliden, welcher zuvor sie für sich prächtig herrichten ließ. Herzog Rudolf IV., welcher der Stifter genannt wird, that Wesentliches durch einen neuen Plan und neue Zubauten 1359.

Greis und Kind, Alt und Jung steuerten wiederholt zum Baue, Kopf für Kopf. Jeder, der hier Herrlichkeit verbreiten und genießen wollte, bauete am Gottesdome, bis in die letzten Tage, da unvollendet gewesene Giebel prächtig hergestellt wurden; die einzelnen Theile des Ganzen sind wie steinerne Gedenkblätter, eines gemauerten, wol Jahrtausende währenden Gedenkbuches. In diesem ist das

Herz Wiens ausgeprägt und die Räume selbst können bildlich wol als das steinerne Herz der großen Stadt am Donaustrande gelten.

Wein und Märlein, Frömmigkeit und Leichtlebigkeit, Almosen und Vergeudung, herrliche Pracht und Erhabenheit ohne Gleichen und Ueberbieten finden sich da — der Stolz und die Lust Wiens — so stehen sie, der Dom und der Thurm.

Man wird vergebens suchen den zweiten Thurm emporzuheben. Es müßte sonst fürwahr „mit dem Teufel" zugehen! Es hat's ein guter Geist gefügt, daß das Wunder des Stefansthurmes nur allein und einzig geblieben, eine Wiederholung schiene eine Herabsetzung, eine Beleidigung des Einzigen, Unerreichbaren und Unerreichten.

Er soll es bleiben. Der Wiener könnte sich so wenig denken, daß es zwei Stefansthürme gebe, wie daß er der Sohn zweier Mütter.

Frage man den Aermsten und den Reichsten darüber, sie werden Beide darin Eins sein. Fraget den Mann, welcher in der stolzen Karosse heranrollt, fraget das Weib, welches sich dort im Dunkel kauert, hinter der Kirche rückwärts, wo ein Oelberg, eine Kreuzigung und ein Fegefeuer in theils edelsten Formen von Stein, theils in Farben dargestellt sind, und wo nächtlich ein rothes Flämmlein als die Stiftung Frommer flackert. Wenn die Kirche gesperrt, kommen noch die Mühseligen und Beladenen, beten und weinen und suchen Tröstung hier.

Die Stelle ist bezeichnend, sie liegt fast gegenüber der einfachen schwarzen Thüre an einem Hause, die zu den Grüften und Todtengebeinen führt. Nicht weit davon haben auch die Religionsstreitigkeiten auf offenem Platze stattgefunden. — Das trostbedürftige Herz kennt keinen Streit in solchem Augenblicke und denkt nur an die Allmacht des Ewigen allein; es schreckt nicht vor dem Tod und dem Gedanken an die Schädelstätte zurück; Grauen und Wonnen bei dem geheimnißvoll ergreifenden Dome fließen nur zu der einen Empfindung zusammen, welche sein Dasein an und für sich deutet und die da lautet: Empor!

Wien's
Erwachen und Entschlummern.

Tik-tik-tik!

Ein leises Pochen.

Dieses tönt an einer kleinen Glasscheibe in dem Fensterchen einer Hütte, oder eines Bauernhauses, zwei bis drei Meilen ferne von der Großstadt.

Es ist keineswegs noch Morgens, höchstens Mitternacht, oft auch diese noch nicht gekommen. Und der pochende Finger ist jener des Nachtwächters. Dieser ruft: Frau Sepherl! oder einen andern Namen, den einer Dirne, eines Knechtes, eines Burschen.

Es ist stockfinster im Dorfe, oder es scheint der Mond und die Sterne flimmern, es regnet vielleicht auch, wettert und schneit — der Sturm mag heulen, Donnerrollen mag sich rings vernehmen lassen und der Blitz niederzucken — der Nachtwächter des Dorfes hat seine Pflicht gethan, hat die Leutchen aufgeweckt und schreitet dann weiter die Gasse des Dorfes entlang, pflichtgemäß ausschreiend: „Hat's . . . geschlagen!"

Von seinem „Tiktik", meilenferne von Wien, um oder vor Mitternacht, ist der Großstadt Erwachen eingeleitet.

Die Bauersleute erheben sich von den warmen Lagern, in die sie sich bei des Tages Neige gelegt. In der Milchkammer, in dem Kühlraume und Keller

stehen allerlei Lebensmittel und Bedürfnisse für die Großstadt, von dem feinsten Grünpflänzchen bis zum dürren Kienholzspahne, von den frischen Erdbeeren und leichten Waldpilzen, bis zu den schweren Kartoffeln und Honigwaben, welche zum Verkaufe vorbereitet wurden. Die hartarbeitenden Leutchen, welche sich den Schlaf aus den Augen reiben, aus den müden Gliedern recken, werden die Lasten auf Kopf und Rücken nehmen und der Stadt zuwandern, zuwaten, zukeuchen, entgegenschleppen.

Mancher „Milchmann", manches „Milchweib", manche Gärtner und Fuhrleute werden ihre Gäule an die Wägelchen spannen und dahinrollen auf der Straße.

Diese Straße bietet einen merkwürdigen, eigenthümlichen Anblick. Die einzelnen mühseligen Gestalten, welche durch den Nebel, durch die Finsterniß oder das Halblicht warm vermummt schreiten, zuweilen mit Laternen, sehen dem Zuge eines Gespensterheeres ähnlich, den Huckepack-Gnomen; und die halbdeutlichen Umrisse der Wägelchen und bedächtigen Gäule die oftmals von Weibern oder Mädchen gelenkt werden, vermehren das gespenstige Aussehen des nächtlichen Heeres.

Anfangs, vom Dorfe aus, haben sich vielleicht Mehrere, Burschen und Dirnen, Greise und Greisinen, die ebenfalls schleppen, zu wandernden Gruppen gesellt; man schwätzt, und möglicherweile plaudern die Leute auf den Wägelchen, welche langsam daneben herrollen, mit. Aber je länger der Weg, desto mühsamer wird die Last, desto kleiner der Stoff, auch die Lust zu sprechen. Es kommen auf der Hauptstraße allerlei fremde Gärtnersleute, und man trennt sich durch die Flinkheit oder Müdigkeit der Beine, die Leichtigkeit oder Schwere der Lasten, die stärkere oder geringere Anziehungskraft der Wirthshäuser am Wege.

Diese mit ihrer Scheibenreihe fernhinleuchtenden Wirthshäuser haben ein eigenthümliches Leben. Sie sind schläfrig und schlafend bei Tage, sie wachen bei Nacht.

Da haben sich die „schweren Fuhrleute", auch die Führer der langen, fässerbelasteten Bier- und Wein-Wagen versammelt, welche nur in den Nacht- und Morgenstunden die Stadt durchziehen dürfen. Da kommen die Schaaren aus allen Dörfern zusammen. Da kommen auch die Vorkäufer und Vorkäuferinen, jene Zwischenhändler, welche dem Einzelnen seinen Kram abschwatzen, abnehmen mit dem Truge, daß drinnen in der Stadt Alles überfüllt, oder keine Nachfrage, oder irgend

etwas Schädliches. Da sammeln die schlauen Händler, um im Großen die Stadt mit übertheuern Lebensmitteln zu versehen. Da haben die Verkäufer und Händler schon stundenlange zuvor Preise verabredet, Finten zu gemeinsamen gemacht, sich Leute und Warensorten in schlauester Weise zugewiesen. Da blinken die Gläser und Flaschen aller Gattungen und es wird rastlos ab- und zugetragen, denn auch der Geist in den Getränken muß mitwirken. Da wird Mancher und Manche zu frühzeitig müde und festgehalten. Da dampfen die Glühweine, Warmbiere, Kaffeeschalen, Holz- oder Thonpfeifen und Cigarren, und durch das Gewirre der Stimmen bringt zuweilen das Wiehern der Pferde von draußen.

Lokomotive pfeifen aus der Ferne dazwischen; je näher der Stadt, desto hörbarer schnauben und schlagen die dahineilenden Lokomotive oder werfen ihre Funken und Rauchsäulen in die Luft, denn die Nachtzüge eilen in die Bahnhöfe. Diese allein leuchten aus der Ferne mit hellen Lichterreihen; die Stadt ist dunkel, liegt massig brütend und mit dumpfer Stille.

Während der Nachtwächter im Dorfe weckte, oder während die Leute auf der Straße oder in den nächtigen Wirthshäusern ihr lebensmittelversorgendes Treiben begannen, in derselben Zeit schlichen und trabten im Innern der Stadt einzelne Männer und Weiber, rollten daselbst langsam Handwägelchen oder bespannte Karren manchen noch stillen, lichtlosen Plätzen zu. Das sind die Märkte oder auch Markthallen. Da stellen die im Nebel zwischen Nacht- und Morgen wandelnden schemenartigen Gestalten aus den äußersten Kreisen der Vorstädte ihre Lasten ab, reihen diese, während Alles rings noch schläft und aus den hohen Häusern selten ein Lichtlein schimmert, lassen sie bald allein und gehen, wie jene Leute auf den Landstraßen, auch hier im Innern der Großstadt, in gewisse gleich charakteristisch gefüllte Wirths- und Kaffeehäuser.

Bei dem vereinzelten Klappern der Körbe, Bütten, Fässer auf dem Pflaster der Stadt, dem Schleifen und Trappen der Tritte einzelner Träger und Wanderer in den leeren Gassen, ist es vier Uhr Morgens geworden.

Draußen an der „Linie", das ist an der Accise-Gränze, welche durch einen die Riesenstadt umziehenden Graben und durch Gitterthore an den Hauptstraßen gesichert ist, haben sich die einzelnen Träger durch das kleine Seitenpförtchen gedrängt, geschlichen und wurden von den Zollwächtern, den „Finanzern" angehal-

ten. Mit den Händen und mittelst langer Nadeln wurden die zollpflichtigen Waaren bei Laternenschein untersucht, abgeschätzt, sie wurden auch rasch an der Linienmauth gewogen und besteuert.

Jetzt ist es vier Uhr geworden.

Draußen auf der Landstraße vor dem Gitterthore und den Linien harrt die angesammelte Wagenburg.

Die sämmtlichen Lichter des Accisehauses werden nach Bedarf der Jahreszeit entzündet, die sämmtlichen für Zoll- und Accise thätigen Kräfte werden in Bewegung gesetzt. Die Bewaffneten auf der Straße und die Schreibenden in den Zellen hinter den Fenstern gelangen zu vollster Entfaltung. Schwere Wagen rollen dumpf auf die Wägeplatte, welche seitwärts im Pflaster liegt und unter welcher sich das Geschäft des Wägens vollzieht. Die Finanzsoldaten erklimmen die einzelnen Wagen aller Arten, heben, tasten, rücken, stechen mit ihren Nadeln tief ein und prüfen die kleinen Reste, welche sich in die Oehre der Nadelspieße verfangen haben — es wird geschätzt, disputirt, gezankt, geeilt, bezahlt, abgerollt.

Es kommen auch die Prüfer mit dem „Galaktometer", dem Milchmesser; und auf diesem und jenem Wagen, bei diesem und jenem Handkarren, bei dieser und jener lastentragenden Person geht es nicht ohne ernstliche Aufregung ab, nicht ohne heftigen Disput und tüchtigen Verweis. Die Milch ist zu sehr gewässert, durch einen Bodensatz als zu gefälscht kenntlich, das Obst ist unreif oder faul, das Wild und das Fleisch entwickeln einen so üblen Geruch, daß sie als gesundheitsschädlich sofort erkannt werden, oder jener Mann und jenes Weib haben zu schwärzen versucht — eine Amtshandlung unangenehmster Art beginnt, der Wagen, die Waare, die Personen werden confiscirt.

Nebenher rollen die Wagen in großen Schaaren ab, und durch die Hauptstraßen nächst den Linien, welche still und fast lautlos gelegen, tönt es dumpf, rasselt es, klappert es, wiehern die Pferde, die hohen Häuser halten den Schall zusammen und verstärken ihn. — Da hört mancher Schläfer den Ton und sagt sich: vier Uhr Morgens ist es! Das sagt sich auch der Kranke, welcher die Nacht schlaflos verbracht, das sagt sich der Wachende, welcher an einem theueren Lager, oder gegen Entgeld, oder in Lumperei die Nacht verbracht.

Vier Uhr Morgens ist es. Einzelne Kaffeehäuser zünden die verlöschten Gasflammen an, öffnen die Thüren, enthüllen die Scheiben, machen die Kohlen

auf dem Heerde glühend, klappern mit den Gläsern und Geschirren, rücken die Tische, säubern die Platten, die Stühle und den Boden, ordnen den Zucker und allen Bedarf. Die zerstreuten Bäckerladen flammen mit ihren Lichtern in den Nebel oder in den Morgenschein. Die ganz in Weiß gehüllten Jungen kommen und gehen gespensterartig mit allerlei Körben und Lasten. Sie verbreiten das frische Brod und die Gebäcke für das Frühstück. Die Branntweinladen öffnen sich und es kommen allmälig die Arbeiter der untersten Gattung, gießen das flüssige Feuer in ihr Inneres. Die Kleinkrämer, „Budiker", hier „Greisler" (von dem altdeutschen „Gries", klein) geheißen, schlagen klappernd die Ladenthüren auf, ordnen ihren Kram, besorgen zuerst das Brodgeschäft.

Jetzt öffnen die Tabakladen ihre Räume. Ihr Lichtlein flimmert. Selten kommt noch ein bedürfender Käufer. Dennoch klirren die Glasscheiben ihrer Thüren, läuten die Glöckchen an denselben wie an denen der Greisler durch die morgenfrühe Stille. Die Tabakkrämer sind auch Zeitungsverkäufer. Aus fernen Straßen, der Vorstädte zumeist, sind ganz eigenthümliche Gestalten herbeigeeilt, mit großen, schweren Päcken von Papier, das sind die Zeitungsausträger im Großen, sie haben mit dem Publikum nichts zu thun, sie haben mindestens die halbe Nacht durchwacht im Druckereilokale einer Zeitung und haben die nassen Bogen gleich von der Dampfpresse hinweggenommen, geordnet. Sie werfen dieselben jetzt förmlich den einzelnen Verschleißern in die Thüre, oder auf den Ladentisch, sie eilen durch die langen Straßen und Seitengassen, sie haben einen Bezirk zu versorgen, und wenn eine Zeitung später da ist, so ist es ein Schaden für die Redaktion und Administration.

Jetzt läutet es von den Kirchenthürmen in die Morgenluft. Das ist die erste Frühmesse, und eine Menge von Menschen horchet auf dieses erste städtische Zeichen des internen Lebens.

Es ist fünf Uhr.

Der Riese Wien reckt und streckt, bewegt in etwas lebhafter Weise die noch ungefügen Glieder.

Die einzelnen Hausmeister und Hausmeisterinen öffnen schläfrig die großen schweren Hausthore. Diese rollen und ächzen in den schweren Angeln, man hört sie allmälig weithin. Hinter einzelnen Hausthoren ordnen Brod- und Milchkrämer ihren mobilen Waarenstand. Milchmädchen beginnen mit Blechkannen Treppen zu laufen.

Aus einzelnen Hausthoren schlüpfen oder schleichen ungekämmte Mädchen, verschlafene Weiber, alte Matronen in allerlei seltsamen Toiletten, selten zierlichen heraus, auch Lehrjungen aller Gattungen, Frisuren, Habites und Längen; sie gehen nach Milch, Brod, Schnaps, Kaffee, Zeitungen.

Aus manchem Hausthore schlüpft ein Dämchen in auffälliger Toilette, aber nicht ganz geordneter, mit müden Zügen, geränderten Augen heraus; sie muß ihre Heimat noch aufsuchen, bevor die ganze Welt und nicht die halbe erwacht, auf der Straße ist und ihr Kommen und Gehen kennt.

Jetzt kommen die Arbeiter zu den Linien herein, ziehen die Straßen dahin, Weiber und Männer mit Bündelchen und schweren Tritten. Allmälig kommen aus den Häusern die Arbeiter heraus, gehen nach den Fabriken aller Art, treffen sich auf den Straßen, schwellen oft zu sichtbaren Zügen und stärkeren Mengen dort an, wo eine Fabrik ist oder deren mehrere große sich befinden. Die Dampfschlote rauchen bereits. Wer in die Luft sieht, merkt auch bereits den Rauch aus einzelnen Schornsteinen sich kräuseln. Die Dampfwolken schwellen stärker an, es ist ein eigenthümlicher Geruch nahe den Hausthoren, in Gängen und auf Treppen, entschiedenst wird man an den großen, doch finstern Erwecker der Menschheit gemahnt, an den Kaffee!

An den Flußufern rauchen Schlote der Dampfschiffe, nahe den Bahnhöfen hört man häufigeres Pfeifen und Stoßen der Lokomotive. Die Omnibusse beginnen auf ihre Standplätze zu rollen, Einspänner rädern leicht dahin, zweispännige Fiacker fahren stolzer nach ihrem Standorte. Die Wagen aller Art machen sich allmälig mehr auf den Hauptstraßen zu Bahnhöfen und Schiffahrtsplätzen mit Lärm bemerkbar. Auf den Schienen der Tramway kommt mit Schellengeklingel allmälig ein und der andere Wagen herbeigegleitet.

Die Bier- und Weinwagen rollen zu den Wirthshäusern und Hotels schwer über das Pflaster — sie müssen bis 9 Uhr verschwunden sein.

Aus den Kasernen an verschiedenen Punkten, traben und reiten größere und kleinere Soldaten-Abtheilungen heraus, sie marschiren zu den Uebungen und ihr gleichartiges Vorwärtsbewegen wird gehört. Nur selten klappert die Trommel den Schritt-Takt oder bläst die Trompete, denn vor 8 Uhr soll nicht gelärmt werden.

Von vielen Kirchenthürmen läutet es jetzt nochmals. Es ist sicherlich sechs oder darüber.

Nun sind alle Kaffeehäuser in Thätigkeit, während die Wirthshäuser noch todt und leer sind. Jetzt pfeifen auch die Lehrjungen auf den Straßen häufiger, singen oder johlen bereits aus Aerger oder Freude ihre Morgenlieder. In den Häusern ist's vollends rührig und geschäftig, die Dienerschaften sind thätig, die Takte des Kleiderklopfens und Teppichschlagens werden gehört. Die Fenster an den hohen Häusern werden hie und da geöffnet, Staub wird ausgeschlagen. Der Kaffeetisch beschäftigt die Familie. Die Kinder gehen einzelnenorts bereits um 7 Uhr zur Schule. Das Crescendo des Lärmens einer Großstadt ist im immer mehr vernehmbaren Anschwellen. Jetzt eilt der Commis seinem Laden entgegen, welcher um 8 Uhr geöffnet und mit neuen Schaufensterverzierungen versehen werden muß. Jetzt rüstet sich der Buchhalter, der Privatbeamte, der kaiserliche Angestellte; jetzt machen sich die Ladenhalter und die Verkäuferinen aller Arten mobil; — jetzt klappern in allen Straßen die Schlösser, Stangen, Riegel, eisenbeschlagenen Thüren der Laden, Schlüssel und Schautafeln, jetzt ist es 8 Uhr, jetzt ist die Ladenwelt da und in der Thätigkeit. Jetzt rollen auch schon die Wagen in die Bureaus, jetzt kommen und gehen die Wagen gefüllter, jetzt haben sich die vollen Omnibusse nach und aus allen Richtungen in erstaunlicher Anzahl vermehrt, jetzt eilen die Studenten, Lehrer, Dienstboten, Marktbesucher aller Arten, Frauen aller Sorten kreuz und quer, die Tramwaywagen mit ihren schellenbehängten Pferden folgen sich in blos minutenlangen Zwischenräumen hin und her — Wien ist vollends erwacht, Wien ist in Thätigkeit!

Nur noch Wenige fehlen. Auch diese werden bald nachfolgen. Die Fiacker und Equipagen rollen vor die und aus den Ringhäusern, zu und von palastähnlichen Gebäuden. Die Bureauchefs, die Bankleiter, die hohen Herren der Aemter, bis zu den Excellenzen, beginnen ihre Thätigkeit. Die ganze Stufenleiter der höheren und höchsten Stände, die da empfängt, Audienzen begehrt, beglückt, verurtheilt, Tausende ja Millionen von Gulden gewährt, versagt, Schicksale lenkt, Leben und Tod entscheidet!

Jetzt wimmelt die Million Menschen mit ungeheuerem Getöse im vollends lebendigen Wien!

Massen Beschäftigungsloser fahren, reiten, spazieren, schlendern durch den Tag. Die Geschäftigen wogen allerorts. Die Fabriken, die Handwerksstuben, die unzähligen Geschäfte arbeiten. Die unfaßbaren Massen hämmern, rasseln, toben,

klappern bei Dampf- und Handmaschinen, bei unzähligen Gewerben, welche eine Welt mit Bedarf und Luxus versorgen.

Jetzt rollen tausende von Equipagen, noch mehr tausende Omnibusse, ebensoviele Fiacker, Einspänner, das Doppelte an Fabriks- und Geschäftswagen, tosend durch das Häusermeer; jetzt ist Wien geschäftig, erwirbt, verliert unzählbare Summen, eilt zu den und kommt scharenweise von den Eisenbahnen, lacht, weint, siecht, bettelt, stirbt, begräbt, tauft, jubelt, verzweifelt, heirathet, scheidet und einigt!

Die Pferde allein, welche die Wagen ziehen, die Reitenden, die Soldaten zudem, tragen, dürften an zwanzigtausend zählen. Man denke sich diese Schaar versammelt. Ihre eisenbeschlagenen Hufe klappern. Der Hafer und das Heu, deren Massen sie verzehren, müssen im Wachsen meilenweite Strecken überziehen.

Hunderttausende von Schloten rauchen über den Dächern und wirbeln einen zweiten Wolkenhimmel zu dem obersten empor. Das Getöse, welches man auf der Platte des Stefansthurmes oben vernehmen kann, oder das ich bereits wiederholt von einem Luftballon aus über der Stadt gehört, gleicht einem Zusammenbrausen von unzähligen rollenden donnernden Eisenbahn-Courierzügen — und das Getöse ist das hörbare Schaffen und Treiben der Weltstadt!

Die Mittagsglocken läuten dann; die Vorstädte harren auf den ersten Schlag St. Stefans, und sämmtliche Glocken schlagen dann darein. Speisestunde für Arbeiter und viele Kaufmannsfamilien. Das Eilen auf den Hauptstraßen und Plätzen ist das stärkste, Massen eilen aneinander vorüber, fast ohne sich anzusehen, die ganze Breite des Trottoirs ist erfüllt. Stunden später läutet im engeren Raume die kleine Börsenglocke, welche verhältnißmäßig noch mehr Schicksalswechsel markirt. Das Treiben Wien's dauert fort, das Crescendo ist zur höchsten Kraft angeschwellt, Kanonen donnern einer hohen Persönlichkeit ins Grab, jubelnde Militärmusiken und Trauermärsche machen sich bei abwechselnden Zügen vernehmbar. Bei Spitälern und Leichenhöfen geht es sehr geschäftig zu, die Promenadewege sind von Menschenmengen erfüllt — bis es allmälig und am merkbarsten zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags stiller zu werden beginnt. Börsencomptoirs schließen die Thüren und setzen innerlich die Thätigkeit fort, Aemter haben geendet, Excellenzen ihre Thätigkeit geschlossen, Diejenigen, welche zwischen zwölf und zwei nicht ihre Essensgelüste befriediget, gelangen jetzt daran, die Spazierfahrer und Reiter kehren zum

Diner heim, große Herren tafeln, ein Theil der Geschäfte ist vorüber. Jetzt werden Advokaten, Beamte, Rentiers, Bank- und Börsenleute flügge, die Künstler aller Art, besser gestellte Kaufmanns- und Fabrikantenklassen schließen sich an; dieser Theil Wien's ist mobil, um dem andern durch Kauf, Bestellung, Besprechung, Erwerb und Beschäftigung zu geben.

Im Sommer ist der Abend wenig geschäftig und man eilt aus der Stadt in die grüne Umgebung, vertheilet sich in den weitesten Umkreis. Im Winter aber flammt zur Dämmerzeit in der Stadt erst recht eine neue Welt, ein neuer Tag auf!

Den sinkenden Strahlen des Tages gegenüber erheben sich, allmälig immer stärker und stärker, die Leuchten, welche der Mensch entflammt. Vorsorglich brennen, sobald der Tag sich neigt, die Straßenlaternen auf, damit bei voller Dämmerung überall gleichzeitig Licht vorhanden sei. Matt und starr sehen oft die Gasflammen noch in den Tag, allmälig vom Dunkel umgeben, scheinen sie zu leben und im vollen Wirkungseifer rührig und freudig zu zittern. Aus einzelnen Stuben und Laden leuchtet es heraus. Kaffee- und Wirthshäuser, Hotels senden Flammenmeere in die Straßen. In Schauläden blenden Spiegel, leuchtende Metalle, glänzende Stoffe, bunte Farben, Perlen, Diamanten und Schätze aller Art; Gold und Seide, Sammt und Silber und Alles was duftet, flimmert, Augen auf sich lenkt und erquickt, breitet sich hinter riesigen Kristallscheiben, eine tägliche Weltausstellung da aus, bietet sich zum Verkaufe an.

Neben den Schätzen fast eines Märchenlandes, neben Trüffeln, Fasanen, Hummern der Nordsee, brillirenden Fischen der Südsee, frischen Früchten aus Algier und Egypten, ruft dich zuweilen eine Stimme an: „Auf ein Stückchen Brod!"

Auf dem tageshellen Trottoir wandeln Tugend und Sünde, edles Streben und Verbrecherthum — die mobilen Theile einer Million!

Ein Gang zu den Kreuzwegen der Ringstraße, oder auf weite Plätze lohnt sich, als eine sehenswerthe Merkwürdigkeit. Endlose Zeilen von Gasflammen dehnen sich vor uns, hinter uns, rechts und links in's Unabsehbare aus, wie ein stetiges Feuerwerk. Die zahllosen Wagen kommen und verschwinden mit bunten Laternen, welche ihre Wege andeuten. Zuweilen ist man an Plätzen von einem leuchtenden Riesenringe, von einem Feuerkreise weitaus und rings umgeben, wie

im Märchen, es ist märchenhaft schön. Und doch ist es nur die Straßenbeleuchtung der Großstadt Wien. Die Luft darüber ist roth; von der Ferne gesehen und in den Vororten vor der Linie sieht sich die Luft über Wien an, als brenne dort ein Häusermeer und lichte den Himmel mit grellem Scheine. Nur eine tägliche Beleuchtung!

So nahet die Zeit, wo die Fabriken schließen, die Arbeiter an den Bauten ihre Werkzeuge hinlegen. Im Sommer ist beides noch zur Tageszeit. Aus einzelnen Fabriks-Thoren strömen Schaaren heraus und eilen aus den Centren in die Peripherien. Aus den Linienthoren bewegen sich wieder Schaaren Arbeiter und Fußgänger hinaus in die kleineren Häuser der Vororte, welche sogar noch hie und da zwischen Gärten und allerlei Grün stehen.

Die Omnibusse und die Straßenbahn schleppen unglaubliche Menschenlasten. Im Innern der Stadt, oder in frequenteren Vorstädten, mehren sich die feineren Wagen, welche den Theatern zufahren; in einzelnen, denselben nahen Straßen ist es nur schwer möglich zu Fuße oder zu Wagen vorwärts zu gelangen. Das drängt, treibt, stößt, ruft, flucht durcheinander, oder man bittet um Raum zum Vorwärtskommen.

Im Winter und Herbste läuten die Glocken wieder um sieben Uhr Abends; auf dieses Zeichen haben viele müde, durstige, verliebte, unterhaltungssüchtige Seelen gewartet; Schlüsselklirren wird vernehmbar, Lichter in einzelnen Laden beginnen zu erlöschen, helle Schaufenster werden düster, Thüren klappern, Schilde werden abgenommen, Verschließladen werden herbeigeholt, die Summe der Schösser und Riegeln, welche Morgens zwischen sieben und acht Uhr geklappert und gerasselt, klappert und rasselt allmälig wieder — die Laden werden geschlossen.

Das ungeheuere, lärmende Wien ist im Abnehmen, das Decrescendo macht sich entschieden bemerkbar.

In den Theatern wird nun gesungen, musicirt, tragödirt, gejammert und gelacht, ein Heer von Musikern läßt allerorts jede erdenkliche Musik los, Sänger und Gaukler, Sängerinen und Gauklerinen aller Sorten locken und amusiren die Mengen. Die Wirths- und Kaffeehäuser, welche mindestens für eine halbe Million Menschen Platz haben, nehmen nicht viel weniger auf, Ströme von Getränken fließen aus Fässern stetig. Die Familie versammelt sich um den traulich beleuchteten Tisch, die Abendbesuche schwätzen. Die Gesellschaften im Großen und

in Massen locken auch durch ihre Reize, sie müssen zeitweise besucht werden. Bälle und Feste entfalten ihre Anziehungskraft, oft machen die Wagen, welche Gäste dazu fahren, noch in der Nacht einen betäubenden Lärm.

Allmälig rollen Wagen ab.

Allmälig vermindern sich die Scharen der Omnibusse, der Vehikel aller Art. Nur die Flammen aus den Laden, welche Eßwaaren feil haben, leuchten noch auf die Straße, nebst denen der Wirths- und Kaffeehäuser oder Hotels. Die Schellen der Tramwaypferde klirren dann noch einmal lebhaft, um die Zeit, wenn sich die Theater leeren. Da rollen noch einmal, wie neuerweckt, Wagen aller Art schleunig und lärmend über das Pflaster . . . jetzt wird's allmälig stiller und stiller.

Aus einzelnen Wirthshausthüren und Fenstern in den Vorstädten kann man Lachen, Instrumentenklänge, Gesänge, wirre Stimmen heraushören. Die stille Straße nimmt derlei Lärm schon mit Aufmerksamkeit auf. Immer mehr machen sich uns einzelne Wandelnde merkbar. Die Gaslaternen werden deutlicher in ihrer Vereinzelung. Die dünnen Schellen der kleinen Laden tinkeln hörbar, ihre Thüren klappern häufig auf und zu. Jetzt eilen Dienstmädchen, Lehrburschen, alte Weiber wieder geschäftig über die Straße, um rasch aus diesen Laden oder den Wirthshäusern noch ein letztes Bedürfniß herbeizuholen. Diese Gestalten huschen vor der Sperrstunde ins Thor. Auch einzelne andere Wandelnde, Frauen und Männer thun aus Sparsamkeit oder ängstlich desgleichen. Zu den Hausthoren kommen, oder stehen bereits dabei, Weiber mit großen Schlüsseln, oder Männer mit solchen. Das sind die Hausmeister.

Sie mustern die Einhuschenden und machen ihre Glossen. Jedes Individuum, das vor der Sperrstunde daheim ist, raubt dem Cerberus das Opfer, ein in der Summe beträchtliches Einkommen. Die Individuen mit den Schlüsseln horchen der Straße entlang, in die Luft hinauf, ob es von der nächsten Kirchenuhr noch nicht schlägt. Es ist bereits stille genug, um dies zu hören, sogar scharf und deutlich in seinen einzelnen Schlägen. Oft haben die Hauswächter ihre eigenen, capriciösen, jedenfalls frühzeitigen Uhren. — Mit dem ersten Schlage ächzen, knarren, rollen die Hausthore wieder in den Angeln — es ist das wesentlichste deutlichste Geräusch in der Ruhe — die schweren Schlösser und Hausschlüssel klappern — die Straße wird dann plötzlich stille — in den Häusern werden die Hof-, Gang- und Treppenlichter verlöscht.

Jetzt ist erst die wahre Nacht über Wien gekommen.

Der Philister ist um zehn Uhr zu Hause, die größte Zahl der Leute geht zur Ruhe, die Kinder schlafen, Besorgte und Fleißige und Uebelssinnende wachen weiter.

Das ganze Leben und Treiben ist nicht nur im Abnehmen, vielmehr Wien ist im Entschlummern.

Mit jeder Viertelstunde wird die Schar der Wachenden und Wandelnden geringer. Tritte werden auf dem Pflaster hörbar, einzelne Wagen unterscheidbar. Vor Belustigungsorten halten noch Wagen und warten Kutscher.

Wenige Kaffeehäuser halten lange nach der Theaterzeit offen, viele verlöschen. An den einzelnen geschlossenen Hausthoren sieht man hie und da Harrende, zuweilen Wankende, welche schellen und die Hausmeister zuweilen lange und vergebens aus dem Schlafe zu wecken bestrebt sind. Dumpf öffnen und schließen sich fernhingehörte einzelne Thore, in der Stille der Nacht.

Dämchen huschen, lustige Stimmen werden hie und da, aber sehr vereinzelt, überlaut, vermummte Gesellschaften gehen aus soliden und unsoliden Unterhaltungen und Häusern heim. Ein dunkler fensterloser Wagen rollt vorüber, es ist der Zellenwagen der Gefangenenhäuser. Eine Tragbahre wird vorübergetragen, es ist die Liegesänfte eines Krankenhauses, oder einer Todtenkammer. — Die Lichter der einzelnen Fenster und Häuser verlöschen immer mehr und mehr, es ist als ob die Häuser die Augen schließen würden, nur hie und da leuchtet es lustig und helle, oder flimmert es matt aus einer Studir-, einer Kranken-, einer Kinder-, oder Leichen-Stube herab. Sehr vereinzelte dunkle Gestalten gehen an den Spätwandelnden mit festem ruhigen Schritte vorüber, es sind die Sicherheitsmänner, die jedem Wandelnden ins Gesicht zu sehen suchen, wenn sie auch nicht so zu thun scheinen — die vereinsamten Tritte hallen.

Dunkle Männer mit Kapuzen, langen Stangen, Laternen, werden zuweilen mitten in der Straße sichtbar, verschwinden in Oeffnungen des Pflasters oder kommen, auch einem anderen Sinnesorgane als dem Auge bemerkbar, aus unterirdischen Höhlungen heraus. Das Volk nennt die Gestalten „Nachtkönige“.

Der dünne Strahl der öffentlichen Brunnen plätschert stetig leise, hörbar in den Stein verrinnend. — Die Nacht athmet förmlich.

Wie aus weiter Ferne vernimmt man das gedämpfte Pfeifen der Locomotive, die Nachtzüge gehen und versuchen wenig Lärm nahe der Stadt zu machen.

Zuweilen nur zucken mehrere Wagen hintereinander über das Straßenpflaster. Ein Merkmal, daß ein Eisenbahnzug kommt oder geht. Die vereinzelten Wagen und der Lärm, so rasch wie sie aufgetaucht, so rasch verschwinden sie.

Ueber der Stadt lagert es wie ein schweres Athmen; noch sieht man aus der Ferne ihren Lichtschein, wenn auch einen schwächeren.

Es wird Mitternacht.

Es ist ruhig geworden.

Schlafen — Träumen.

Die Träume einer Menschen-Million!

Einzelne Wachende gibt es immer und wird es immer geben.

Es lauert der Missethäter, es lauern die Wächter.

Die Thurmuhren schlagen scharf und deutlich begränzt zwölf Uhr.

Ein Mann im Leinenrocke trägt eine Leiter; er steigt in der Stille und Einsamkeit an den einzelnen Gaslaternen empor.

Kaum ist er angelangt, verlischt die Flamme.

Ein geringes Klappern der Laternengläser in der Stille — die Straßenlaternen sind verlöscht — nur einzelne an wenigen Punkten leuchten und mit halber Kraft — ein und das andere Auge blinzelt noch ein wenig. —

Wien ist entschlummert — Wien schläft!



[illegible] vernimmt man das gedämpfte Pfeifen der Locomotive, [illegible] wenig Lärm nahe der Stadt zu machen.

[illegible] Wagen hintereinander über das Straßenpflaster. [illegible] kommt oder geht. Die vereinzelten Wagen [illegible] sie aufgetaucht, so rasch verschwinden sie.

[illegible] es wie ein schweres Athmen; noch sieht man aus [illegible] wenn auch einen schwächeren.

[illegible]nacht

[illegible] geworden.

[illegible]

[illegible]-Million!

[illegible] gibt es immer und wird es immer geben.

[illegible] Missethäter, es lauern die Wächter.

[illegible] schlagen scharf und deutlich begränzt zwölf Uhr.

[illegible] trägt eine Leiter; er steigt in der Stille und [illegible] an den [illegible] Gaslaternen empor.

Kaum ist er angelangt, [illegible] die Flamme.

Ein geringes [illegible] der Laternengläser in der Stille — die Straßenlaternen sind [illegible] — nur einzelne an wenigen Punkten leuchten und mit halber Kraft — [illegible] andere Auge blinzelt noch ein wenig. —

Wien [illegible] — Wien schläft!



L.Rohbock del.t   G.Heisinger sculp.t

DIE VOTIVKIRCHE IN WIEN.



L. Rohbock delᵗ M. Kolb sculpᵗ

DIE RINGSTRASSE IN WIEN.

DER KÄRNTNERRING



F. Müller sculp.

DIE ELISABETHBRÜCKE IN WIEN.



L. Rohbock del.t

F. Müller sculp.t

DIE ELISABETHBRÜCKE IN WIEN.

Ueber die Ringstraße.

Dumpf dröhnen die Wagen über die hängende Aspernbrücke.

Sie kommen vom Osten der Praterstraße, über die Donau gezogen, und sie rollen dann zumeist, sich der Menge der kreuz und quer fahrenden Vehikel entwindend, geradeaus vorwärts in die Ringstraße.

Diese ziehet sich eine Strecke lange südlich und südwestlich, wendet dann im scharfen Bogen rechts nach Westen, bieget von da wieder rechts nach Norden ab, und zwischen diesen Endpunkten fließt der Arm der Donau, reihet sich, das Gelände ihrer Windungen einem Park überlassend, geradeaus wie die Sehne eines Bogens, die neue stattliche Häuserzeile des Franz-Josefs-Quai.

Lassen wir den Wagen langsam rollen, von der Brücke ab. Deren Löwen an beiden Seiten gemahnen an Aspern, das Schlachtfeld in dem „Marchfelde", wo ein Oesterreicher, Erzherzog Carl, der erste von allen Feldherren, Napoleon I. besiegte und den Muth der Welt gegen ihn entfachte. Die Löwen gemahnen noch weiter an die letzten gemeinsamen Thaten Deutschland-Oesterreichs für Schleswig-Holstein, denn die heimkehrenden Sieger-Truppen waren nach S. M. dem Kaiser die Ersten, welche die Brücke, 30. November 1865 betraten, den Weg über sie eröffneten und zugleich die erste Parade auf dem Ringe formten, welcher am 1. Mai zuvor feierlich vom Kaiser eröffnet wurde.

Vordem war hier Alles anders. Bis zum Jahre 1857 war die innere Stadt Wien von einer vielfach vorspringenden und mit Vertheidigungswinkeln versehenen

Festungsmauer umgeben. Vor dieser lag ein breiter, mit Donauwasser zu füllender Graben, welcher in Friedenszeiten trocken und sogar von einer stattlichen Pappelallee durchzogen war. Die Bastion oder Bastei war so breit, daß Wagen darauf fahren, streckenweise wenden, daneben die Mengen in einer schattigen Allee, selbst in dem „Paradiesgärtchen" wandeln konnten. Der Erholungsweg war sehr beliebt, denn vor dem Graben lag ringsum das „Glacis", ein von Alleen durchschnittener Rasenplatz, welcher mindestens zweihundert Schritte, streckenweise an tausend breit, die Häuserzeilen der Vorstädte ferne hielt. An der einen Seite, der innern der Bastei, standen häufig hohe Häuser und sahen hinab und fernehin. Es war allerdings ein malerischer Anblick, aber keineswegs moderner Art. Man sah von der Bastei nach innen, in die Straßen der Stadt, nach außen sogar über das Häusermeer der stundenlangen Vorstädte hinweg, in die reizende, von Gebirgen und Flüssen abgegränzte Landschaft. Aber die Stadt war geschnürt, enge, finster; das Wien, welches frisches, treibendes Leben und Wachsen in sich fühlte, bedurfte der Ausdehnung und Befreiung. — Es gewann die Idee, trotz Gegenhalt einer Militärpartei, beim Kaiser Raum und Sieg, die Festung Wien für immer als eine gewesene zu erklären. Es war ein Weihnachtsgeschenk an das Volk, im Jahre 1857. Mit emsiger Hand wurden, vom 28. März 1858 ab, die Mauern gestürzt, es fielen die Thore, es füllte sich allmälig der tiefe Stadtgraben, es wuchsen auf den gewonnenen Gründen die Häuser und Zeilen empor, in kürzerer Zeit, als man es je vermuthete. Drei Kreise sollten in und um Wien gebildet werden. Der innerste, der Ring. Ein zweiter, weiterer, theils neben dem Bette des Wienflusses ziehend und den Stadtbezirk von den andern Bezirken trennend, die Lastenstraße. Ein dritter, äußerster, die Gürtelstraße, um welche die Vororte im Kreise liegen.

Und der schönste aller neuen Straßenzüge sollte eben die erweiterte innere Stadt im Ringe umspannen, eigentlich nur im Bogen, da der Donauarm auf einer Strecke Halt gebietet. — Doch so entstand und wurde der „Boulevard" Wiens, eine der schönsten Straßen der Welt, der Ring!

In einer Breite von 36 Klft. fast 57 m. enthält er den gepflasterten Mittelfahrweg, welcher vier Wagen das Fahren nebeneinander gestattet und auf dem auch die Straßenbahnwagen auf Doppelschienenwegen hin- und hergleiten. Dann dehnt sich rechts und links je eine „Reit-Allee", streckenweise daneben auch noch eine „Geh-Allee",

nebenher folgt abermals ein Fahrweg, um die Wagen an das Trottoir heranzulassen, und dieses streckt sich, die Fußgänger durch Erhöhung schützend, breit und mit Steinplatten geflastert, an den Palast- und Häuser-Reihen dahin.

So sieht man entlang auf vier, auch sechs Baumzeilen, meist aus Platanen gebildet, und nächtlich auf sechs Gasflammenreihen — je nach Jahres- und Tageszeit ein imposanter Anblick — welchen die bunten beweglichen Menschenmengen und Karossen noch eigenthümlich wirksam gestalten.

Ueber Stellen, wo das Blut der Vorfahren, tapferer Bürger floß für Freiheit und Vaterland, eilen die Geschäftigen oder wandeln plaudernd, scherzend, die Spaziergänger hinweg. Vorüber!

Ob wir nun den Wagen von der Aspernbrücke ab langsam über die Ringstraße rollen lassen, oder ob wir diese wandelnd durchschreiten, es bleibt sich gleich. Wir können in beiderlei Arten halten, betrachten und uns wieder vorwärts bewegen.

Da, gleich rechts neben der Aspernbrücke, steht mit mächtiger Fronte die Franz-Josefs-Kaserne. Der letzte Rest der Stadtbefestigung. Neu und doch alt. Die beiden gleichmäßigen rothen Blöcke, welche ihre beiden Theile bilden, sind in der Mitte von dem nicht unzierlichen steinernen Franz-Josefs-Thore miteinander verbunden, es war das jüngste der alten Stadt und ist nun nebst dem Burgthore der letzte Rest von allen gefallenen, des Alten. Die Kaserne ist ein massiver Ziegelrohbau, mit schmutzig weißen Steinen geräudert, mit schmalen Fenstern, kaum verziert, besitzt an allen Ecken quadrate Thürme mit Schießschartengeländen und auf den Thürmen, sowie auf der ganzen Dach-Höhe, bombenfeste Bastionen zur Vertheidigung. Ein Jahrzehnt lange nach dem Fallen aller Mauern behielt sie noch das letzte Stück davon als Gürtel. Auch dies entging den Geschossen des Zeitgeistes nicht und fiel. Sie ragt als der ernste Zeuge einer jungen, aber bereits traumhaft dünkenden Vergangenheit. So weit, so rasch ist der Genius der Zeit vorwärts geeilt über jenes Jahrzehnt hinweg, welches nach 1848 folgte! Diese Kaserne sollte den äußeren und etwa den inneren Feind bezwingen. Jetzt ist sie nach zu altem Systeme gebaut, zu finster, ungesund, unbequem, man spricht von ihrem nothwendigen Falle. — Und wenn der unschöne Bau bleibt, so wird statt dem kriegerischen Geklirre der stählernen Waffen, das friedliche Kratzen der stählernen Federn in ihm ertönen. Er wird die jetzt ganz nahe und sehr beengte Post aufnehmen. Statt der schwarzen Kanonen werden die leichten Carriols ein- und

ausrollen, statt der Geschosse die Briefkästchen klappern, und statt, wie einst vermuthet, wohlgezielte, tödtende Kugeln, werden wohl und schlecht geschriebene Briefchen, vielfach voll zärtlichen und belebenden Inhaltes, leicht in alle Welt fliegen!

Es ist ein eigenthümlicher Zufall, daß (jetzt noch) das erste Staatsgebäude, das wir zunächst auf diesem Wege oder dem „Stuben-Ringe" („Stuben": ehemalige Bäder) sehen, ein dem Frieden, dem Fleiße, dem Fortschritte gewidmetes, ein neues Museum für Kunst und Gewerbe ist. Dort finstere Kahlheit, hier Schmuck und Verzierung ringsum, geistvolle Köpfe, Genien und Kränze — beide Häuser sind Ziegelrohbau.

An derselben Seite, der linken, geleitete uns eine Strecke lange das Gelände des Wienflusses hieher. Das riesige Gebäude jenseits ist das Hauptzollamt für alle Waaren, es liegt bereits hinter der Lastenstraße im Vorstadtbezirke, also abseits von unserem Wege.

Nicht gerade imposant, aber niedlich und gefällig ist die Unterrichtsanstalt für künstlerischen Sinn bei allen Gewerben, die jetzt vor uns ist, und die inneren Räume sind, als Kern der Hülle, wahrhaft prachtvoll. Zu Schaustellungen, welche fortwährend ein allgemeines Bilden erzielen, öffnet sich die durch alle Stockwerke reichende, marmorspiegelnde, an Goldschmuck reiche Vorhalle, mit Arkaden und Gallerie und einer gläsernen Decke, deren mattweiße Arabesken das Licht milde dämpfen. Die Flügelthüren zu beiden Seiten, die breite blinkende Treppe weisen uns die Wege nach allen inhaltreichen, hohen und herrlichen Sälen.

Doch unser Weg führt uns weiter. Nach vorneaus, links, sehen wir bereits die Anfänge des Gitters, das den ganzen Stadtpark umschließt, das Tannen- und Fichtengrün, welches statt im Hochgebirge zu sein, seltsamerweise das Thal und die Stadt schmückt. Und rechts zeigen sich bereits die imposanten Massen der Häuserzeilen, welche die Aristokratie, das Glück des Augenblickes, die Geldmacht, die alte und die jüngste Kaufmannschaft in kaum geahnter Zeit gebaut. Was man glaubte Generationen überlassen zu müssen, hat die Arbeit, die Erwerbsquelle eines Jahrzehnts vollendet. Die Ringstraße wird für alle Zeiten Zeugniß geben für das Charakteristische bei ihrem Erstehen. Was auch in Zukunft aus ihr werden möge — im Wesentlichen haben sie die rasch erworbenen Millionen in die Höhe fliegen lassen.

Gleich rechts können wir mit bewaffnetem scharfem oder mit freiem Auge mehrfach in Salons blicken, deren Wand- und Decken-Gemälde ein Vermögen kosten, das eine Familie zur wohlhabenden und behäbigen machen könnte. Der Vorfahre des Besitzers, vielleicht dieser selbst, hat nach einem Stückchen Brod gelechzt — jetzt repräsentirt der Anblick der Bilder eine Rente — welche nur das Auge genießt.

Die Wiener Finanzwelt hat Sinn für die Kunst entwickelt, welche ihr Anmuthiges, Lockendes vorgaukelt. Sie hat die Malerei sehr gefördert. Sie liebt die Musik. Diese sagt kein bestimmtes Wort. Man kann dabei denken was man will. Sogar nichts. Und man kann sich bei ernster den Anschein geben sie zu verstehen. Der Tanz versammelt die ältesten und würdigsten Herren. Architektur fand Anerkennung. Nur die Künstler des Wortes, der Sprache sahen wir kaum gefördert — ja doch, in schöngebundenen Büchern, welche oft so sorgsam bewahrt werden, daß ihre Blätter unbetastet bleiben!

Wenn Wien das Schicksal Venedigs je theilen würde — was so weit vorauszusehen nie eintreten dürfte — so fände man in den Palästen der geadelten Kaufleute, wie dort, schmuckbeladene Säle und die Malerei reichlich vertreten.

Schreiten wir vorwärts an dieser Zeile des Park-Ringes, dem großen Stadtpark gegenüber, so finden wir den Palast eines Prinzen vom kaiserlichen Hause, dessen Adel durch ein Jahrtausend reicht, neben Baronen der letzten Tage.

Nun dehnt sich gleich vor oder neben uns rechts ein herrlicher Garten mit halbrunden Glashäusern, und, von der Straßenfronte zurückgerückt, zeigt sich uns ein italienischer Renaissance-Bau, Kreuzschiff mit einer zurücktretenden zweiten Reihe von großen Bogenfenstern über den vorgeschobenen des Parterres, Terrassen u. s. w. Daß dies ein Hallenbau, sieht man deutlich aus dem Lichte, welches die Gegenfenster in die vorderen werfen. Das Mittelschiff streckt sich bis zur Straße vor, und unter drei großen breiten Bogenfenstern öffnet sich unten eine offene kleine Halle mit drei Wölbungen. Da ist die Zufahrt und der Eingang zu den sogenannten Blumensälen, den Hallen der Gartenbaugesellschaft. Hinter diesen, im Grün eines herrlichen, wenn möglich stets duftigen Gartens, erhebt sich förmlich terrassenförmig ein zweiter, aber noch prächtigerer Bau mit zwei Reihen schlanker Säulen über einander, Goldgeländen, Altanen und derlei verziert, er ist das Pa-

lais des Herzogs von Coburg. Das Bild des Gartenbaugesellschaftshauses mit dem dahinter und so auf der Höhe stehenden Palais Coburg, daß dies ganz frei und stolz in die Ferne sieht, ist ein überraschendes, eigenthümliches und schönes. Das Palais Coburg steht noch auf einem Stück der alten Bastei, und es war eine kaiserliche Rücksicht, daß demselben, welches nicht lange vor der Stadterweiterung erbaut war, der freie Ausblick nicht genommen werde. Deshalb erhielt die Gartenbaugesellschaft den kostbaren Grund geschenkt, um Ausstellungshallen im gegebenen Maaße zu bauen — in denen sich, außer Ausstellungszeit, das lustige Wien, welches sie „Blumensäle" nennt, ergötzt.

Rechts die Palais-Coburg- und Blumen-Sal-Gruppe im Grün, links der Stadtpark mit seinem Cursalon, einem Bogenbaue mit Eck-Kuppeln, welcher sich architektonisch verwandt und harmonisirend anschließt, das ist ein Stück Wien, welches volle Sympathieen und inneres Behagen erringt. Es hat etwas entschieden Südliches, förmlich Italisches an sich.

In schönen Tagen zum Lustwandeln, ist hier ein starkes Gewoge. Die Sonnenseite im Frühling und der abendliche Besuch des Stadtparkes lenken bunte geputzte Mengen, riesiege ab- und zufließende Menschenströme herbei, förmlich italisch.

Doch wir schreiten auf gutem deutschen Boden weiter.

Links winkt, wie bereits bemerkt, aus dem Grün der schmucke italische Renaissance-Bau des „Cursalons", mit seinen Statuen auf einer zierlich durchbrochenen Dach-Gallerie, der erhobenen Mitte, seinen vier Kuppeln an den niedrigern Seitenflügeln und den dieselben umgaukelnden Genien. Der Bau sollte auch zur Repräsentanz der Stadt dienen. Das ist überwunden. Er ist viel zu klein. Während der wenigen Jahre seines Geplantwerdens und Entstehens war er überwunden. Und den riesigen Raum, welchen man auf dem Ringe gegenüber für das Rathhaus frei ließ, fand man auch bald zu klein. Die Herren des Rathes sollten kurzen Weg zum städtischen Festsaale haben. Sie haben nun weit hieher und werden gar nicht kommen. Sie fanden es bequemer, ein viel größeres, ein viel prachtvolleres Haus mit Prunksälen, angemessener der Weltstadt Wien, an anderer Stelle des Ringes zu bauen. Die Projekte und Debatten währten jahrelange. Das vom Volkswitze so genannte „Communal-Loch," ein Stück Stadtgraben, welches während der Zeit, zwischen den sich rings erhebenden Bauten leer blieb, stieg von

Jahr zu Jahr zu einem ungeahnten Grundwerthe. Und als der Platz zu Baustellen aufgetheilt und diese dem Meistbietenden gegeben wurden, erstanden Grafen, Henkel-Donnersmark und andere, sowie Ungeadelte, den Quadratklafter Raumes für zweitausend Gulden. Welch ein Hüttchen für ein Herz! Wenn ein Paar Pferde mit den Hufen dort stampfen, treten sie auf ein Vermögen! Freilich darf jeder Besitzer bis zu den Antipoden graben — aber er unterläßt es, aus — guten Gründen!

Wir bewegen uns nur eine geringe Strecke vorwärts, und links an einer Ecke blinken die etwas ungewöhnlich hohen Fensterscheiben eines Hauses, das durch einen fast die ganze Fronte einnehmenden stattlichen Balcon und eine gewisse Noblesse sich unter der Zinsburgen bemerkbar macht. Es ist das Cavalier-Casino, das Clubbhaus des Adels. Wie sehnsüchtig hat mancher der Hausbesitzer rings, einst hinaufgeschaut und wie lüstern die schimmernden Theile der Räume von der Straße betrachtet! Er ging vielleicht noch zu Fuße, hatte kein Haus, keinen Titel — jetzt darf er die Wände im Cavaliercasino näher besehen, — man sagt, jetzt bleiben viele „Cavaliere" aus Gründen ferne. — Von Karten, die fallend über hohe Summen entscheiden, spricht man.

Und blicken wir in die kleine Gasse, welche zum Theile von dem Seitenflügel des Cavaliercasinos gebildet wird, so sehen wir Wagenzeilen mit Papierlasten halten. Sollten die Cavaliere so viel schreiben? Nein, nein, das sind die Papierballen der „Freien Presse", im Hause gerade gegenüber, sie verschwinden rasch förmlich in den Boden, eine Bahn nimmt sie unten auf, die sie zur Dampfmaschine führt, und ehe ein Tag vergeht, fliegen sie als frische Zeitung in alle Lande, in alle Welt. — Es ist ein eigenthümlicher Zufall, daß alter Adel und neue Presse, daß Cavalier- und Volksthum so nahe, sich gegenüber, beide glänzend ausgestattet; — dort das Diplom, hier des Geistes Freibrief; dort Rückblick in die Vergangenheit, hier Ausblick ins Vorwärts!

Und aus einer nächsten Seitengasse links, blickt beinahe mittelalterlich finster, altgothisch das städtische Gymnasium; zum Glücke ist es innen licht und recht geistig erhellend. Auf dem Rasengrün des Platzes, den wir nur theilweise erblicken, wird Beethoven's Bild stehen.

Immer mehr und zahlreicher werden wir die Fahrenden, eilig Wandernden und müßig Wandelnden erblicken; wir nahen uns stets mehr den meist geschäftigen,

den meist luxuriösen Theilen des Ringes, welche auch den Hauptverkehrsadern und wichtigen Centren näher sind.

Wenn der Häuserblock vor unseren Augen, gegenüber, hier am „Kolowrat-Ringe“ (zu Ehren eines ehemaligen österreichischen Staatsmannes so geheißen) nicht so massig wäre, könnten wir bereits die herrliche Carlskirche dahinter, mit ihrer Kuppel und ihren beiden freistehenden Riesensäulen ganz sehen, welche letztere wie die Trajans- und die Vendome-Säule mit Gruppenplastiken umwunden sind, golden gekrönt, neben der Kuppel auch an eine Moschee erinnern und die Dächer überragen. Doch wir wenden hier bereits nach dem „Kärthner-Ringe“ (von dem ehemaligen Kärthnerthore und der nahen Kärthnerstraße so geheißen) rechts und westlich — da pranget uns der Schwarzenbergplatz entgegen. In weit zurücktretender Ferne ist er von dem Palais der Schwarzenberg, auf einiger Höhe im Grünen, abgeschlossen, und in der Mitte des Platzes ragt auf granitenem Sockel das erzene Reiterbild des Feldherrn Fürst von Schwarzenberg, welcher die Völkerschlacht bei Leipzig 1812 gelenkt.

Das „Belvedere“, das einstige Schloß des Prinz Eugen, des „tapferen Ritter“, sieht vom aufsteigenden Hintergrunde dem Schwazenbergpalais über die Schulter, und sähe der Alte aus einem Fenster, so könnte er das Feldherrnmonument betrachten.

Der Feldherr im Reitermantel und mit wehendem Federbusche auf dem Hute, steckt den Degen ein und hält noch gerade die rechte Hand darüber, als segne er das Ende. Er könnte auch nach dem Degen greifen! Er thut's nicht. Es ist ein zu wenig freudiges Standbild für die weltbedeutende That. Obschon es edel und künstlerisch durchdacht ist. Würde es heute errichtet, der Bildhauer (damals Hähnel) erhielte einen andern Auftrag. Damals saß Napoleon Nummer III auf dem Thron in Paris und der Friede war kostbar. Das fünfzigjährige Jubiläum war blos pietätvoll. Fürst Schwarzenberg drängt die geschwellte Brust nicht vorwärts, sein Roß steigt nicht wild, seine Hand ist nicht gehoben, führt nicht blanken Degen, noch wehende Fahne — er sieht ringsum, und da bemerkt er außer dem schönen Palais eines kaiserlichen Prinzen an der einen Ecke, fast lauter Industrial- und dem Curse bedenklich folgende Häuser — es weht ein Friedensgeist um den Stein und das Erz. —

Oder lenkt der einst frauenfreundliche Fürst den Blick vis-à-vis nach dem Damen-Café? Gerade an der Biegung vom Kolowrat- zum Parkringe, gegenüber

dem Schwarzenberg-Platze, ist eine sehr charakteristische Ringstelle. Hier ist der Mittelpunkt für Lustwandelnde. Von hier bis hinab zum Stadtparkringe ist Mittagssonne, von hier bis hinauf zum Opernringe Abendsonne. Die geputzten müßigen Mengen lustwandeln hier. Das breite Trottoir, zum Theile der Fahrweg, ganz die „Geh-Allee", sind erfüllt von ihnen. So sehr — daß an schönen Frühlings-, Herbst- und Wintertagen förmlich ein Drängen derselben entsteht. Sie durchmessen die Strecke und kehren wieder, auf und ab.

Und im Mittelpunkte sind einige Conditoreien, Cafés, an einer vorspringenden Stelle ist das sogenannte Damencafé, hinter dessen hohen und breiten Spiegelscheiben sich schöne Welt, reizende, nicht immer bescheidene versammelt. Es gewährt einen hübschen, interessanten, für Modeliebhaber sicherlich sehr feinen Anblick. Für Modekünstler und Modistinen wichtig und belehrend. Die jungen Herren traben da sehr fleißig vorüber, die älteren mustern, die Damen scheinen neugierig oder unbewußt zu gucken — man kichert, schwatzt, macht seine Bemerkungen — und wimmelt.

Und an der Ecke der nächsten Gasse links, genießen wir schon den Ausblick nach der herrlichen Carlskirche hinter dem Ring und haben das Bedauern, daß die Avenue und der Platz nicht nach diesem eigentlich schönen Hintergrunde gelenkt wurden, welcher dem Ring eine weltberühmte Charakteristik an dieser Stelle aufgeprägt haben würde.

Doch wir stehen bereits bei einem hervorragenden, mit einer Dachkuppel versehenem Palaisbau. Palais? Nein, Hotel! Doch nicht so ganz. Im Anfange war es Palais des Prinzen Württemberg, welcher eine österreichische Erzherzogin heirathete. Die Thorhalle und Einfahrt sind hochherrlich, spiegeln von Marmor und Gold. Das Innere des Ganzen war des Berufes würdig. Doch der Ring war zu lärmend. Der württembergische Hirsch wollte mehr Waldesluft, der Löwe mehr Einsamkeit — noch prangen die Schemen bedeutungslos am Giebel, das Wappen ist genommen — der Prinz verließ das Palais, bauete sich eines in ferner Vorstadt, in einem Parke — das Haus ward verkauft und von einem Spekulanten zum Hotel umgestaltet.

Aus der flankirenden Seitengasse blickt auch noch das griechisch stilisirte Haus des Conservatoriums mit seiner Attika und Portika, mit seinen vornehm-erhöhenden Stufen; und im Rasenplatze, den wir rechts hinter den Vorderhäusern des Ringes

grünen sehen, steht das „Künstlerhaus“ der Genossenschaft bildender Künstler. Doch wir schreiten auf dem Kärthnerringe weiter, und je weiter wir schreiten, desto mehr dringen wir in jene Abtheilung ein, welche der Volksmund „klein Babilon“, den „goldenen Ring“, oder auch „Jerusalem“ genannt. Hier haben zuerst die Nachkommen Jener gebaut, welche einst das goldene Kalb umtanzt; in dieser Richtung cumuliren sich, nur noch von einem Hotel und dem Palais des Grafen Hoyos rechts unterbrochen, jene Größen, welche den gemeinsamen Titel Ringstraßenbarone, wenn auch ohne richtiges Diplom, erhalten haben.

Hier beginnt auch bereits der Glanz, Prunk, Schimmer der Schaufenster, welche in immer mehr sich häufender Weise Kunst und Industrie, die Erzeugnisse einer Welt, verlockend vor Augen legen.

Aus der nächsten Seitengasse, welche den Künstlerplatz einsäumt, sieht der große aber wenig schöne Bau der „Handelsakademie,“ und aus dem Hintergrunde blickt von Rasen und Baumgrün hervor, das erzene Standbild Ressel's, des schlichten Mannes, welcher die Schiffsschraube erfand. Er steht in dem Parke vor dem Polytechnikum. Seltsam wie er hierher kam. Bei Lebzeiten war Ressel in Triest, und das Monument wurde deßhalb der Stadt geschenkt. Sie wollte den deutschen Erfinder nicht haben — und so sieht er hier drein, als ob ihm Alles wällisch vorkäme.

Und gelangen wir eine Strecke weiter, an die Ecke, wo eine überaus breite Passage, der neue Theil der „Kärthnerstraße“, den Ring durchschneidet, so stehen wir vor einem imposanten Punkte, welcher wahrhaft einer Weltstadt würdig ist!

Vor uns rechts das kaiserliche Opernhaus, links ihm gegenüber der „Heinrichshof“, eines der größten und stolzesten Häuser einer Großstadt. Rechts, nach der inneren Kärthnerstraße und Stadt zu, eine Fronte von Palais, links hinauf nach der Vorstadt ebenso, und letztere Reihen geleiten nach der Elisabethbrücke, welche von acht weißen Marmordenkmalen auf hohen Sockeln geziert ist und die über den Wienfluß, nach der Vorstadt Wieden führt, aus der die imponirenden Gebäude der evangelischen Realschule und des Polytechnikums, umgeben von einem kleinen Parke, hervorblicken.

Ein Weg hinter den Ring bis an die Wien und auf die Brücke lohnt sich. Hier entfaltet sich ein neuer großartiger Platz, auf dem sich links das Künstlerhaus, in italienischem Stile, das Conservatorium im griechischen, ein Park, im

Hintergrunde Roms Peterskirche im Kleinen, nämlich die Carlskirche, dann rechts abermals ein Park, das Polytechnikum mit Säulenfronte, die evangelische Realschule im Renaissancebaue, dann weiter rechts von der monumentumsäumten Brücke, großartige Häuserreihen und Massen (bald eine Markthalle aus Glas und Eisen statt des berühmten Naschmarktes) zeigen — überall das Bestreben zu wirken und der Erfolg.

Hätte man diesen Platz mit dem Ringe verbunden und entsprechend geschmückt, der „Place de la Concorde“ in Paris wäre überboten und kein zweiter in der Welt vorhanden.

Jedoch wir stehen vor dem Opernhause und der „Ziegelburg“ — Pardon! dem „Heinrichshofe“, oder auch „Drasche-Hofe.“

Das Opernhaus, aus Quadern, mit seiner offenen Loggia vorne, in deren Bogen fünf Broncestatuten, die Kunst versinnlichend, frei stehen und die nach bunten Gemälden an Decken und Wänden, auf Goldgrund blicken läßt. Das Opernhaus mit seinen beiden Springbrunnen rechts und links, seinen grünen Rasenplätzen, die von steinernem Geländer umgeben sind, und seinen lang sich hindehnenden Arkaden zur Seite, macht bei dem ersten Anblick einen imposanten Eindruck. Seine Masse gewinnt. Allein näher besehen, fehlt die feinere Auseinandergliederung bemerkt man das etwas tiefe Sitzen im Boden und bedauert, daß so viele zierliche Details für das Große nutzlos verarbeitet wurden. Es ist denkwürdig, daß das Haus gerade noch auf dem einstigen Stadtgraben steht, förmlich ein Grenzzeichen und Monument desselben. Der Bau und das Innere des prunkvollen Hauses haben sieben bis acht Millionen Gulden gekostet.

Wir werden später noch die Theater, Abends in ihrem Glanze besuchen, jetzt wenden wir uns dem „Heinrichshofe“ zu.

Er ist einer der frühesten und der erste der prunkvollen, sozusagen bürgerlichen Bauten, welcher vollendet wurde. Der Erbauer wollte beharrlich rothen Grund und ging nur davon ab, die blanken Ziegel zu belassen, weil der Name „Ziegelburg“ für den riesigen prächtigen Bau auftauchte. Der Eigenthümer war ein Ziegelöfenbesitzer. Die plastischen Karyatidenreihen längs der Fenster und an den Balkonen, alle Verzierungen sind aus gebranntem Thon, wie die Ziegel aus seiner eigenen Fabrik. Der Goldgrund in den Feldern auf der Höhe, ist der erste öffentliche in Wien; die griechischen allegorischen Figuren, Festons und Ornamente, von

Rahl gemalt, sind die ersten, welche das neue Wien an Häusern sah, welche ihm Anlaß zur vielfachen Nachahmung, zu Gold- und Farbenentfaltung im Freien gaben. Das Haus mit zwei großen Höfen, goldreichen, erhöheten Eck- und Mittelpavillons, auf denen große Vasen prangen, weitaus sichtbar und auffällig, war kaum gebaut, als man das Doppelte der Kosten dafür bot — zwei Millionen Gulden — jetzt repräsentirt es ein Fürstenthum.

An dieser Stelle zeigt sich auch am besten der Kampf und das Streben der erwachten, der herausgeforderten Architektur in Wien. Selbst noch das kahle überhohe Haus an einer Ecke, desgleichen keines mehr mit so vielen Stockwerken gebaut werden darf, gemahnt uns, wie die geschäftige Ausbeute bereit war, alle Schönheit zu verachten, doch wie der bessere Sinn rings emporstrebte und siegte. Alle Stilarten umgeben uns. Griechenthum, römische Renaissance, ein Gemisch von dieser mit französischem Zopf, Rohbau, Goldgrund, Wandmalereien, verborgene Dächer und hohe Dachhauben, Enkaustik und Plastik.

Die Erbauer des Opernhauses erlebten seltsamerweise die Vollendung des Baues nicht. Van der Nüll tödtete sich in Geistesverwirrung, Siccardsburg, sein College, starb bald darnach. Ihr Einfluß verschwand. Hansen, wesentlich griechischer Stylistiker, bekam vielfache Gelegenheit zur Entfaltung, so auch beim Conservatorium. Ferstel, Anfangs Gothiker, bequemte sich allen Stilarten, nach praktischem Nutzen.

Romano und Schwendenwein baueten zusammen eine so stattliche Menge Häuser mit zierlichem Schmucke aller Art, auf dem Ring, daß Ersterer das Ritterprädikat „von Ring" wählte und erhielt. Schmidt, der Gothiker, schuf das Gymnasium, nebst vielen Kirchen, sein ist das Rathhaus. Dem Namen Hasenauer sind die Museen nach einem langen Kampfe vorbehalten. Die Geschichte und Kritik der neuen Baukunst Wiens, wird eine sehr inhaltreiche Auseinandersetzung bedürfen, bis sich das letzte Glied in die Kette des Ringes fügen wird.

Wir schreiten nun, auf dem Opern-Ring, der Burg und jenem Ringetheile allmälig entgegen, welcher von ihr den Namen hat. Links, hinter den Häusermassen, liegt noch die Akademie der bildenden Künste, und der Platz vor ihr ist dem Standbilde Schiller's vorbehalten. Rechts, die andere Ecke an der Opernhausgasse, ist beachtenswerth, als das Palais des Bierkönigs Dreher, und im unterirdischen Geschosse dehnt sich eine mächtige Bierhalle, zu der eine freskengeschmückte

stolze Treppe abwärts geleitet, wie es zu den Räumen von solcher hohen Bedeutung gebührlich!

Nach einer kurzen Strecke macht sich rechts ein langhingestrecktes Gitter schon von ferne durch seine zierliche Gliederung und seinen Reichthum an Vergoldung bemerkbar. Es schließt dies hier den „Kaisergarten" ein, jenen Rest des einst ganz dem Hofe vorbehaltenen Gartens, welcher in der Verlängerung des vom Burgthore unterbrochenen Gitters liegt und dessen anderer Theil in der nächsten Flanke des Thores der „Volksgarten" genannt ist.

Der „Kaisergarten" mit seinem großen Goldfischteiche, den Springbrunnen, Lauben, gehört ausschließlich dem Hofe an, und im Frühlinge zumeist, wenn das erste Grün erwacht, sieht man durch das lauschige Gefüge der Zweige und Knospen Kaiserin und Prinzen und Hofmitglieder lustwandeln. Bald darauf bleiben die Glasthüren, welche aus der Burg hinein führen, geschlossen, der Hof ist in seinen Lustschlössern, zumeist im österreichischen Hochgebirge oder in den Parken der ungarischen Ebene.

Ueber dem Kaisergarten, im Hintergrunde, sieht man das Palais, welches Erzherzog Carl, der Feldherr, gebaut und bewohnte. Es steht auch noch auf einem Reste der einstigen Bastei und schießt sich so den Flanken der alten Kaiserburg an, die mit Thürmchen, Erkern, u. s. w. ein Gemisch verschiedener Baustile zeigt. Das große Palais rechts in der Flanke des Gitters, mit den vier französischen Dachthürmen, hat Erzherzog Albrecht, der Sohn Erzherzog Carls und der Sieger von Custozza erbaut, es steht, durch eine Art glasgedeckter Brücke in der Flanke, mit dem oberen Palais in Verbindung. Letzteres enthält auch noch die berühmte „Albertina," die kostbare, in aller Welt hochgeschätzte Sammlung von Gravuren, welche Herzog Albrecht von Teschen angelegt und seinem Neffen und Erben, Erzherzog Carl, hinterließ.

An dieser Stelle biegt die „Babenberg=Straße" ab, welche von der bergansteigenden „Mariahilferstrasse" fortgesetzt wird, einer der wichtigsten und stärkst belebten Straßenzüge Wiens, denn er führt in das Herz der gewerbreichsten westlichen Vorstädte, fast eine Meile lange fortgesetzt zwischen Häuserzeilen, nach dem eine kleine Meile entfernten Schönbrunn, welches querüber mit seiner Gloriette=gekrönten grünen Höhe den Weg abschließt, der dann seitwärts lenkt.

Das Burgthor, welches vom vergoldeten Gitter etwas zurücktretend seine grauen fünf Bogen erhebt, macht in dieser Umgebung umsomehr Eindruck. Es

ist ein griechischer, an der andern Seite säulengetragener, imposant-schöner Bau, eine Art Siegesthor, als solches wurde es dem Kaiser Franz zu Ende der französischen Kriege von seinen getreuen Bürgern erbaut.

Dann folgt wieder, etwas vortretend, das goldverzierte Gitter. Die Bogen und das Gitter lassen bei nicht zu dichtem Buschgrün hinter letzterem den Heldenplatz vor der Burg sehen, auf welchem die großen Reiter-Monumente des Erzherzogs Carl und des Prinz Eugenius, rechts und links des Mittelhauptweges stehen. Und dann schließt das Gitter in seiner Verlängerung außen den „Volksgarten" ab, einen beliebten Erholungsort der Wiener, an einzelnen Tagen von der schönsten Gesellschaft besucht, allabendlich von fröhlicher Musik, zuweilen von öffentlichen Festen durchrauscht und feenhaft beleuchtet.

Gegenüber dem Burgthore und dem Volksgarten, links auf dem Ringe, werden aus zierlichen Gärten die kaiserlichen Museen hervorblicken. Es werden deren zwei im gleichartigen Stile erbaut und mit Säulengängen verbunden sein. Ein herrlicher Anblick für die Zukunft!

Aus dem reichen und sehr gepflegten Grün des schattenreichen Volks-Gartens lauscht der griechische Tempel, in welchem Canova's berühmter „Theseus" prangt. Kinder und Ammen sitzen und spielen an den Stufen, die Fremden suchen über dieses Moderne hinwegzukommen und pilgern zu dem Antiken.

Wenn das Gitter mit einer scharfen Biegung nordwärts endlich nach langer Strecke zu Ende, dann stehen wir — vor dem Platze, auf welchem das neue Hofschauspielhaus. Und links gegenüber öffnet sich der Rathhauspark mit all seinen Brunnen, seinen Zierden.

Dahinter in der Fronte, das riesige, wunderbare Rathhaus im gothischen Stile. Zwölf Millionen Gulden votirte der Gemeinderath im Jahre 1871 dafür. Es dürfte, bis das Jahrzehnt seiner Ausführung vorüber, wohl noch weit mehr kosten.

Daneben auf der einen Seite das Reichsrathsgebäude, das Parlamentshaus Oesterreichs, auf der andern Seite die Universität — Griechenthum, mit Säulen und zum Forum emporführenden Stufen, reicher Renaissance-Stil, Gothik, zum seltsamen Prangen auf einem Platze vereint!

Doch wir sprechen von der Zukunft; jetzt, im Momente da wir unsere Zeilen schreiben, erhebt sich Alles nur erst in der Phantasie, im Worte, in kaum noch fertigen Projekten.

Rechts nimmt allmälig wieder das Privatleben Besitz von den Häuserreihen und wir sehen in diesem zuletzt gebauten Ringtheile, dem „Franzens-Ringe“, jene zu architektonischen Gruppen vereinigten Häuser, welche Baugesellschaften zugleich erbaut haben. Einen imposanten Eindruck machen die scheinbar überaus riesigen Häuser mit Pavillons, Thürmen, Kuppeln, Gold- und Gemäldeschmuck, deren Theile jedoch einzelnen Besitzern gehören, einzelne Häuser sind, die nur beim Erbauen und prachtvollen Ausschmücken in die Harmonie des Ganzen gefügt wurden.

Wir gelangen von diesem prächtigen, stark belebten Ringe allmälig zu dem Querzuge der „Alserstraße,“ welche zum Justizpalast, zur Alserkaserne, zur Gebäranstalt, zum riesigen allgemeinen Krankenhause führt, die sämmtlich in der Nähe zusammengedrängt sind und so ein eigenthümliches reichhaltiges Leben und Treiben gestalten.

Die durchbrochenen steinernen Thürme der gothischen, erst neuerbauten „Votiv- oder Heilandskirche“, welche der eben so edle wie unglückliche Kaiser Max von Mexico, als er noch Prinz war, mit besonderer Vorliebe plante, winken herab und herüber. Unser Weg führt in scharfer Biegung nördlich weiter, zum und auf den „Schotten-Ring“, von dem nahen Schottenkloster, einst einer wichtigen Grund- und Rechts-Inhaberschaft, dem einstigen „Schottenthore“ und der „Schottengasse,“ welche die in die Stadt geleitende ist, so geheißen.

Lassen wir unsern Blick auf der imposanten Häuserzeile rechts oder links ruhen, so wird er allmälig eine überaus reiche Menge von Firmatafeln mit hohen Goldlettern gewahr, aus denen das Wort „Bank“ fast verwirrend oft blinkt.

Von dem Momente ab, da es entschieden war, auf diesem Ringe werde die Börse stehen, flogen die Grundpreise, die Häuser, die Miethe fabelhaft rasch in die Höhe! Jede „Bank“ wollte hier hausen. Wer ist es, der im Stande wäre, alle die Namen der Banken herzuzählen! Bald steht das Wort „Bank“ vor einer langen Wortcombination, bald mitten, bald hinter einer. Bis in die höchsten Stockwerke hinauf ziehen sich die Bureaus, die Firmatafeln und Geschäfte, welche von dem Treiben der Börse leben. Ein Tag setzt eine ungeheuerliche Zahl von Millionen Geldeswerthes hier um — auf dem Papiere — ein Tag kann ungezählte und unzählbare Millionen stürzen ins Nichts, aus dem sie mysteriös, schemenhaft, phantasmagorisch und idealisch im Realistischen aufgetaucht!

Rechts ist der Platz der neuen definitiven Börse. Links jedoch erhebt sich ein etwas luftiger Bau mit Statuen, schlanken Merkurgestalten und allegorischen

Terracotta-Göttinnen, auch mit Terrassen und mit Thürmchen, die aber keine, am wenigsten geweihete, Glocken tragen. Sehr charakteristisch. Das ist die provisorische Börse. Schon jetzt füllt ihr Thun zur Mittagsstunde den breiten Ring mit Equipagen, Fiackern und Fahrzeugen aller Art, mit wimmelnden Mengen, welche scharfen Gepräges und mit aufgeregtem Mienenspiel fast die Passage hemmen und die wie ein geschäftiger Ameisenhaufen planlos durcheinander zu kreuzen scheinen, aber doch planvoll sind. Das ist der Massentanz um das goldne Kalb, die zappelnde Angst und Freude in dem Cancan „Hausse und Baisse", Steigen und Fallen, das ist das Gepräge des Schicksals, welches Glück und Elend in einem Augenblicke ausgießt und welches über Spieler, die eben Alles auf das Blatt setzen, entscheidet. Das ist aber auch das Treiben redlicher Industrie, mühe- und gedankenvollen Planens, das ernst sinnend und beharrlich in der wüsten Menge arbeitet und seinen mühereichen Zielen zuschreitet.

Wer will hier die Böcke von den Lämmern scheiden? Auserwählte, oder Heiden und Ketzer?

Papier, Scheinwerth und Credit haben wie edles Metall und zumeist, Neuwien gebaut. Hier wird sich ein Gewitter reinigend erheben, und in Tagen wird das Nichtswerthe verschwinden, das Gute bleiben! Dann nimmt die Börse innerlich eine ander Physognomie an, wenn auch die Mengen kaum geringer werden. Banken verschwinden, Banken kommen, neue Tafeln, alte Gesichter; — Association heißt doch immer die Losung des Jahrhunderts!

Und etwas zurücktretend von der provisorischen Börse steht abermals ein massiger Ziegelbau, aber reichlicher geschmückt, lichter und zierlicher gestaltet, als die erste Kaserne, welche wir jenseits am Beginne des Ringes gesehen. Wir stehen abermals vor einer Kaserne, der „Rudolfskaserne", die mit crenelirten Thürmen, bombenfesten Dachungen, Schießscharten u. s. w. versehen. So wie jener Bau nächst der Donau, steht auch dieser nächst derselben, am entgegengesetzten Ende und Beginne des Ringes.

Auch der Rudolfsbau ward ursprünglich zur Vertheidigung Wien's bestimmt. Er dürfte diesen Zweck kaum je erfüllen. Wir wollen es hoffen, wünschen. Auch er wird von seinem ernsten Charakter etwas an die muntere Zeit abgeben.

Wir haben den ganzen Bogen des Ringes durchzogen, sind nördlich, und die Donau blinkt uns mit ihrem Gelände entgegen. Die Augartenbrücke

führt abermals nach dem Norden und Osten der jenseitigen Leopold- und Donaustadt.

Rechts an der Ecke beginnt die Sehne des Bogens, die Häuserzeile des Franz-Josefs-Quai und davor der Franz-Josefs-Park.

In den Häuserblöcken, welche sich der Börse gegenüber postirten, bis hierher erstrecken und vom Quai eingerahmt werden, bewegt sich ein eigenes Leben. Hier könnte man eine halbe Welt sofort mit Calicots bekleiden und mit ähnlichen Manufacturstoffen. Hier ziehen beladene Lastwagen rastlos hin und her und eilen Handelsleute, Comptoiristen eigenen Gepräges herum. Hier duftet es an Samstagen von spezifischen Gerüchen, welche den Eingeweiheten wie Opferspeise des Tempels Salomonis dünken; hier strömen an Samstagen und eigenen Feiertagen, wie auch sommerabendlich, Weiber mit lebhaften Augen, beweglichen Zügen und meist gesegneten Leibes hervor. Es ist ein eigenthümliches interessantes Treiben zum Beschauen. Doch es liegt fernab unseren Zielen, wir sind zu Ende unseres jetzigen Zuges „Ueber den Ring."

Landpartien
und zu dem Lotteriebrünnlein.

Landpartie!

Welches zauberhafte Wort für den Wiener.

Die Reichsten lassen ihre Equipagen vorfahren, die Vielbesitzenden bestellen den Fiacker, die Wenigerbesitzenden schaaren sich zusammen zu solchem Zwecke, sogar der Omnibus wird zur ausschließlichen Benützung vor das Haus bestellt, alle Klassen, bis hinab zu den Fußwanderern, rüsten an irgendwie geeigneten Tagen für die Landpartie.

Die Umgebung Wiens in den weitesten Kreisen ist zu verlockend! Man kann nicht verlangen, daß der Dürstende vor einem Becher guten Trankes sitze und ihn nicht berühre. Die grünen Berge lächeln auf Wien, die Wälder und Auen erschließen sich rings, wo der Stadtkreis endet; also das Motto muß sein: Landpartie!

In dieses Wort drängt der höher Gebildete und Befähigte alle Genüsse einer anregenden Naturherrlichkeit zusammen, in diesem Worte liegen für die abwärts steigenden Schichten des Volkes zugleich unerschöpfliche Mengen von Spässen, Küssen, Befreundungen aufheiternden Getränken, magenfüllenden Delicatessen.

Selbst Abends im Hochsommer, wenn die Läden geschlossen, die Arbeitsstuben verlassen wurden, strömen noch endlose Mengen vor die „Linien" und in die Um=

gebungen. An Sonntagen jedoch ist Völkerwanderung. Ein schöner Sonn- oder Feiertag bringt hunderttausende von Passagieren auf die Bahnhöfe. Eine natürliche Vorliebe drängt zumeist in's Gebirge. Dieses ist am nächsten auf der Südseite. Da winken, abgesehen von der unerschöpflichen Bierquelle Liesing, die anmuthigen Orte Brunn und Mödling, als Eingangspforten zu der herrlichen, selbst mit der Ruinenromantik geschmückten Brühl. Dann folgt das weltberühmte Baden mit seinem Helenenthale, zunächst das terassenförmig gelegene Vöslau, das Frauenbad, dann die alte Wiener Neustadt, und dahinter dampfen wir dem Hochgebirge immer mehr und mehr entgegen, bis bei Gloggnitz die Berglocomotive den Zügen vorgespannt wird und wir, über die Thäler Paierbach-Reichenau's auf riesigen Bogenwölbungen hinwegziehend, die Wunderreise über den Semmering beginnen.

Alle die genannten Ortschaften sind nur Mittelstationen für zahlreiche herrliche Ausflüge, deren Aufzählung und selbst nur kurze Andeutung bezügliche Bücher füllen.

Der Wiener fährt die fast zwanzig Meilen Bahn nach Mürzzuschlag in Steiermark, wo die erstbedeutende Station jenseits der Semmeringhöhe ist, wie er früher nach der nächsten Ortschaft fuhr, und mit äußerst geringen Kosten, so daß ein Wagen innerhalb der Stadt für eine einzige Stunde gerade so viel kostet.

Deßhalb hat auch der Wiener eine gewisse weltmännische Kunde über das Land.

Er fährt mit der Westbahn in das herrliche Oberösterreich, und ehe er dieses erreicht, winkt noch eine Reihe der lieblichsten und beliebtesten Punkte Niederösterreichs.

Ebenfalls harret hier verlockend nahe eine große Bierstation, Hütteldorf, dann folgen Weidlingau, Purkersdorf, Rekawinkel, Alt- und Neulengbach in herrlicher Lage, letztere ebenfalls eine Bergbahnpartie, einen kleinen „Semmering" bietend, und so fort, bis die Donaugelände bei dem stolzen Kloster Melk, dann dem alten Pöchlarn winken, endlich das Land „ob der Enns" seine Alpenhäupter zeigt und wir der Märchenschönheit salzburgischen Gebietes entgegendampfen.

Die Nordbahn führt durch Ebenen ins Mährenland zu der Fabrikstadt Brünn.

Die Staatsbahn geleitet zunächst über merkwürdige Donaubrücken in's Ungarland und zur romantisch gelegenen Donaustadt Preßburg.

Die Franz-Josefsbahn bringt am linken Donauufer uns zuerst nach dem Kahlen- und Leopolds-Berge, welche nun mit der neuen Dampf-Seil-Bahn befahren werden, rückt uns das berühmte Klosterneuburg mit seinen unerschöpflichen Weinkellern und dem Riesenfasse verlockend nahe, führt uns nach dem romantischen Greifenstein, nach der alten Stadt Tulln, nach dem lieblichen Krems-Stein, welches die Dürrenstein-Gegend der Donau eröffnet.

Die Dampfschiffe laden zu lieblichen Donaureisen.

Die Omnibusse sind die rastlosen auf- und abrollenden Blutkügelchen in den Adern der reizenden Umgebungen Wiens.

Wohin der Wiener rings blickt: verlockende Gegenden und noch verlockendere Gelegenheiten.

Die zahlreichen Vereine, darunter jene mit Sang und Klang in erster Linie, versammeln die Schaaren der Getreuen und der Neugierigen zu Ausflügen, zur vielbeliebten, vielbelobten „Landpartie".

Geht der Regen nieder und macht zur festgesetzten Stunde Alles zu Wasser, so winkt gegen alle Trübseligkeit doch zuletzt noch das vorsorgliche Wirthshaus, und daselbst wird das Möglichste, ja sogar zuweilen schon das Unmögliche geleistet.

Aber eine Landpartie muß gemacht werden. Wer nicht im Sommer zu den Glücklichen gehört, die auf dem Land wohnen, zählt seine Tage und seine Würde nach den „Landpartien". Er muß sich förmlich damit ausweisen können, er muß über die verschiedenen Gegenden, Abenteuer, Fährlichkeiten, Wirthshäuser Auskunft geben, Bescheid wissen, Wahrheit und wo's angeht auch Lügen erzählen.

Eine Landpartie ist aber auch der Hauptzweck, der Hauptspaß, der „Hauptjux", die Blume und Quintessenz aller wienerischen sommerlichen Vergnügungen. Die Bekannten schaaren sich zusammen, die „Bekanntschaften" aller Sorten werden für das hochwichtige Unternehmen vereinigt, und man nimmt sich vor, „das Höhere", wo möglich „schon das Höchste" zu leisten!

Der kleinere Bürger, welcher kraft seines Geschäftes einen Hauswagen hat, spielt auf dem Lande und in den Wirthshäusern den Equipagenbesitzer. Oft ist

sein Vehikel der Mittelpunkt der Gesellschaft, oder Transport- und Bagage-Train im Feldzuge. Ueberfüllt ist es zweifelsohne in allen Fällen. Dient es einer Gesellschaft, so enhält es unglaubliche Mengen von Vorräthen, Handsäcken, Fäßchen, Körben, Flaschen und confusen Dingen. Denn eine wilde Landpartie, eine mit eigener Verköstigung, ist das Ziel des Schwärmens, die Sehnsucht unzähliger gestillter und ungestillter Herzen.

Oft trifft man in fernen Wäldern, in einsamen Auen, auf schwierigen Bergpfaden, in Steingräben und rauhen Klüften, erstaunlich entfernt von der Großstadt, eine lagernde Horde Männlein, Weiblein, ja selbst Kindlein, und wenn man vorerst glaubt Bewohner der nächsten Ortschaften vor sich zu haben, so belehren bald die Kraftausdrücke, die wohlgekannten eigenthümlichen Späße, die unnachahmlichen Gesänge und grotesken Bewegungen, daß man Wiener vor sich habe.

Mit Kind und Kegel zieht der Kleinbürger unendlich gerne aus. Er liebt es in den schwierigsten Fällen seine ganze Vorfahrenschaft und Nachkommenschaft bei sich zu haben. Er schleppt sich mit dem Jüngsten und zieht zugleich den Aeltesten nach, er bevatert den Leibpintsch der Frau und bemuttert die Amme seines Freundes — indem er zugleich unglaubliche Mengen von Schals, Hüten und vorsorglichen Kleidungsstücken trägt — Alles nur um einer gemeinsamen Landpartie willen, von der er sagen kann, wir waren „unter uns!"

Der Hausfreund ist bei solchen Gelegenheiten gerade so unentbehrlich, wie bei einer Hausunterhaltung daheim. In den meisten Fällen gehört er zu einer der jungen Damen, welche ohnehin vom Hause ist, oder die er beim Kreise als „die Seinige" eingeführt. Diese zarten Liaisons bilden in Wien nichts Befremdendes. Bei der Schwierigkeit sich einen Hausstand, rasch in jungen Jahren ein genügendes Einkommen für eine Familie zu schaffen, bei der gleichen Schwierigkeit schon in jungen Jahren dem Herzen zu gebieten, werden „Verhältnisse" (wie der Wiener sie nennt) „Bekanntschaften" angeknüpft, dauern unter den Augen der Eltern und Freunde länger oder kürzer, oft sehr lange, bis dann die schöne Ehe dem Ganzen ein erwünschtes Ende bereitet, oder man auch scheidet und es heißt, sie haben „sich gehen lassen."

Kann ein Hausfreund oder ein Familienmitglied singen, kann es ein Instrument spielen und wäre es die hochbelobte Ziehharmonika, kann er die Couplets Wiener Komiker und Volkssängerinen imitiren, kann er erschütternd oder zwerch-

fellerregend deklamiren, dann ist sein Los als unentbehrlicher Mann gesichert, er ist umworben, umrungen, auf ihn wird gebaut, er ist die Stütze des Humors in einem unglaublich weiten Kreise, er wird gehätschelt, gefüttert, geliebt, zu Geburts- und Namenstagen beschenkt, ohne ihn ist die Welt nicht und er ist eine Welt, mindestens der Hecht im Karpfenteiche.

Gegen ihn nicht, so wie gegen alle Welt nicht, mag der Wiener auf einer Landpartie „schmutzig sein." Was dieser ißt und trinkt, übersteigt die Rechnungen aller Statistiker und Physiologen. Auch was er nicht ißt und trinkt, was er oft nur auftischen läßt, damit er nicht zu wenig „zehre", entzieht sich den Muthmaßungen sparsamer Menschen.

Aber auf der Landpartie will er jedem Nichtwiener glauben machen, er sei der Erste in Wien, und den mit ihm zusammentreffenden Wiener, und wäre er der Erste, mag er zeigen, daß er nicht „schmutzig" ist, daß er's hat, daß er's gerade so thun kann wie jeder Andere und daß das „Vermögen da ist" — also „kein Genirer" — „nix Zweit's gibt's nit" — „Eisen!"

Was die Wirthe an solchen Tagen und in so schönen Stunden leisten, geht auch oft in's Unglaubliche. Unter dem Deckmantel biederer Schlichtheit folgen schauerliche Berechnungen und der Kunst des Einmaleins sich entziehende Calculationsproben. Daß Küche und Keller Seltsamkeiten bieten, ist selbstverständlich.

Geschieht das Würdige, daß für's Geld was Ordentliches zu haben, dann lobpreisen den Ort und die Stunde noch Kinder und Kindeskinder bis in die spätesten Geschlechter, und ein europäischer Ruf inner den Linien Wiens lohnt dem Besitzer des Schildes in der verheißenden Ferne des gelobten Landes.

Sollte etwa nächster Tage nachher die Alte (so heißt selbst die jüngste Frau eines Hauses, bei ihrem Gatten) sehr stark an Kopfschmerzen leiden; sollte eines der kleinen Kinder erkleckliche Symptome der Magen- oder Unterleibs-Ueberfüllung gezeigt haben; sollte der Vetter und Hausfreund, auch die Hausfreundin, daheim liegen und sich nicht rühren können; sollten Amme und Köchin mehr schlafen als schaffen — das thut nichts — man hat eine genügende Entschuldigung dafür, und das Wort „Landpartie" zu rechter Zeit kräftig hervorgestoßen, als Antwort auf sämmtliche Fragen, als Bezeichnung für die räthselhaften Uebel gegeben, erklärt sofort Alles, besänftigt die Gemüther, beschwichtigt die Sorgen und Bedenken und läßt

einerseits alles Vergangene im Lichte der Milde, alles Zukünftige im holden Scheine erglänzen!

Aufwärts nach allen Sorten der Gesellschaft wiegt das „Noblitätische" vor, so lange, in allen bedenklichen Abstufungen, bis zur wirklichen Noblesse. Aber auch diese ist heiter und erlaubt im Grünen, ferne der Großstadt, eine freiere Entfaltung als Daheim, denn auch hier tönt mit Nachdruck das magische Wort: Landpartie!

Ein sehr beliebter Ausflug, mindestens einer der originellsten, ist jener zum Jungfern- oder Lotterie-Brünnl' bei Sivering.

Dieser Ort liegt in einer Hochthalmulde, die zu dem Kahlenberge führt und ist rings von Wald und Rebengehänge umsäumt. Er ist so nahe, daß es keine große Zumuthung ist, ihn etwa und zumal von der Grenze der „Linie", zu Fuße zu erreichen. Es führen übrigens so viele Wege und Fahrgelegenheiten dahin, es winken von dort auch so viele reizende fernere Punkte zum Weiterwandern, daß man gerne dahin zieht.

Im Walde liegt ein Brünnlein, das Jungfern- oder Lotterie-Brünnlein geheißen. Seine wunderwirkende Kraft hängt seltsamerweise mit der Zahlenlotterie zusammen. Es gab einer ganzen Reihe von Existenzen, worunter die reichliche der nahen Wirthe nicht die kleinsten, Gelegenheit zum Entstehen, es verschafft dem Orte seit undenklichen Zeiten ein höheres Belebtsein, und so wollen wir ihm nahen.

Die Scharen, welche zu ihm pilgern, thun dies theils aus „Jux", zur parodistischen Würde der Landpartie; zum Theile wird aber auch mit dem Ernste einer Andacht, mit der Würde eines höheren Vorhabens dahin gepilgert.

Quellen und ihr geheimnißvoller, wenigstens der Allgemeinheit verborgener Ursprung, haben von jeher und bei allen Völkern den kindlichen Sinn des Glaubens und Aberglaubens erweckt. Der kindliche Sinn drängt sich noch heute wie einstmals an Quellen, und der in unklaren Geistern entstehende Aberglaube hat sein Lieblingsplätzchen nach wie vor bei ihnen.

Die Popularität der Quelle bei Sivering nächst Wien, dürfte nicht nach Jahrhunderten, sondern nach einem Jahrtausend und weit mehr zählen. Natürlich genoß die Quelle, oder das Brünnlein, ein Verehrtwerden in sehr wechselnden, verschiedenartigen Formen. Denn Sivering soll der älteste christliche Ort Oester-

reichs sein und dessen Namen soll vom heiligen Bekehrer Severin herrühen, welcher hier den heidnischen Germanen die neue Glaubenslehre im fünften Jahrhundert nach Christi predigte, seine Klause und dabei das erste Kirchlein bauete. Nach aller Wahrscheinlichkeit ist das Brünnlein damals schon und viel früher vorhanden gewesen, und der auf das Heidenthum zurückführende Sagenkreis hat eben hier, an Bergen und Oertlichkeiten seine Namenszeugen.

Der Name „Jungfernbrünnlein" soll aus einer kürzeren Epoche herrühren, weil das Bildniß der heiligen Jungfrau an einem der Bäume angebracht gewesen wäre. Aber dies ist aus dem Grunde nicht wahrscheinlich, weil derlei hervorragend bekannt gewordene Bilder geschützt, gewahrt und bei einem Verluste immer wieder erneuert werden. Das strikte Wort „Jungfrau" und der Mangel aller andern Nebenbezeichnungen und Namen läßt mit gutem Grund schließen, daß diese Quelle mit den Götterjungfrauen, vielleicht mit der Hilda, Berchta u. s. w. in Verbindung gestanden haben müssen.

Eine Jungfrau und noch dazu eine schöne Jungfrau, ihres sonstigen Herkommens, Zeichens und Gewerbes „eine Fee", spielt im Sagenkreise, welchen alte Weiber vorzüglich im Gedächtnisse haben und sorgfältig fortpflanzen, hier eine große Rolle. Sie hieß Agnes. Sie findet sich wol in keinem Pfarrbuche und in keiner Conscriptionsliste verzeichnet; aber trotzdem ist es glaubwürdig, daß ein hübscher Jäger, welcher im Walde pürschte, das Herz einer Jungfrau rührte, welche Agnes geheißen. Der schöne Jäger, welcher auf der nun so genannten „Jägerwiese" bei dem Brünnlein selige Liebesstunden genoß, ward untreu. Einige lassen ihn und die Fee noch nächtlich umherirren. Sensitive und Begeisterte sahen sie schon. Das Feenschloß, welches dem Jägersmanne gebaut war, soll versunken sein. So viel ist gewiß, das Schloß ist nicht vorhanden. Sorgliche Forscher haben vernommen, daß der Jägersmann beritten war, sogar auf einem Schimmel saß, und nun schließt sich die ganze Folgerung bis zu Wuotan an. Karl hieß der Jäger nach übereinstimmenden sorgfältigen Kaffeeschwesternüberlieferungen. Demzufolge geht auch die Sage einigermaßen um Karl den Großen herum. Da die an dieser Quelle ertheilten Würden nicht theuer zu stehen kommen, auch nicht diplomirt zu werden brauchen, so wird Karl bald zum Ritter, bald zum hohen Grafen und Fürsten, selbst zum Schwedenkönig erhoben. Agnes und Karl bewegen sich in dem ganzen lieblichen und schaurigen Sagen- und Märchen-Kreise, welcher Bäume

mit wunderbaren Wurzeln an Stelle von Versunkenem, aufspringende Quellen, nächtliche Erscheinungen, Riesen und Irrlichter, unterirdisches Geräusch, Seufzer, geheimnißvolle Spenden und endliche Erlösung zur Ausschmückung hat.

Die endliche Erlösung ist noch nicht erfolgt und wird sicherlich so lange nicht erfolgen bis die Staats-Finanzen die Aufhebung der Zahlenlotterie gestatten.

Jungfrau Agnes hat sich vergebens mit ihrem Namen, oder dem agnesischen Heiligenmythus, an dieser Quelle zu erhalten gesucht — das Wort Jungfernbrünnlein deutet mehr ins Allgemeine, und es scheint ein Opferplatz, eine heidnische Orakelstelle hier gewesen zu sein.

Und die alten Weiber waren es, welche mit jugendlichem Feuer diese altheilige Quelle vertheidigten, vor Vergessenheit und Verwahrlosung behüteten. Sie sind es noch, welche vestalisch, ohne entschiedenes heiliges Urbild, diese Stätte seit vielen Generationen hüten und ihr noch christlich fortbildend bis auf die heutigen Tage einen wohlüberlegten magischen Beruf zutheilen!

Die heiligen Tage unserer Kalenderrechnung sind zur Pilgerung hieher sehr geeignet, und der Johannistag, andere sommerlich schöne Festtage, tragen in sich besonders viele Kraft zur Ausnützung des „Lotteriebrünnleins".

Das Datum, an welchem zuerst die heidnischen Götter, Feen und derlei, diese Quelle für die damals noch nicht erfundene Lotterie begabten und ausstatteten, ist nicht zuverlässig zu eruiren. Ebensowenig läßt es sich durch Dokumente nachweisen, in welchem Jahre die spätern Heiligen diesem Brünnlein ein ausschließliches Privilegium für Lotteriezahlen ertheilten. Nichtsdestoweniger halten Viele daran und meinen, dieses Wasser lasse Hoffnungen und Spielgelder nicht zu Wasser werden. Die respektiven alten Weiber thun auch so, als ob sie in ihren Schnupftabaksdosen voll Schwarzgebeiztem, neben der Karottenbohne noch die unumstößlichen Urkunden sorgfältig verwahren und sie vor der Entweihung frivoler Augen behüten würden.

Wieso es ferner kommt, daß dieses Brünnlein nicht in Hieroglyphen, nicht einmal in veralteten römischen Ziffern deutet, sondern vielmehr sich geradewegs unserer ganz praktischen Comptoir- und Lotterieziffern bedient, ist dunkel zwar, aber wunderbar!

Jedenfalls ist es ein sehr zeitgemäßer und glücklicher Einfall des sonst unscheinbaren Brünnleins, diese Gefälligkeit zu erweisen, dieses Geschäft schwunghaft

zu betreiben, und es hat ihm diese Fertigkeit möglicherweise ein gespenstiger Schreiblehrer, noch wahrscheinlicher ein zum „Wandeln“ „verwunschener“ Lotterie-Collecteur, wenn nicht ein überglückseliger Terno-Gewinner beigebracht.

Wenn also einem gutgearteten Individuum das Wasser im Munde zusammenläuft bei Nennung des Wörtchens Treffer — in der Lotteriesprache und deren Abstufungen mit „Solo“ „Extato“ (1) „Ambo“ (2) „Terno“ (3 gezogene Nummern) näher bezeichnet; — wenn dieses Individuum die pfiffigen Aeuglein im schlauen Kopfe mit Wasser von diesem Lotteriebrünnlein wäscht, sodann fest und treu hinunterguckt; so sieht es im Grunde nichts — als die Nummern, welche erst bei der nächsten Ziehung herauskommen werden.

Kleinigkeit! Ein wahres Teufels- und Götterbrünnlein! Hexen- und Jungfern-Quelle! Man braucht nur Steinchen hineinzuwerfen, und auf den Steinchen steht deutlich geschrieben. Es kann mit guten und bösen Geistern zugehen. Man bewaffnet sich auch mit Kerzlein, mittels denen man bei stockfinsterer Nacht dem höllen-raben-tinten-pech-schwarzen Brünnlein klar auf den Grund sieht. Und die Sehenden umziehen ihren Standpunkt mit einem Kreis von geweiheter Kreide, murmeln dabei Gebete, damit Beelzebub nicht seinen Huf darüber setzen, nicht einmal seine langen Krallen nach den dünnen Zopfschwänzchen und gelichteten Haaren der Gläubigen auszustrecken vermöge.

Auf „Begegnungen“ nächst dieser Quelle, muß man sehr achten. Späne von den Bäumen rings genommen, Gras in der Umgebung der Quelle gerauft, Steinchen vom Grunde oder Rande, haben ihre Wunderkraft, und Niemand ließe sich's träumen, was man zu träumen vermag, wenn man diese Dinge unter das Kopfkissen legt. — Selbstverständlich birgt sich in allen Begegnungen wie in allen Träumen eine geheimnißvolle Deutung auf Lotterieziffern, oder es liegen diese auch oft klar da. Und so werden die Späne zu Rettungsbalken, die Halme zur goldenen Ernte und die Kieselchen zu Grund-, Bau- und Ecksteinen des Glückes.

Wo die Ziffern fehlen, stellen Begriffe sich ein; es tritt das Geburtsjahr, Tauf- und Trauungs-, Sterb-, Ankunfts-, Abfahrts-Datum und derlei an die Stelle. Und wenn man in diesen Dingen nicht sofort Bescheid weiß; so haben die großen Gelehrten, welche Traumbücher verfaßten, die Planetensteller, die alten Weiber mit noch ältern sybillinischen, Büchern für sichere Auskunft gesorgt; und wer dann noch nicht klar sieht, der hat ein heilloses Bret vor den Augen und

ihm ist nicht einmal mit einem hindurch gebohrten Loche von Handgröße geholfen oder zu helfen!

Es könnte allerdings der nicht ganz unmögliche Fall vorkommen — und böse Zungen wollen behaupten, daß er schon mehr als einmal dagewesen — nämlich, daß die nachgewiesenen oder erträumten Zahlen nicht treffen! Dann steht es dem Betroffenen frei, die Chiromanten, Nekromanten, Astrologen, Magiker und Numerologen wegen nicht genügender Kenntnisse ihres Gewerbes zu verklagen; aber milde Nachsicht hat diesen schmerzlichen Fall bisher immer zurückgehalten und dem Wasser werden Einsichtsvolle niemals Schuld geben, vielmehr dem Wein, oder Bier, oder auch den Schnäpsen der verschiedensten Sorten!

Da weder die Fee, noch Wuotan oder der König von Schweden, noch sonst ein antiker oder moderner Verehrungswürdiger dagegen protestirt, daß in der Umgegend des Brünnleins allerlei flüssige und feste Herzstärkungen feilgeboten werden, so ist das Wasser umso mehr vor Erschöpfung gewahrt und thut desto geistreicher sein Werk. — Vielleicht auch, daß die mitwirkenden unsichtbaren Geister von den vorhandenen Flaschen Gebrauch machen und durch sie desto redseliger gemacht werden.

Zuweilen und sehr oft rücken heitere Gesellschaften an, auf dem Wege nach dem Kahlenberge einerseits oder dem „Hermannskogel" (Germans? Wuotans?) andererseits, und es hallt in die Stille des geweiheten Ortes recht profan ihr ungeberdiges Thun bei der „Landpartie".

Wiener ziehen heran mit Schnupftüchern auf Stöcken, als sollte derlei die Prozessions- und Vereinsfahnen bedeuten. Es klimpert eine Guitarre, es schnurrt eine Maultrommel, es quikt eine Kindertrompete, es jodelt und jauchzt eine Ziehharmonika, es singen sehr unheilige Lieder Männer und Frauen, Mädchen- und Knabenstimmen! Es haben sogar die Geschlechter die Kopfbedeckungen vertauscht. Ein himmelhoher Cylinderhut mit seinem Seidenglanze schmückt ein Mädchen- oder Alteweiberhaupt, ein zierlicher Frauenhut sitzt auf einem bebarteten Gesichte, eine Weiberhaube umrahmt Schnurr- und Kinnbart, eine Fältchen-Schürze hängt vor einem gestreiften Beinkleide, und ein Frack vermehrt die Damentoilette allerletzten Schnittes. Wenn es zu diesem bunten Aufputze noch Flaschen in der Hand, Kuchen und Bröder auf Stöcken gespießt gibt, so thut dies dem imposanten Eindrucke des feierlichen Aufzuges keinen Abbruch, sondern erhöhet ihn vielmehr.

So gerüstet langt man auf der Höhe der Jägerwiese beim Jungfernbrünnl' an. Die ergrauten Häupter der Priesterinen wissen, daß die Lustigkeit die Ehrfurcht vor der geweiheten Stätte nicht immer ausschließt und harren des Weiteren. Zeigt sich Mangel an höheren Empfindungen und eine freventliche Neigung zu Spott, so verschränken sie fromm die Finger, gucken klagend in die Wolken, oder sie vertiefen sich in das Anschauen des Brünnleins, das ihnen ein musterhaftes Beispiel unerschütterlichen Gleichmuthes ist, indem es seine Art und Weise nicht im Geringsten darob verändert. Auch heften sie ihr Auge auf die mysteriösen Bücher, welche so fettig und schmierig sind, daß ein Auge und noch mehr leicht daran haften bleiben kann.

Zuweilen kommt allerdings irgend ein jugendlicher Frevler heran, welcher zuerst mit heuchlerischer Miene demüthig in die weihevolle Quelle zu gucken scheint, plötzlich aber seinen Spazierstock nimmt und heillos die kristallene Helle und das ganze Lottogeschäft auf eine erkleckliche Weile trübt. Dann erhebt sich Zetergeschrei, dann tönen Verdammungsformeln über ihn, als hälfen wirklich dazu unbegreifliche Götter, und wehe seinem Rücken, wenn dieser nicht auf guten Laufwerkzeugen aufgebaut ist.

Selten weichen die Priesterinen. Sie haben einerseits Anhänger, andererseits dagegen schlagen die gesellschaftlichen Theilnehmer des Frevlers ein so gesundes, erschütterndes Lachen auf, daß jede Einrede gegenseits nicht vernommen und unter Lärm erstickt wird.

Oftmals etabliren sich auf der Wiese herumziehende Glückspieler, Würfler und derlei Zahlendeuter. Um solche Tische geht es lebhaft zu, und die Gesellschaft, welche mit Unglauben und dem Humor der Landpartie herangerückt ist, erhebt ihre ganze Tollheit mit der Deutung der Ziffern, Geburts- und Jahresdaten!

Andere wieder schreiben die Zahlen sorgfältig auf und seufzen heimlich, indem sie die Bäume, die Steine als Schreibtische verwenden. Manches Liebespaar schleicht bewegten Herzens an ein stilles Plätzchen im Walde: wenn nur der Treffer und damit der ersehnte Tag der Trauung, des häuslichen Glückes käme!

Obschon es, wie gesagt, nicht ganz widerspruchslos klar, in welcher Beziehung Johannes der Täufer, Peter und Paul, St. Nepomuck und Andere zu diesem Brünnlein und den lange nach ihnen etablirten Geschäften stehen, so wird der Verkehr

an ihren Tagen und Nächten doch ein äußerst lebhafter und die Lust sucht sogar sich sehr schwunghaft nebenbei auszutoben.

Aber auch wie viele trübe, im Leid fast gebrochene Herzen kommen, um ihre letzten Hoffnungen einzusetzen!

Das Auge der Jungfrau, welches in das Brünnlein sieht, sucht vielleicht ein wenig, nur ein wenig Labsal für die kranke Mutter zu erlangen! Das Mütterlein sucht die geheimnißvollen Ziffern, um die Tochter, um das einzige kranke Kind, oder Enkelkind zu erquicken! Vielleicht gipfelt der heiße Wunsch zuweilen nur in dem unerschwinglichen Luxus eines Kreuzleins für ein armes, schmuckloses Grab!

Der durchsichtige Schleier deckt zuweilen nicht das rothgeweinte Auge genügend und läßt ersehen, daß Sorge und Hoffnung gar mächtig gegen Scham und Bildung kämpfen.

Der Greis wankt hierher, welchem Freunde, vielleicht die nächsten Blutsangehörigen treulos wurden! Hilflos steht er da und seine letzte Hoffnung liegt im Grunde des kalten Brünnleins. Er könnte die Mulde mit Thränen füllen. Ach, läge er selbst im kühlen Grunde!

Die Verzweiflung kommt hierher, jugendlicher Leichtsinn und Frevel, welche noch das Eine versuchen wollen, um sich zu retten, welche vielleicht fremde Summen vergeudet haben und nun die Goldquelle im Brünnlein suchen.

Wie so Mancher hat an den Aesten der Bäume geendet, zu deren Füßen das Brünnlein schillert, quillt, zieht, trügt!

Wer die Geschichte dieser mit Wald umgebenen Jägerwiese zwischen Kahlenberg und Hermannskogl bei Wien, dieses Brünnleins ganz zu schreiben vermöchte! Er wäre ein Meister der Meister. Aber es ist unmöglich, die Geschichte ist hier so reich wie — das Menschenherz!

Aber die einen Aeußerungen, die der Lust, sind so unzweideutig, daß man ihren Gehalt wohl nicht mißverstehen kann.

Ganz verstehen? Gewiß nicht!

Denn der eine Jauchzende hat heute das ewige Bündniß geschlossen, die Herzensersehnte hat auf dieser Landpartie das Ja geflüstert und ein Kuß hat es

besiegelt. Der Freund hat den einstigen Freund gefunden und die lange durch Mißverständnisse Getrennten haben sich heute „Brüderl" geheißen, geschmatzt. Wenn der Wiener lustig ist, so bleibt er mit Schmatzen nicht karg und das „Brüderl" schwebt ihm auf den Lippen! — Heute ward der Alte jung, die Jungen benehmen sich wie die Alten, und es gibt für Kind und Kegel, für Gesunde und Gesinde nichts nachhaltiger Erquickliches, als eine so recht mit Hindernissen gewürzte, aber denn doch durchgesetzte, selbst trotz Unwetters ausgeführte Landpartie.

Zuweilen verbreitet sich im engeren Kreise das erstaunliche Gerücht von einem mysteriösen Wirthe wundermild, welcher Getränke und allerlei preisliche eßbare Dinge, Numero Eins Backhühner, zu einem Ueberraschung erregenden Preise bietet. Wenn die Verminderung des Preises auch nicht die Kosten der Wanderschaft nur zum geringen Theile erreicht, so wird doch mit großer Anstrengung die Entdeckungs- und Ueberprüfungsreise zu ihm angetreten.

Selbstverständlich, daß man sich vornimmt, so viel wie möglich zu profitiren und zwar durch außerordentliches Verzehren, denn je mehr man verzehrt, desto mehr gewinnt man ja!

Zudem ereignet es sich auch, daß ein Familienmitglied oder ein Hausfreund, durch Bekanntschaft oder Verwandtschaft im Lande, zur Kunde von einem bisher im Düster der Verborgenheit gebliebenen hochlobpreislichen Orte gelangt, und es wird als eine unumstößlich dringliche Nothwendigkeit anerkannt, den neuen Welttheil zu erforschen. So wird zur Landpartie gerüstet, sie wird angetreten mit einem anfänglichen Ernste, welcher der nachfolgenden ungeheueren Heiterkeit nur zur Folie dient und die neuen freien Bahnen ebnet!

Mißglückte zufällig eine Landpartie, wie dies vorzukommen nicht unterläßt, so wird für nächstens neuerdings eifrig geschneidert, etwa zuvor gesotten, gebraten, gebacken, paktirt, ordinirt, in allen Fällen Säckel gefüllt, und die Landpartie muß durchgesetzt werden! —



DENKMAL DER ERZHERZOGIN MARIA CHRISTINA
IN DER AUGUSTINERKIRCHE IN WIEN



L. Rohbock del[t]. Kurz sculp[t].

DENKMAL DER ERZHERZOGIN MARIE CHRISTINE
IN DER AUGUSTINERKIRCHE IN WIEN.

Die Kaisergruft.

Das stolze Wort „Kaisergruft", scheint auf einen Prachtbau, auf ein reich- verziertes Mausoleum hinzuweisen, das der Würde eines Geschlechtes ent- spricht, welches seit sechs Jahrhunderten auf Kaiserthronen herrscht.

Doch vergebens würde das Auge in Wien ein Gebäude suchen, dessen Aeußerem es die Bestimmung zumuthen könnte, die letzte Ruhestätte für gekrönte Häupter zu sein.

Wie bewegend und das Herz ergreifend ist es, vor der kleinen Pforte des unscheinbaren, ganz schmalen Kapuzinerkirchleins auf dem Neuen- oder Mehlmarkte in Wien zu stehen und zu denken, hier ist die Stätte, wo alle die gekrönten Häupter zur Ruhe liegen für alle Zeiten!

Kaum läßt sich eine poetischere, eine durch Einfachheit mehr bewegende Stätte denken als diese, mitten im lauten Marktgewühle einer Residenz, mitten unter den stolzen Bauten der Umgebung und einem geschäftigen Treiben.

Wenn man an der linken Seite der Kirche, an dem Klosterpförtlein schellt, kommt ein barhäuptiger Mann in brauner Kutte und frägt bescheiden um das Begehren. Wünscht man die Kaisergruft zu sehen, so wird dies, wenn kein Hin- derniß vorhanden, gestattet. Der Pater Guardian nimmt eine Fackel, steigt eine

schmale Treppe hinab und läßt uns in die unterirdischen Räume folgen. Er selbst scheint eine Art Charon, ein Todtenführer, uns schauert, und kaum einem Sterblichen wird ein banges Gefühl mangeln. Wehe Dem, welchen es nicht mehr ergreift; wohl dem Gemüthe, welches noch den Schauern und bangen Eindrücken eines düstern Momentes zugänglich ist; denn auch das Edle und Milde findet bei ihm noch Eingang.

So, wie wir selbst geschellt, als schlichteste Persönlichkeit, so kömmt auch der Abgesandte des Kaiserhofes an das Pförtlein und er schellt, um Meldung von dem Sterben und Gestorbenen zu thun, um eine Ruhestätte zu erbitten, für das Haupt, welches Fürstenkronen trug.

Die Ordensbrüder des Kapuzinerklosters haben die Aufgabe die Gruft und Särge zu bewachen und für die armen Seelen der einbalsamirten Leiber zu beten.

Zweimal im Jahre wird dem Volke Gelegenheit gegeben, in diesen Räumen zu wandeln, seine Betrachtungen anzustellen und seine frommen Gebete pietätvoll zu verrichten. In der Charwoche vor dem „Auferstehungsfeste" und zu „Allerseelen."

Früher verbreiteten wenige spärliche Oellampen oder Fackeln ein düsteres Halblicht. Jetzt ist das moderne Gas in die Leichengrüfte geleitet. Aber so hell und so schimmernd kann es nie wirken, um die Schauer der Särge und einer solchen Stätte zu vernichten.

Reinlich sind die weißen Wände und schmucklos. Die Höhe ist eine mäßige, gewölbte, und offene Bogen lassen in die verschiedenen Abtheilungen und Räume gelangen.

Die Sargreihen stehen auch in langen Gängen rechts und links, hinter alten verschnörkelten Gittern, und ein schmaler Gang hält den Weg zwischen ihnen frei.

Statuen stehen starr, Kronen und Bildnisse, Kränze und Schwerter, Kreuze und unbewegliche Genien, Todtenköpfe und lächelnde Gesichter werfen seltsame Schatten und Kantenlichter!

Nicht alle Glieder des Geschlechtes Habsburg haben hier ihre Gruft. Deren Leichen ruhen an vielerlei Orten, vom Dome in Speyer bis zu Insbruck in Tyrol und zu St. Stefan in Wien.

Auch unter der letztgenannten sind in einer nicht mehr benützten Kaisergruft Einzelne gebettet.

Und auch hier bei den Kapuzinern werden nicht sämmtliche irdische Ueberreste beigesetzt. Es ist ein nicht beneidenswerthes fürstliches Vorrecht, die Theile des Körpers an verschiedenen Orten bestatten zu lassen. Und so wird das Herz aus dem Busen gehoben — das arme Herz, welches im Leben so sehr pochte — und wird in eine silberne Urne geschlossen, zu den Augustinern getragen, welche ihre Kirche und Gruft der Kaiserburg zunächst haben. Auch die Eingeweide werden in ein kupfernes Gefäß gethan und in die Gruft unter St. Stefan bestattet.

Den Augustinern, dem Pfarrer von St. Stefan, den Kupuzinern, wurden die bezüglichen Vorrechte.

Die Kapuziner erschienen im Jahre 1600, als die Bewegungen in Glaubenssachen heftig alle Lande rüttelten, auf den Ruf des Kaisers Mathias, hier. Sie kamen aus Rom zur Stütze der Frömmigkeit und sie erhielten Kloster und Kirche in der Vorstadt.

Die Kaiserin-Gemalin hatte eine besondere Vorliebe für diesen regsamen Orden und in ihrem Testamente lautete es: „So verordne ich über die 12,000 Floren, so ich zur Erbauung der Kapelle und Altars verschaffe, da mein geliebter Herr und Gemal und ich liegen werden, noch zur Erbauung der Kirche 10,000 Floren."

Ferner erhielten die Kapuziner, zum Neubau in der Stadt, reichliches Silbergeschirr und den werthvollen „Schaumburgerhof."

Zu Ende des Jahres 1618 starb Kaiserin Anna. Drei Monate nachher folgte ihr Gemal in das Jenseits. Die kaiserlichen Leichen wurden vorerst in das sogenannte Königskloster in der Dorotheergasse beigesetzt. Erst 1622 wurde der Bau der Kapuzinerkirche begonnen und nach einem Jahrzehnt vollendet. Im Jahre 1633 wurden die Stifter der Gruft feierlich hieher übertragen, aus dem Königskloster.

Seltsamer Weise ist dies nicht mehr, was es gewesen, es hat eine merkliche Wandlung der Zeiten erfahren. Das einstige Lieblingskloster nahewohnender Mitglieder des Hofes, ward von Kaiser Joseph II. aufgehoben, und jetzt sind statt einer Kirche zweie darin, auch zwei Pfarrhöfe, beide aber den Evangelischen, augsburger und helvetischer Confession gewidmet.

Seit der Zeit der Errichtung der Kapuzinergruft ruhen alle von hinnen geschiedene Regenten, mit Ausnahme Ferdinand II. in diesen Grabgewölben.

Ein Gang durch diese schlichten, stummen Hallen, in denen nur der Tritt schallt und vom Roste der Jahre gedunkelte Särge stehen, hie und da auf erhobenen Pracht-Katafalken, oder unten auf dem Steinpflaster des Grundes, zierlos und einfach, macht einen erschütternden Eindruck! Man denke sich die Lippen, die stummen, eingefallenen, verdorrten, welche über Millionen geboten, welche Kriege entzündeten und solch verheerendes Feuer durch ein Wort löschten, welche begnadeten und verdammten, welche über Tod und Leben mit einem Zucken geboten! Die Augen, die herrlichen milden Augen, oder die zürnenden — ein einziger Blick beseligte, oder schleuderte für zeitlebens in den Kerker, sendete in den Tod! — Und die Frauen, die Blüthen der Menschheit. Was auf Erden beseligen konnte, ward ihnen. Aller Schmuck, alle Pracht, alle Herrlichkeit! keine zweite, keine größere! Und sie waren doch auch, wie andere Menschen, Kindlein, Töchter, Mütter und Greisinen. Eine Menge geknickter, nicht zur Entfaltung gelangter Blüthen ist auch da. Ein Erbprinz, auf den alle Hoffnung gesetzt war, ein kleines Leben, dessen frühes Scheiden neue Gestaltungen Europas nöthig machte, oder nach sich zog. Hunderte Schüsse donnerten dem Kommen entgegen, Fanfaren erschütterten Burgen und Straßen, künstliche Adler flogen von den Thürmen, Tausende warfen Blüthen in den Schoß, legten Kränze zu Füßen. . . . Und Alles ist nun still; — wer kaum in einer Welt Raum hatte, wessen Leib von tausenden Erzgepanzerten bewacht und geleitet, von der Sorgfalt Unzähliger gepflegt und betrauert war — da liegt er in einem engen Sarge, hat nicht einmal ein Kämmerlein, ist bei den Andern! Freilich bei den Seinen, Mächtigen, aber doch alle still, lautlos, regungslos, nur der Schritt des armen Kapuzinermönches, welcher der Welt entsagte und der des schlichtesten Wandelnden hallt, in solchen Mauern, bei solcher Umgebung!

Es ist herzerschütternd, Mark und Bein durchdringend, rührend, und doch ist es auch zugleich erhebend, daß jede Größe mit irdischem Maße gemessen, daß jeder Macht eine Gegenmacht folgt und jedem Leben ohne Ausnahme gesagt ist:

Es bricht dereinst ein Tag herein,
Da schlägst du nicht die Augen auf,
Da siehst du nicht der Sonne Schein
Und nicht der Sterne Lauf.

Da liegest du gar starr und still,
Die Kerze stumm, verzehret sich —
Wer wol da gerne kommen will
Und beten wird für dich?

Ob da mit tiefem, wahrem Leid
Ein Herz sich naht und innig spricht:
O dein gedenk' ich allezeit,
Und dich vergeß' ich nicht?

Vom Strom der Liebe, dessen Spur
So reich durchzieht die weite Welt,
Erringe du das Thränlein nur,
Das einst auf's Grab dir fällt!

So singe ich in meinem Buche, dem ich den Titel gegeben „Mein Herz in Liedern" und der Sinn, der Laut der Verse begleiten mich in diesen Grüften.

Schon Leopold I. ließ dieselben nach beiläufig 70 Jahren ihres Entstehens erweitern, so daß sie fortan den ganzen Längenraum unter der Kirche und selbst unter dem Chore einnahmen. Das war 1701. Er hatte rechtzeitig vorbereitet. Schon vier Jahre nachher trugen sie seine Leiche als die erste in den erweiterten Raum.

Seine dritte Gemalin folgte ihm fünfzehn Jahre später, im Alter von 65 Jahren hieher. Sie wurde eigenthümlich in die letzte Ruhestätte gelegt und zwar nach ihrem verordneten Willen. Ihr Todtenkleid ist das Gewand der Ordensschwestern, welche sich „Sklavinen Mariens" nannten, ein weißes härenes Kleid mit blauem Skapulir, eine eiserne Kette umschlingt als Gürtel die Hüfte und an demselben hängt ein Todtenkopf. Ihr Sarg sollte nur ein einfacher hölzerner sein und er durfte blos die Inschrift tragen: „Eleonora Magdalena Theresia, arme Sünderin."

Maria Theresia, die große Kaiserin, war ihre Enkelin. Der Sarg drohete der Zeit zu verfallen und die Kaiserin ließ die Ahne mit einem prachtvollen Bronce-Sarg umschließen. — Die Mutter des neuen Habsburg-Lothringer Geschlechtes ward durch den Tod eines Kindes frühzeitig an die Gruft gemahnt und sie ließ dieselbe abermals erweitern, 1748.

In diesem neuen, erweiterten Theile steht das große, prächtige Grabdenkmal aus Erz, das sie für ihren geliebten Gatten Franz I. und sich errichten ließ. Es ist das hervorragendste, größte und am meisten künstlerische Werk in diesen bedeutungsvollen Räumen. Es stellt im Ganzen einen Katafalk, reich verziert und mit Todes-Emblemen dar. An dessen vier Ecken sind lebensgroße, weibliche, allegorische Gestalten. Die Kaiserin und ihr Gatte ruhen in Lebensgröße auf dem Deckel des Sarges sich gegenüber nach zwei Richtungen, wie auf einem weiten Ruhebette. Der Oberleib beider ist erhoben, je auf einen Arm gestützt und ein Genius bekränzt sie. Das Grabmal ist von Moll, welchem sie auch den Auftrag gab, viele der einfachen Särge in prachtvolle umzugestalten. Sie hatte eine Vorliebe für diese Verherrlichung des Todes. Ihr war er nicht abschreckend, sie wollte ihn auch nicht so vor sich sehen.

Bereits wenn man den Klostergang von der Pforte aus durchschreitet, sieht man in der Wand rechts ein niederes Bogenfenster, davor einen Betschemel und durch die Scheiben hinab auf die regungslose Gruppe des Denkmals, welches sich schon von hier als ein prächtiges ausnimmt. Der Fremde denkt beim ersten Anblick nicht sogleich an die Schauer des Ortes, welcher von hier aus ein malerisches Ansehen hat.

Franz I. ruht hier seit 1765. Maria Theresia machte sich fortan mit dem Tode vertrauter als je. Sie besuchte die Reste des unvergeßlichen Gatten oft. Sie ließ einen Altar unten in der Gruft aufstellen, hörte daselbst Messen an und betete da. Sie nahm auch das Abendmahl hier. — Unversehens schellte es manchmal an der Klosterpforte. Und wer bei Tag oder bei Nacht Einlaß begehrte, war die Kaiserin, im schwarzen Gewande, das Haupt verschleiert. Sie kam oft zu Fuße, allein, oder von einem einzigen weiblichen Wesen begleitet. Sie saß oder knieete oben an der Fensternische. Sie brachte auch ganze Nächte unten in der Gruft zu. Ein Bild unvergänglicher, unvergleichlicher Zärtlichkeit!

In ihren letzten Jahren scheint diese erhabene und zugleich kindliche Frauenseele eine wahre Sehnsucht gehabt zu haben, von hinnen zu scheiden und zu ihrem geliebten Franz einzukehren. Die Kaiserin ließ sich eine eigene Maschine herstellen, mittelst welcher sie sich, in einem Sessel sitzend, allein in die Gruft hinablassen und wieder emporbewegen konnte. Zu Füßen ihres Franz war ihr liebstes Knieen. Am 2. November 1780 sah sie mit besonderer Rührung von da empor; als sie sich

mittels der Maschine wieder hinausbegeben wollte, hinderte dies dreimal ein Stocken.

„Die Gruft will mich nicht mehr hinauslassen," sagte sie. „Ja, Franzl, du willst mich halt bei dir haben, ich komm' zu dir!"

Es war das letztemal, daß sie die Gruft besuchte. Drei Tage nachher ward sie ernstlich krank, am 29. November starb sie, am 3. Dezember lag sie, im Tode vereint, bei ihrem Gatten, unter dem Sargdeckel und unter den sie Beide darstellenden Figuren dieses Grabdenkmales.

Ein Haupt noch, ruht hier, seltsamerweise das einzige nicht kaiserlich bekrönte unter den andern allen! Es ist nicht das eines Helden seines Volkes, nicht eines Dichters, es ist das eines Weibes. Die Erzieherin Maria Theresias. Ihre spätere Freundin, die Fuchsin, wie sie dieselbe im österreichischen Dialekte traulich nannte.

Gräfin Caroline Fuchs, geborene Gräfin Molart, gestorben 1754, fast 80 Jahre alt. Sie ging also der Kaiserin lange voraus. Diese wollte die Unvergeßliche wie im Leben so auch im Tode bei sich haben. Sie ließ sie hier beisetzen und ihr ein eigenes Behältniß bauen.

Also auch diese hier Ruhende übte, nebst Franz, die innige geheimnißvolle Anziehungskraft auf das kaiserliche Weib!

Zu ihren und ihres Gatten Füßen sieht man einen ganz einfachen Sarg, welcher von den prunkvollen, umfangreicheren der Umgebung absticht. Diese hat die Mutter anfertigen lassen, den ganz schlichten, schmucklosen bestellte der Sohn, bereits während seiner Regierung in schmuckloser Einfachheit.

Kaiser Josef, der Zweite!

Sein Name braucht blos genannt zu werden, um eine Welt voll Rührung, Ehrfurcht, Dankbarkeit zu erwecken!

Der Freund Friedrich II. verordnete die Aufhebung der Altäre in den Grüften und die Abhaltung des Gottesdienstes in der Kirche. Er schaffte die prunkvollen Grabschriften ab, welche selbst hier an der Stätte der Wahrheit dieser nicht treu blieben und sogar Säuglingen, oder halb entwickelten Menschlein das Erhabenste, Ruhmvollste beilegten. Nach seiner Verordnung sollte es hier nicht Bronce und Gold geben, nur schlichte kupferne Särge mit einem einfachen Kreuze

darauf, und Namen und Jahreszahl zu Füßen. Nicht mehr! So ruht er, ebenfalls ohne sein gebrochenes Herz!

Kaiser Franz, von Oesterreich I., von Deutschland II., hielt sich als Nachfolgender nicht mehr an diese Verordnungen. Von seiner Zeit ab, gelangen wieder die Särge mit rothem Sammt und Silber für die Prinzlichen, mit schwarzem Sammt und Gold für die Regierenden, in die Gruft, wo sie sodann wieder in die prächtigen Metallsärge verschlossen wurden. Sein auf einem Unterbaue erhöheter Sarg steht im Mittelpunkte einer eigenen Halle, welche der Maria-Theresianischen folgt. Er ist durch die deutsche Reichskrone Kaiser Karl's des Großen und mit dem Reichsapfel bezeichnet — sie zeugen von dem letzten Kaiser des heiligen römisch-deutschen Reiches, welcher 1806 beschloß, die Krone niederzulegen, die Würde erlöschen zu lassen.

Rings um ihn stehen zahlreiche Särge, vier seiner Frauen, dann seiner Brüder, Kinder, Enkel.

Folgen wir einem prunkreichen und doch düsteren Zuge, welcher einen neuen Bewohner dieser Räume hierher geleitet.

Wenn der Zug sich naht, verlassen die Mönche unter Vorantragen eines Kreuzes paarweise das Pförtchen ihres Klosters, barhäuptig, Sandalen an den Füßen, Fackeln in der Hand. Sie schreiten dem Zuge betend entgegen, reihen sich vor die andere Geistlichkeit und geleiten so die Leiche in die schwarzbehangene Kirche. Hier segnet der Erzbischof die Leiche ein, die Ordensbrüder singen die Psalmen. Hierauf erheben diese Kapuziner den Sarg, er ist nun in ihrem Reiche, er gehört ihnen, als anvertraut zu. Es leuchten ihre Fackeln auf dem Wege hinab über die Stufen. Sie bringen den Sarg hinab zur Gruft. Hier wird er auf eine Bahre gestellt. Der mit zwei Schlössern versehene Todtenschrein wird geöffnet. Noch einmal, zum letztenmal, fällt Licht auf das starre Antlitz. Der kaiserliche Obersthofmeister tritt zu dem Guardian und frägt: „Erkennen Sie in dem (der) Verblichenen den (die) durchlauchtigsten (ste) Erzherzog (gin) N. N.? oder unseres allergnädigsten Herrn (Frauen) Majestät N. N.?“ — Auf das erfolgte Ja! spricht der Erstere wieder: „So übergebe ich Ihnen den Leichnam des (r) seligen N. N.!“ worauf der Guardian mit den Worten entgegnet: „Der (aller)höchste Leichnam wird hier, nach schuldigster Obsorge, bei uns wohlverwahrt sein!“ — Nach Beendigung dieser Zwiesprache werden die beiden Schlösser des

Sarges wieder geschlossen. Einen Schlüssel behält der Obersthofmeister, den andern übernimmt der Guardian. Noch einmal werden Psalmen gesungen und zum letztenmale wenn der Sarg, sei es nach Wochen oder Monaten, selbst nach Jahren in den äußerlich umhüllenden metallenen, oder in das Innere eines Denkmals gesetzt wird — dann mag Alles, Alles stehen unermeßbare Zeit und unbewegt, an derselben Stelle!

Unter den Särgen, welche den des neuen Stammhalters, Franz I. umgeben, sind einige das Herz ungemein bewegende und ergreifende.

Da ruht Erzherzog Karl, sein Bruder, der Besieger Napoleons, der Held der Aspernschlacht und anderer ruhmreicher Kämpfe, welche dem besiegten Napoleon das große Wort abrangen, dies sei der einzige Feldherr, welchem er gegenübergestanden.

Das war 1809. Kaum ein Jahr später stand Erzherzog Carl in der Augustinerkirche nächst der Kaiserburg vor dem Altare, an der Seite der Erzherzogin Maria Louise, seiner Schwester, der Braut Napoleons, und vertrat die Stelle des in Paris harrenden Kaisers der Franzosen, dem so, in Stellvertretung die kaiserliche Prinzessin als zweite Gemalin, nach der noch lebenden Kaiserin Josefine, angetraut wurde.

Welche gewaltige Zeit! Welche Stürme in Menschenbusen! Und diese liegen ruhig da. — Auch sie ist hier, die Braut, die Kaiserin Marie Louise, im engen Sarge, in welchen sie erst seit 1847 gebettet, nachdem sie ihren Gatten Napoleon, welcher entthront und als Gefangener auf Sankt Helena einsam verstorben war, um ein Vierteljahrhundert überlebte, ferne von Paris, in Oesterreich und Italien, nicht als Kaiserin, nur als Herzogin, und nachdem sie auch ihre einzige Mutterfreude eingesargt, den Sohn, welchen Frankreich den Thronerben nannte, welchen sein Vater mit dem Titel König von Rom begabte, und als all dies zunichte war, sein Großvater nur den Herzog von Reichstadt sein ließ.

Er fehlt in der stillen Gruft nicht. Er ist auch da: Napoleon Franz Carl, Herzog von Reichstadt, Sohn des Kaisers Napoleon und der Erzherzogin Maria Ludowica von Oesterreich, geboren zu Paris am 20. März 1811, gestorben zu Schönbrunn am 22. Juli 1832. Die Grabschrift in lateinischer Schrift sagt ferner: „In der Wiege mit dem Titel König von Rom begrüßt, in der Blüthe des Alters, begabt mit allen Vorzügen des Geistes und Körpers, mit herrlicher Ge-

stalt, mit edler Jugend im Antlitz, mit seltener Anmuth der Sprache, ausgezeichnet durch kriegerisches Wissen und Streben, von der Lungensucht ergriffen, erlag er dem schmerzlichen Tode im Kaiserschlosse zu Schönbrunn bei Wien."

Wenn seine Mutter, welche im Dezember 1847 starb, nur noch zwei Monate gelebt haben würde, hätte sie im Februar 1848 den Sturz der Orleans gesehen, nicht lange nachher das Emporgelangen eines Napoleon! — Wie hatte der „Dritte" geheim den Sarg umworben, wie hatte er es geplant, „den Zweiten", welcher hier liegt, in eine stolze Kaisergruft des neuen Geschlechtes nach Paris zu bekommen, und nun liegt er selbst nicht in Paris, starb auch fern von Frankreich, nur als Entthronter, als entlassener Gefangener, in Chiselhurst, und liegt in einer Dorfkirche begraben!

Hört man nicht förmlich hier den Widerhall des Trittes, wie einen gespenstigen Schall des tragisch schreitenden Schicksals? — Hätte uns jedoch nicht längst die ganze Macht der Wehmuth und der erhabendsten Empfindungen hier ergriffen, nun müßten sie mit mit aller Gewalt erwachen, an dem Sarge, auf welchem geschrieben steht: Max, Erzherzog von Oesterreich, Kaiser von Mexiko!

In diesem engen Sarge liegt die einzige durchschossene Brust. — Geboren dem Throne zunächst, ist dem Prinzen Europa bald zu enge, durchreist er fast die ganze Welt, schafft Oesterreich eine ruhmverheißende Flotte, wird auch als Erbe der einstigen spanischen Vorväter auf den neuen Thron Mexicos gerufen, bedeckt sich mit Kaiserkrone und Kaisermantel, um dann in einem elenden Winkel, ärmlich bekleidet, von Aufständischen als gefangener Verbrecher verurtheilt und niedergeschossen zu werden!

Welches tragische Schicksal — welches andere kann ihm gleichen! Jetzt hat er Raum im engen Sarge zur Genüge und ward vom fernen Welttheile, ein Todter hiehergebracht. Ihm ist nicht so Schönes gesagt auf dem Sarge, als dem „Herzog." Es ist auch nicht nothwendig, denn jene Grabschrift ist wie die Classification einer still verblühten Blume; den Ruhm des Kaisers Max von Mexico werden die Urwälder rauschen! Aus diesem Sarge erwachsen die Stämme zukünftiger Bücher, auf deren zahllosen Blättern, oder in deren Mitte, erhabene Geistesblüthen duftig und leuchtend stehen werden. Kein romantischer, kein Dramen- und Dichterstoff der Neuzeit ist reichhaltiger und bedeutender als dieser. Der Prinz schrieb selbst Bücher, und wer sie nicht kennt, schlage sie auf, um Weisheit in Lehrsätzen, Erkenntniß einer jungen Seele zu finden, welche in Erstaunen setzt. Sie hatte das

Ahnende der besten Frauen und der edelsten Dichter. Er war ein solcher. Keiner empfand wahrer und echter als er. Er war noch nicht aus dem engen Hofkreise gekommen und sprach doch bereits wunderbar lichtvolle Erkenntniß. Er war ein edeldenkender Mensch, welcher beglücken wollte. Er schied aus der Heimat, er ging in die weite Welt, gerufen jenseits des Oceans, in ein neues Reich voll Sonnenschein, Pracht und Naturwunder — Millionen jubelten ihm zu — verließen ihn; — nach dem Donner des Jubels, welcher seinen Thron umgab, krachten die Salven seines Todes im erbärmlichen Queretaro — nur drei Jahre waren dazwischen. — Das Haupt beugt sich in Ehrfurcht, Demuth, Mitleid!

Auch seine Mutter, Erzherzogin Sophie, welche selbst einem Throne entsagte und zwei Söhne als Kaiser hüben und drüben vom Ocean stolz auf Thronen sehen konnte — welche das Drama von Queretaro erlebte, schlummert bereits in seiner Nähe.

Leise, leise möge der Tritt tönen. Fast bemächtigt sich des Fühlenden eine Scheu hier, durch den Schall eines Trittes zu stören. Der Schatten des geleitenden Mönches wächst ungeheuerlich empor — er selbst scheint im Fackellichte eine gespenstige Macht, oder ein steinerner ungerührter Gast in diesem fast Herzzersprengenden, Bewegenden — wir suchen nach Licht — wir eilen diesem entgegen — ein Athemzug frischer Luft, ein Strahl hellen Tages — Gott sei Dank, wir haben sie oben wieder — das Klosterpförtlein ist hinter uns geschlossen. —

Und was sich uns zuerst entgegenstreckt, ist das Händchen eines Kindes, das ein altes irdenes Gefäß trägt und wartet auf ein Bischen warmes Essen vom Kloster — unter welchem die Kaisergrüfte — ein Brüderchen führt es an der andern Hand und lacht so fröhlich — das Kind lacht!

Von der Musikstadt.

So lange Wien vormals das Haupt aller deutschen Städte war, schien es, als müßte es auch die Melodien für das Reich ersinnen.

Das Haupt ist es nicht mehr.

Aber der Kehlkopf wird es bleiben.

Wiener Stimmen, wie auch in Wien gebildete Musiker, sind fast überall, in Deutschland, selbst in aller Welt, wo gute Musik, namentlich in größerem Maßstabe vorgeführt wird. So hat Oesterreich und namentlich Wien das ersetzt, was Italien früher war. Für die norddeutschen Lande bleibt Wien was einst Mailand ihnen und der Welt gewesen. Der geschichtliche Weg, welchen die musikalische Kunst zurücklegte, ging von Italien über Wien nach dem Norden.

Es gelang Wien durch die hervorragenden Geister, welche ihm angehörten, den bedeutendsten Platz in der Geschichte der Musik nicht nur Deutschlands, sondern der Welt einzunehmen. Diese Thatsache ist keine zufällige, sie ist organisch, naturnothwendig aus dem Empfindungsvermögen, aus der angeborenen Neigung und dem lebhaften Sinne des Volkes hervorgegangen, das noch die geeigneten Geister in sich aufnahm, indem es ihnen so gerne entgegenkam, wie diese gerne entgegengingen, wodurch eben ein inniges Verschmelzen, eine untrennbare Gemeinsamkeit entstand.

Von der Musikstadt.

[illegible] Hauptstadt aller deutschen Städte war, schien es [illegible] für das Reich ersinnen.

[illegible]

[illegible]

[illegible] in Wien gebildeten Musiker, sind fast überall, in [illegible] gute Musik, namentlich in größerem Maßstabe [illegible] und namentlich Wien das ersetzt, was Italien [illegible] Lande bleibt Wien was einst Mailand [illegible] und [illegible] Weg, welchen die musikalische Kunst zurück= legte, [illegible] Wien nach dem Norden.

[illegible] die hervorragenden Geister, welche ihm angehörten, den [illegible] Geschichte der Musik nicht nur Deutschlands, son= dern [illegible] Diese Thatsache ist keine zufällige, sie ist organisch, [illegible] vermögen, aus der angeborenen Neigung [illegible] Sinne des Volkes hervorgegangen, das noch die geeigneten [illegible] aufnahm, indem es ihnen so gerne entgegenkam, wie diese gerne [illegible], wodurch eben ein [illegible] Verschmelzen, eine untrennbare Gemein= [illegible]



Perlberg delt. C. Rorich & Sohn sculpt.

DAS KÜNSTLERHAUS IN WIEN.

Wo immer jene Musik, welche mehr erlernt als empfunden, mehr geklügelt als gefühlt, mehr berechnet als beflügelt werden kann, ihren Sitz aufschlage; wo auch anderswo ein Gott-Erlesener entstehe, welcher die himmlischen Klänge der Erde vermittele; in Wien werden die vorzüglichsten Priester des Götzen- oder Gottesdienstes sein; die Wiener werden die tiefste Empfindung hineinlegen, die zartesten reinsten Töne herausbringen — das kommt von Natur und fortbildender Erziehung.

In Wien wird viel Musik gemacht — unendlich viel — entsetzlich viel!

Schehezerade sollte den Kopf verlieren, in demselben nächtlichen Momente, in dem sie zu erzählen aufhören würde. Sie wußte eben fort und fort zu erzählen. Wenn Wien bedroht würde mit einer Vernichtung und zwar in demselben Augenblicke, wenn sowol bei Tag wie bei Nacht die Musik darin enden sollte — so würde es dennoch über alle Ewigkeiten hinaus stehen, denn kein Sterblicher und kein Gott wird darin eine Pause zu erlauschen vermögen.

In demselben Augenblicke, wenn die letzten nachtdurchwachenden Musikanten die letzten Instrumente in Ruhe lassen, erheben sich die denkenden, studirenden, aus Neigung und Erwerb zur Musik Gedrängten, und der Kreislauf geht ohne Ende fort.

Die beseligende Kunst hat den Vortheil keine Worte zu haben. Sie ist daher nicht nur weltfähig, sondern auch hoffähig, zudem auch hausbräuchlich. In keiner Kunst verschwinden die Sünden so rasch, so unnachweisbar und ungestraft wie in der Musik. Ein schlechtes Bild, eine schlechte Dichtung und so weiter, sind Bleibendes. Wehe, wenn man sie bis zur Güte wiederholen müßte! Vom Tanze sprechen wir nicht, die Kunst desselben fängt dort an, wo das alltägliche Leben endet. Ein schlecht gespieltes Musikstück verhaucht, verweht — wer weist es je hinterher nach — und es ist leicht möglich den Vortrag zu verbessern.

Musik sagt Alles und Nichts. Selbst wem sie Alles sagt, der kann nichts in Worten davon sagen. Sie ist geistreich vor dem Geistreichen, dumm vor dem Albernen. Deshalb gibt man sich gerne Mühe oder vielmehr den Anschein sie zu verstehen. Und nichts kann man sich besser den Anschein geben wohl zu verstehen, als das was Jeder mißverstehen kann — selbst wenn gar nichts Verständliches dabei ist!

Deshalb ist die Kunst von den Feinen gepflegt; deshalb ist sie für Dumme und Kluge, für Empfindungsreiche und Empfindungsleere; und beide Theile wissen,

daß nicht alle Leute, sondern nur die wenigeren sie dabei zu unterscheiden vermögen.

So wird Musik gemacht um jeden Preis — ich meine nicht nur für einen Kreuzer, wie auch für eine Summe — jederzeit und in allen Fällen.

Die Chinesen haben die Lebensanschauung, wer ein Instrument bläst, könne nicht viel Verstand behalten, denn er bläst seinen Verstand aus. Soll diese chinesische Lebensanschauung einige Wahrheit besitzen und soll die Philosophie, soll das Denken eines Volkes darunter leiden, wenn es zu viel Musik macht?

Die Musik hat sich lange mehr an das Gemüth, weniger an den Verstand gewendet; jetzt beginnt sie mehr letzteres zu thun; soll dies dem allgemeinen Verstande schädlich sein oder werden?

So viel ist sicher, der Schwerpunkt der Denker und der Schwerpunkt der Musiker fielen noch nicht überein.

Wien ist die Musikstadt im guten, wie im schlimmen Sinne. Es entzückt hier die hehre Kunst, wie auch die Stümperei alles ruhige Sein und Denken verleidet. Die musikalischen Nachbarschaften sind in demselben Maaße ein Entsetzen, wie Regentropfen des Frühlings zählen zu den Blüthenflocken, welche uns treffen.

Bei der Dünne der Wände, bei den vielen Stockwerken, bei den nicht weiten Straßen, gehen oben und unten, rechts und links, gegenüber und in den Fortsetzungen, verschiedene menschliche und instrumentale Stimmen mit Stimmungen los, welche das jüngste Gericht ferne zu halten im Stande sind! Jedoch machen sich auch mitunter Töne hörbar, welche anderswo zu den phänomenalsten gezählt würden.

So wie in dieser Großstadt die Diners von den höchsten Preisen bis zu den allgemeinen Bettelsuppen angeboten sind, so auch die musikalischen Genüsse und Lehren von den Primi der Primi, bis zu jenen Gesammt-Noten-Consum-Schulen, welche die musikalischen Bedürfnisse schubweise behandeln.

Die Menge der Kirchen bedarf Sängerknaben und Chorstimmen, welche frühzeitig geschult werden. Für die Hofsängerknaben und die von St. Stefan sind sogar eigene Institute vorhanden. Die Schule lehrt Musik, und Knäblein wie Mägdlein brüsten sich frühzeitig gerne mit Noten. Ersteres trägt mit Stolz und Herausforderung einen Instrumentkasten, Erwachsenere letzterer Sorten lassen

mit Recht und Unrecht die angehende Künstlerin coquett vermuthen. Private Instrumental- und Gesangslehrer gehen mindestens zwölf auf ein Dutzend, der oder die Dreizehnte ist frei von Allem! Entweder Er oder Sie ist es von Kunst und Kunstjüngern, oder von Tadel. Entweder Er, oder Sie, bettelt vergebens um eine Stunde für Kreuzer, oder es gleiten die Dukaten dafür in feinster Weise auf seinen oder ihren Tisch. Die geistige und materielle Armuth, der nichts geblieben als ein bischen Sang oder Klang, der hohe Fachberuf, sie verwerthen sich mit Noth oder Glückesgunst.

Die Versuche das Glück zu ersingen, sind in dieser sangesschätzenden Zeit grassirend geworden, die Versuche das Glück zu erspielen, sind weniger kühn, jedoch nicht weniger massenhaft geworden.

Das Concertiren beginnt bei der Person, welche in der Nähe des Hausbrunnens eine ohrengefährliche Thätigkeit entwickelt und endet bei jener, vor welcher eine Deputation oder ein Abgesandter des Hofes erscheint, um sie zur Produktion zu bitten. — Wenn man ein Concert verlassen, in welchem dem Künstler jede Note mit Gold aufgewogen wurde, so kann man am nächsten Thore das entsetzlichste Bettelmusikgeheul hören. Und wenn der Künstler vielleicht eben vom Hofe kam, wo Fürstendank in jeder Weise lohnte, so kann der Glückliche seine Frazze, sein Widerspiel, bei den nächsten Schritten und fast wie Hohn vernehmen.

Die untersten Schichten des Volkes neigen zur Musik. Ihre Gelüste zu hören und zu lernen, befriedigen im engen Kreise die Menge der Musiker, welche aus dem Militärverbande entlassen sind und daselbst den weniger lebensgefährlichen und langweiligen Dienst des Musicirens gehabt haben. Die österreichischen Militärmusiken erziehen eine Menge praktischer Musiker, welche häufig dem Berufe treu bleiben, oder sie kehren zu Nadel, Hobel, Hammer, Kleister und Webstuhl zurück, und wenden ihre frühere Posaunen-Blase-Kunstfertigkeit auf die Violine an, ergreifen etwa die Flöte statt der Trompete und verwechseln den Schmelz beider. Abends, wenn der Werkstätte Arbeit zu Ende, verwandeln sich viele produktive Kräfte in musicirende, und vom vorstädtischen Wirthshause, welches eine Violine und eine Guitarre oder ein jämmerliches Quartett an einem Tische, oder eben so bedeutende „Volkssänger" auf einigen Brettern, sich laut machen läßt, bis zu den prächtigsten Orchestern der Walzerfürsten, oder selbst der vornehmeren Theater, sämmtlich bergen sie solche doppelseitige und doppel thätige Talente in sich.

Die öffentliche Musik beginnt eben bei dem Einzelninstrumente im kümmerlichsten Winkelchen eines Vorortes und endet noch nicht bei dem tausendstimmigen Zusammenwirken Singender und Spielender im prachtvollen großen Musikvereinssaale — bald in der Weltausstellungsrotunde, welche bekanntlich die Kuppel der Peterskirche in Rom bedecken kann.

Die einzelne Singstimme, männlich oder weiblich, welche nicht zu den schauderhaften der Volkssängerinen oder zu den mit einem Vermögen jährlich Belohnten der Oper zählt, hat ihren Rückhalt im Chore. Dieser gehört einer der Kirchen oder einem der Theater an, und selbst letztere zählen allein bereits ein Heer von mehreren hundert Stimmen. Hierauf folgen die Vereine. Unter den mit gemischten Stimmen, sind die vorzüglichsten der mit dem Conservatorium der Musik zusammenhängende „Singverein" und die „Singakademie". Männergesangvereine sind so viele, daß mancher Bezirk mehrere derselben in sich schließt; alle erdenklichen Namen sind dafür ausgebeutet. An der Spitze derselben stehen, mit hunderten von Mitgliedern, der Senior aller hier singenden Vereine, der weltbekannte lorberreiche „Männergesangsverein", dann der aus Lehrern aller Schulen zusammengesetzte, gediegen gebildete „Schubertbund" und der frischkräftige „Akademische Gesangverein."

Zuweilen vereinigen sich alle diese Kräfte mit Leichtigkeit zu einem, anderswo nur schwierigst möglichen, Massenconcert, und mehrere tausend Stimmen von seltener Schulung und Empfindung werden mit bewältigender Kraft und eigenthümlich ergreifender Lieblichkeit hörbar. Das deutsche Lied feiert einen Triumph, den ihm kein anderes der Welt streitig machen kann, und die ewige Quelle der heimatlichen Verjüngung zieht daraus hervor.

Die Virtuosen des Einzelninstrumentes haben ihren untersten Repräsentanten in dem — Drehorgelmann! und gipfeln andererseits in Gestalt der Concertanten, welchen die Welt lauscht und begierig verlockende Rufe sendet. Die Vereinigungen der letzteren beginnen bei den Trio-Produktionen und Quartetten und enden in der kaiserlichen Hofkapelle und dem Hofopernorchester, die ihres Gleichen anerkanntermaßen nirgends in der Welt haben. Die Vereinigungen der Stümper beginnen in den untern Wirthshäusern und enden in den kleinen Orchestern der Sommergärten oder Tanzorchestern der äußersten Peripherie.

Orchestermusiken werden gehalten von den zahlreichen Kirchen, dann den vielen Theatern Wiens, und diese fixirten Musiker bilden schon an und für sich eine er-

staunliche Zahl. Dann kommen die „Saal-Orchester", welche die Tanzmusik wesentlich pflegen und bei denen der Name Strauß der bedeutendste und weltbekannteste wurde. Die Orchester enthalten von zwanzig und dreißig Mann angefangen bis achtzig und selbst hundert. Die nicht gewerbsmäßigen Musiker schaaren sich zu einem „Orchesterverein", der Schönes leistet. Die Musiker von Fach, unter dem Namen „Haydn" zur Erzielung von Witwen- und Waisen-Pensionen vereint, führen jährlich Oratorien und klassische Tongemälde mit hoher Vollendung und massenhafter Besetzung auf. Der „Musikerbund" vereint sich seit neuerer Zeit zu sogenannten „Monstre-Concerten", das „Conservatorium der Musik" gibt jährlich vier bis sechs seiner berühmten „Gesellschafts-Concerte", und das Hofopernorchester mit der Hofkapelle, sammt den bedeutendsten Musikern, vereinen sich wie zu jenen auch zu den „philharmonischen Concerten", welche in gleicher Weise bisher unübertroffen und weltberühmt dastehen.

Letztere haben sämmtlich den Bau und den Saal des Musikvereinsgebäudes oder „Conservatoriums" zu ihrer Produktionsstätte.

Ein prachtvoller Bau, eine würdige Stätte für die edle Kunst.

Die Geschichte des Conservatoriums und gleichzeitig der Gesellschaft der Musikfreunde, welche dessen Schöpfer ist, verdient hervorgehoben zu werden, weil sie Zeugniß für das werkthätige Schaffen schlichter Kräfte und bedeutender Erfolge eines tüchtigen Wollens gibt.

Als die Musikstadt bereits eine Reihe der größten Musiker theils aus sich gezeugt, theils in sich vereint hatte, besaß sie noch immer keine eigene Stätte für Produktionen, keinen fördernden Verein, nicht einmal eine Unterrichtsanstalt für Musik. Das Jahr 1812 mit seinen gewaltigen geschichtlichen Ereignissen, mußte aus seinem Schmerzensschoße auch dieses edle Kind gebären. Die Schlachtfelder der Donau- und March-Ebene (Marchfeld) lagen verwüstet, und ein erbarmenheischendes Elend breitete sich über die Wohnstätten der zahlreichen Dörfer. Es sollte geholfen und ein Concert wie noch keines gehört, von Menschenfreunden und Musikern den Massen geboten werden, damit ergiebige Hilfe erfolge. Es entstand die Idee, Händel's „Thimotheus oder die Gewalt der Musik" durch siebenhundert Mitwirkende aufführen zu lassen; die Höhe einer solchen Zahl und Massenproduction war bis dahin noch nicht erreicht worden. Der Erfolg war ein außerordentlicher, und die Männer, welche sich zu dem schönen und mühevollen Werke

vereint hatten, fühlten die Kraft des vereinten Wirkens und die Pflicht, es nicht bei dieser einen That bewenden zu lassen. Sie entwarfen die Statuten für eine „Gesellschaft der Musikfreunde", einerseits zu dem Zwecke bedeutende Werke vorzuführen, andererseits die musikalischen Talente akademisch zu schulen.

Bei dem langsamen Gange damaliger Dinge zog sich die Genehmigung bis 1814 dahin. Da hatte Kaiser Franz I. die Monarchen des Wiener Congresses bei sich zu Gaste. Die Musikstadt sollte nnd wollte Großes, Würdiges vorführen. Die bewährten Musikfreunde waren in alter Berührung geblieben und sie vereinten sich wieder, um Händels „Samson" zu produziren.

Der Erfolg vor den Monarchen, welche nie und nimmer eine Gelegenheit Solches zu hören hatten, war ein außerordentlicher! Nun genehmigte Kaiser Franz die Statuten, und von dem Tage ab gedieh die Gesellschaft in jener Weise, welche eine Pflanze entwickelt, die auf dem richtigen Boden, mit gesunder Wurzel steht und rechten Sonnenschein, wie günstiges Wetter hat.

Bis zum Jahre 1823 hatte die Gesellschaft allmälig Lehrkräfte für alle Fächer der Instrumental-, Gesangs- und Compositionskunst erworben. Doch diese Universität der Musik war blos eine geistig existirende, ein gemeinsames Haus hatte sie nicht, die Lehrkräfte arbeiteten müheselig in zerstreuten Miethlokalen.

Endlich 1831 waren die Musikfreunde gestärkt und glücklich genug, ein Haus „Unter den Tuchlauben" ankaufen zu können. Sie baueten einen eigenen Concertsaal und die nöthigen Nebenlokale. Das war ein Ereigniß, und mit Stolz wies man auf den Raum, welcher beiläufig zweihundert Sitzplätze im Parterre, nahezu hundert auf der Gallerie und noch etwa eine der Gesammtsumme gleichkommende Zahl von Stehplätzen bot! Doch nach einem Jahrzehnt war dieser Raum nicht mehr genügend bei den Einzelproduktionen der Virtuosen, noch weniger genügte das Haus der wachsenden Schülerzahl, der Bibliothek, Administration u. s. w.

Ein immer gefühlteres Bedürfniß begehrte ein größeres Haus, doch immer bedenklicher wuchsen die Kosten eines solchen heran.

Da gab die Stadterweiterung mit einem Male den Hoffnungen und der Thatkraft einen neuen Schwung. Se. Majestät, welcher der Anstalt durch eine Reihe von Jahren einen jährlichen Zuschuß von 3000 fl. zu Theil werden ließ, sollte gebeten werden um einen Baugrund. Diese Bitte wurde gewährt. Die Stelle

ist eine ganz vorzügliche. Sie gränzt an den Ring und läßt das Haus sogar nach diesem hervorsehen, zunächst dem Schwarzenbergplatze. Der ganze Platz hat eine erlesene Eigenthümlichkeit für sich. In der Mitte im Grünen steht das Künstlerhaus, nach rückwärts, ihm vorwärts, ist es von den Geländen der Wien abgeschlossen und die Seiten bilden eben einerseits das „Conservatorium, anderseits die „Handelsakademie"; nach vorwärts zur Ringseite, doch diesem abgewendet steht eine Reihe prächtiger Privatgebäude.

Die Gesellschaft hatte das Gefühl, daß sie nun nur Großes und bedeutungsvoll Schönes schaffen, aber auch außerordentliche Mittel haben müsse. Sie wandte sich an den Staat um directe Zuschüsse, oder Gewährung einer Staatslotterie. Einmal wurde ihr das halbe Erträgniß einer solchen zugewiesen und die Summe betrug über hunderttausend Gulden. Ein zweitesmal hatte sie dieselbe Gunst und dasselbe Glück. Noch immer zu wenig! Endlich wirkte man durch Spenden großmüthig in den höheren und besitzenden Kreisen zusammen, und die glückliche Idee, die Sitzplätze als bleibendes und erbliches Eigenthum zu verkaufen, erwies sich als so zugkräftig, daß über eine halbe Million Gulden allmälig einfloß und der unterbrochene Bau rasch wieder gefördert, auch zu Ende geführt werden konnte.

Der Plan war kühn dem flüchtigen Momente vorausgeeilt, Haus wie Saal in einer Größe und Schönheit entworfen, welche in der That lebhafteste Sympathien erwecken mußten. Teophil Hansen der Architekt, verwirklichte seinen schönsten Traum eines griechischen Prachtbaues, namentlich das Innere betreffend.

Das Haus bildet ein großes Längenquadrat im griechischen Renaissancestile. Das Mittelstück der Länge überhöhet die beiden Theile zur Seite um ein Stockwerk und tritt auch an der Fronte hervor. Hier vorne ist mit drei kräftigen Bogen die Eingangshalle gebildet, darüber erheben sich drei zierlichere säulengetragene Bogen einer Loggia, unter denen je eine allegorische Statue auf erhöhetem Sockel steht, und in dritter Reihe oben folgen sechs kleinere Bogen, von Fenstern geschlossen, über welchen endlich das Giebelfeld mit reicher plastischer Gruppe sich breitet und zum schließenden Gipfel emporstreckt.

Der Mittelbau enthält den großen Saal. Ihn beleuchten die Loggia und die sechs Fenster darüber, nach der Schmalseite, und nach der Länge spendet ihm eben ihr reichliches Licht die ganze Reihe der beiderseits frei ragenden Bogenfenster. Ebenfalls nach der Länge, zur Seite des großen Saales, in dem linken niedrigeren

Theil liegt der kleine Concertsaal, und in dem rechten Theile befinden sich die Lehrzimmer, Bureaus, Archive u. s. w.

Schon der Eintritt in die mit säulengetragenen Kuppeln verzierte Vorhalle zu ebener Erde überrascht. Sie ist mit Gold und Weiß, mit plastischen Festons und buntfarbigen Arabesken auf Goldgrund reichlich verziert. Zwei offene Haupttreppen, welche auf halber Höhe wenden und frei dem Auge sich bieten, sieht man rechts und links mit stolzprächtiger Verzierung emporführen. Sie münden gleichzeitig zur Seite der Loggia in Vorhallen, welche an Seitenthüren des Saales gelangen lassen.

Tritt man in die vorderste, der Produktionstribune zufolge rückwärtigste, so gelangt man auf einen erhöheten Perron und sieht von diesem hinab in das tiefer liegende Parkett, welches sich bis zur erhöheten Tribüne am andern Ende erstreckt. Vier dunkle antikgrüne Säulen gränzen den Perron ab, welcher durch eine Gallerie darüber niederer ist, und machen den Ausblick in die volle Höhe, Weite und Tiefe des Saales, der von Licht überströmt ist und zu dem man über einige Stufen hinabgelangt, vollends wirksam und belebend!

Bei Tage entströmt das Licht aus den ringsum laufenden Bogenfenstern auf der Höhe, zunächst der Decke, achtzehn an jeder Seite, nächtlich quillt es aus sechs „Sonnenbrennern" in derselben und von einer reichlichen Gasflammenmenge ringsum, die sich theils am Gesimse aneinanderreihet, theils aus freistehenden Kandelabern und Seitenarmleuchtern erhebt.

Anfangs ist fürwahr das Auge von der Größe der Dimensionen, dem vielen Golde, den bunten Prachtmalereien, den weißen Plastiken fast geblendet. Man hat einen bewältigenden Totaleindruck und muß die Einzelnheiten erst allmälig ins Auge zu fassen suchen.

Der Saal mißt siebenundzwanzig Klafter (51 m.) in der Länge, er ist zehn Klafter (19 m.) breit, neun Klafter (17 m.) hoch. Seine räumliche Ausdehnung überbietet den berühmten kaiserlichen Redoutensaal, welcher früher für Musikfeste gestattet wurde, um 7 Klafter (13 m.) in der Länge und ist im Verhältniß breiter. Er hat an den Seiten erhöhete offene Logen, diese sind in der Fronte durch sechsunddreißig vergoldete, weibliche Säulenträger getrennt, welche von der Hüfte ab sich frei erheben, die Arme ruhig verschränkt über der Brust halten und so mit aufrechtem Haupte und ruhiger Miene die Gallerie tragen. Diese

zieht sich um den ganzen Saal. Nach rückwärts, in der Schmalfronte, erstreckt sie sich bis zur Loggia und hat noch hinter sich eine zweite höhere Gallerie mit amphitheatralischen Sitzen; vorne, über der Tribüne, steht auf ihr die Orgel, ein Pracht- und Meisterwerk der neuesten Zeit, auch dieses bisher in keinem Concertsaale vorhandene Instrument den Virtuosen und zur Verstärkung der Gesammtstimmen bietend.

Hinter und über der Gallerie rings, zeigt sich die reichverzierte Wand; jede der vielen Thüren mit Flachgiebeln und darauf ruhenden weißen Figuren geschmückt, und eine Reihe erhöheter Büsten der berühmtesten Tondichter, deren jede ein vergoldetes Medaillonfeld als Hindergrund hat. Auf den antikgrünen und goldverzierten Galleriebrüstungen stehen frei und ragen empor die goldenen Kandelaber, welche je mehrere Schalen und daraus entspringende Flammen tragen.

Die Decke des Saales fesselt das Auge im hohen Grade. Sie ist blendend reich mit Gold, Festons, Stabverzierungen, Arabesken auf braunem, blauem und grünem Grunde verziert, so wie mit überlebensgroßen Figuren der Musen, welche in himmelblauen Feldern schweben.

Der Saal faßt zweitausend Sitzplätze, vielleicht tausend Stehplätze, und fünf- bis siebenhundert Personen haben auf der Produktions-Tribüne für gewöhnlich Raum. An den Seiten, in der Mitte der Gallerie, sind die kaiserlichen Hoflogen. Im Winter wird der Saal durch Luftheizung erwärmt, und im Kranze rings der Sonnenbrenner an der Decke sind die Luftabzüge geborgen. Viele Rücksichten und die finanziellen zuerst, haben geboten, die Räume dem Publikum auch zu anderen Vergnügungen als lediglich musikalischen zugänglich zu machen. Der Saal ist in kürzester Zeit nach einem Concerte in einen Ballsaal verwandelt. Große Oeffnungen werden durch Wegnahme dazu eingerichteter Parketten blosgelegt, und unter dem Fußboden dehnt sich ein Halbstockwerk, in welches man die Sitzreihen eiligst hinabgleiten läßt. Nach raschem Schließen des Parkettes steht dem Wogen der Mengen und dem Tanze kein Hinderniß entgegen.

Längs den Seitenwänden ziehen sich außen Corridore; auf der einen Seite gelangt man mittelst des Corridors in benützbare Zimmer, auf der andern zu den Eingängen in den kleinen Musiksaal. Auch er hat eine Gallerie, an den Schmalseiten Säulen und Giebel, sogar Oberlicht durch ein Glasdeckenfeld. Die Vorzimmer der Kaiserloge in der ersten Gallerie liegen zwischen beiden Sälen und führen

beliebig nach dem einen oder andern. Der kleine Saal, Weiß mit Gold und reichlichen Verzierungen, ist ein wahres Kleinod an Schönheit und wirkt außerordentlich mild, nachdem man die bunte Pracht des großen Saales gesehen. Er faßt immerhin an achthundert bis tausend Personen.

Die Akustik beider Säle ist eine vorzügliche. Selbst der große Saal läßt nicht den leisesten Ton wirkungslos verhallen, und wenn die gedrängte Menge den Künstlern lauscht, so vernimmt sie die zarteste Nuancirung, das leiseste Anschwellen und Verschwinden des Tones, sowie auch über sie die Macht der gewaltigen Massen, die verstärkt sind durch die Orgel, erschütternd, gewaltig einherbrauset!

Bei den großen Ballfesten sind alle Lokale vereint und mit den wol tausend Flammen erleuchtet. Der große Saal allein zählt deren fünfhundert, ohne die Sonnenbrenner. Es ist ein feenhafter Anblick, die geputzten Mengen, die schönsten Frauengestalten Wiens hier wogen, fröhlich sich bewegen, auf Stunden glücklich zu sehen! Man strömt durch alle Räume, die theils zu Buffets, Speise- und Conversationssälen &c. benützt sind, die Tanzmusik hat jede andere verdrängt.

Zu dem Zwecke des Unterrichtes gibt in anderen Stunden der Bau seine Räume auch an fünfundzwanzig Professoren hin und für mehrere hundert Schüler. So weit ist die Kraft des Conservatoriums der Gesellschaft der Musikfreunde gediehen und es bewährt sich hier bedeutungsvoll der Sinn, der Wortlaut des Titels jenes Musikwerkes, mit dem die gesammte Grundlage begonnen wurde, nämlich „die Macht der Töne!"

Es ist denkwürdig, daß nachdem der Bau vollendet, der Saal eröffnet war, zu Ende des Jahres 1869, bereits wenige Tage nachher, ein Feuer darin ausbrach. In der Nacht vom 19. zum 20. Januar 1870 hatte ein Schrank in der Garderobe Feuer gefangen, dies ergriff alles Holzwerk rings und ein erstickender Qualm drang aus der Vorhalle, in die Höhe zum großen und dem kleineren Parallelsal. Feuer wurde signalisirt und die Gefahr war groß. Doch sie wurde bewältigt und es erlagen dem Verderben außer den Garderoben nur die Ausschmückungen der Vorhalle und zum Theile der Decke des großen Saales.

Sie mußten theils ganz neu hergestellt, theils restaurirt werden, was auch einen Betrag von 30,000 Gulden kostete. Wien darf stolz sein, die Anstalt und den Bau zumeist aus sich, mit Kräften seiner Bürger und seines Adels gegründet, ge-

schaffen und zu solcher hohen Entwickelung geführt zu haben. Das Conservatorium ist heute noch eine selbstständige, nur vom Staate geförderte, nicht erhaltene Anstalt, und seinen Ruhm verkünden die zahlreichen Jünger und Jüngerinen, welche in aller Welt das beflügelte Wort der Musik predigen.

Die Musikstadt hat sich von jeher durch private Förderung dieser Kunst ausgezeichnet, welche gleichzeitig dem gefühlsschwärmerischen, zeitweise gemüthsseligen „unaussprechlichen" Hange der Stadt und des Volkes zusagt. Der Adel hielt in früheren Jahren eigene Kapellen und bis zur Mitte des Jahrhunderts Quartette. Es gab bei Hofe einen Musikgrafen. Bei reichen Privaten waren musikalische Produktionen, ehe die neuzeitigen Vereine dafür sorgten. Noch heute wird bei Gelehrten ganz anderer Fächer, im Hause bei Kaufleuten, denen man den Sinn kaum zutrauen würde, eifrig gediegene Musik gepflegt, und die Männer der ernstesten Aemter, der schwierigsten Forschung und der trockensten Ziffern wirken selbst als erstaunlich gute Musiker.

So dringt die Musik in alle Schichten; nach unten bis zu dem ärmsten Mädchen, welches ein Instrument in der Schule benützen muß, um zu einem zu gelangen und sich vielleicht den Beruf zum Dienen durch musikalische Kenntniß zu erleichtern; nach oben bis zu den Pflegern der Künste aus Langeweile und aus einer Fülle der veredeltesten Empfindungen.

Den Wiener weckt vielleicht bereits Morgens die durch die Straßen jubelnde Militärmusik, oder eine jener Drehorgeln, welche Viele mit Wonne, eben so Viele mit Entsetzen erfüllen. Die Leierkasten wechseln vom kleinen Flötenwerke, bis zu einem gewaltig schmetternden Trompetengebläse, mit Trommelschlägen mechanisch begleitet, das eine lange Straße mit Lärm füllt. Sie werden in kleiner Form getragen, oder auf eigens construirten Wagen gefahren, besitzen zuweilen sogar eine Gallerie zum Emporgelangen und müssen mit gewaltiger Kurbel gedreht werden. Die Eigenthümer postiren sich nach Belieben in oder vor die Häuser und beleben und tödten!

Diese „Werkel", wie der Einheimische die Leierkasten nennt, sind ein specielles Fabrikat Wiens und es versorgt einen großen Theil der Welt damit. Wien ist überhaupt ein Erzeugungsplatz für musikalische Instrumente und versorgt wesentlich den ganzen Orient damit. Seine Claviere, namentlich von Bösendörfer und Ehrbar, die um jede Palme ringen, gehen durch die ganze Welt. So auch

werden hier die Musikalien in fast unglaublichen Mengen erzeugt und versendet, obschon es Wien nicht verstanden hat, so wenig wie durch billigen Buchhandel auch im volksthümlich ausbreitenden Musikalienhandel seine Stellung in erster Linie zu behaupten! —

Eine eigenthümliche, hier vollendete Produktion ist die der Ziehharmoniken, sie findet ihresgleichen nicht. Sie sind auch Lieblingsinstrumente der untersten Volksschichten geworden und haben Zither, Guitarren, einfache Harfen ꝛc. der früheren Zeit fast vollständig verdrängt, ersetzen auch dem Volke das Clavier, umsomehr durch ihre Tragbarkeit zuweilen das Orchester, und einzelne Virtuosen darauf dürfen sich hören lassen.

Der Tag, welcher mit Musik begonnen, geht mit solcher aller Art, mit lustigen und Trauermärschen dahin. Die Schüler und Lehrer, Jünger und Meister arbeiten, die Zeitverschwender klimpern und stümpern.

Es gibt kein Instrument, das nicht durch einen oder mehrere vollendete Meister repräsentirt wäre, das nicht seine begeisterten Verehrer zählen und auch von Unberufenen jämmerlich maltraitirt würde.

Zur Mittagszeit finden in den Tagen, wenn die Wiener noch beisammen sind, die eleganten Concerte statt, und Musiker, die hier nicht heimisch sind, holen sich förmlich von Wien erst ihre Beglaubigung, denn in der Musikstadt müssen sie sich bewähren und erst dann ist für die Welt ihre Mission unbezweifelt. Arme Musiker und Lehrer, männliche wie weibliche, pressen zu Concerten.

Nachmittags arbeitet, was Vormittags nicht mit Märschen, Musikübungen oder Lernen zu Ende gekommen. Der einbrechende Abend weckt die Musikgeister der Theater, abermals der Concerte, der Saal- und Vereins-Vergnügungen. Selbst die Anzahl der geselligen Vereine, welche Sang und Klang edlerer Sorte zu ihren Pflegebefohlenen und Günstlingen erkiesen, ist keine geringe; nur einzelne Ausnahmen „Künstler-Abende“ und „Naßwalder“ verbinden damit einem humanitären Zweck.

Es erhebt sich Abends die Schaar der Instrumentalisten und Singenden, welche zu einzelnen kümmerlichen Gruppen geschaart, auf ein sehr kleines und sehr wenig forderndes Publikum rechnen; es brechen die Opern, Singspiel, Arien, Lieder, Possen-Couplets, Jodler, Schnurren und Schnaken singenden Stimmen

los; es kämpft das nach Tausenden zählende Heer der Orchester-Männer (mitunter auch Weiber) welches die Tanzmusik durch Dick und Dünn zum Siegen bringt.

Walzer! bezauberndes Wort in den Ohren der Wiener, der Oesterreicher, das bei ihnen seinen Ursprung hat! Tanzmusik wird in der ganzen Welt nicht besser produzirt als hier. Die Pariser Quadrille findet hier die ganze Verve, dazu kommt aber noch, daß die Orchester, besser wie die Pariser, der verschiedenen österreichischen Nationalitäten tanzlockende Klänge, welche ebenfalls die Runde durch die Welt machen, vorzutragen verstehen. Was nun noch den Walzer betrifft, ist's damit eine eigene Sache. Das rechte Feuer bei seinem Vortrage, die Markirung und Rundung, man möchte sagen den musikalischen Dialekt, welchen der Walzer spricht, findet man nur hier und ohne Gleichen. Das Wiener- und Oesterreicherthum findet sich in seinem Elemente dabei. Das Tonstück ist eine Neugestaltung, Fortsetzung, Verfeinerung und Codicirung der Nationalweisen.

Die tanzlustige Wienerin, welche es hört, hält ungern auf einem Sitze aus, sie wird bezaubert davon und tanzt sobald es geschehen kann, jedoch ebenfalls in unvergleichlicher Weise.

Schwere Ladungen, stets neu componirter Walzer gehen, neben anderen Notenmassen und Tanznoten, als musikalische Waare auf den Eisenschienen und Wasserwegen in alle Welt. Die bezügliche Industrie nährt eine beträchtliche Menge. Selbst der überseeische Hinterwälder oder Kaffer und Neger, zu welchem weder Gluck noch Händel, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert u. s. w., gedrungen, vernimmt mit Staunen und Behagen aus irgend einem Instrumente eine Walzermelodie, welche in Wien geboren. Bis spätest in die Nacht dringen aus allen erdenklichen Räumlichkeiten hier lieblich und entsetzlich die Klänge.

Im Winter bergen die geschlossenen Doppelscheiben die Wonnen und Gefahren, jedoch sie verstärken den Schall nach dem Innern der Wohnungen, nach Wand- Boden- und Deckenschichten; sobald der holde Lenz naht, gibt er den Tönen aller Gattungen freies Hervorbrechen, wie den Veilchen und Rosen, Dornen und Disteln. Diese Töne allein gehört, würden ein großstädtisches betäubendes Brausen, Rauschen, Tosen und Lärmen zum Himmel geben!

Musik muß jedoch in Wien sein, von der ärmlichsten und kümmerlichsten für den Gemeingebrauch, bis zur kostbarsten der Auserlesenen. Die schlimme hier, ist die schlimmste noch nicht und sie wäre es weniger anderswo. Die Anlage der

Naturen ist förderned, und die Musik scheint bis zu einer gewissen Grenze schon mehr ein Bedürfniß als ein Luxus.

Das große Tonwerk der jüngsten Zeit, hat seine Geburtsstätte nimmer in Wien, es scheint mehr dem Sinnen als dem Empfinden oder als beiden zugleich zu entspringen.

Entweder Wien wird tiefsinnender und schwerbedenkender werden, oder die Musik kehrt mehr zu seiner sinnig-empfindsamen Weise zurück, und dann empfängt Wien nicht nur und zeigt nicht nur seine bedeutende Kraft im Vorführen, Nachgehen und Lauschen, sondern abermals mehr in dem ureigenen Schaffen und behauptet auch in dieser Beziehung seinen, Generationen hindurch erhaltenen, errungenen und bewahrten Ruf als die erste Musikstadt.

Der Eßterhazy-Keller.

Deutscher, spreche: Eßterhaasi-Keller. Fremde, die ihr so zahlreich und sehnsüchtig nach diesem Punkte begehret, merket wohl auf und vernehmet, daß derselbe inner dem allerersten, dem hochwürdigsten sämmtlicher Bezirke Wiens, der alten Stadt liegt. Wenn man vom Mittelpunkte, der Stefanskirche nemlich, möglichst geradeaus über den Graben geht und den Weg noch fortsetzt an Braumüller's wohlbeannter Buchhandlungs-Ecke, am Sparkassegebäude vorbei, über die querlaufende Zeile des Kohlmarktes unbehindert und unabwendbar vorstrebend in die gegenüberliegende schmale Gasse, so den altzünftigen Namen „Naglergasse" hat, dann ist man nahe daran den Nagel auf den Kopf zu treffen, muß aber noch immer weiter schreiten, bis man links an einem Gäßchen steht, das durch Gottes Fügung und alter Perrücken-Zopf-Herrlichkeit „Haarhof" heißt, sodann ist man mittels geschickter Einbiegung an der hochlobpreislichen gesuchten Stelle.

Das fürstliche Geschlecht derer Eßterhazy hat die alte Herrlichkeit nicht mehr, welche nur vergangene Zeit geben konnte. Nimmer hat der Fürst Residenz zu Eisenstadt in Ungarn mit eigenem Husarencorps, welches ihn zum Verwundern der Einheimischen wie der Wiener zuweilen stolz und hochstattlich geleitete; nimmer gehen kaiserliche Regierende zu Gaste auf Wochen dahin; nimmer ist ein fürstliches Hoftheater und eine ditto Kappelle vorhanden, welche auf den Flügeln der Kunst

und Namen wie des „fürstlichen Hofcapellmeisters Haydn" den Ruhm des Hauses durch die Welt tragen; nimmer ist die Gemäldegallerie hier im Palaste vorhanden, welche in allen Kunstgeschichten gerühmt ist, von allen Kunstfreunden gesucht war; nicht einmal der Palast selbst ist als solcher da; in seinen umgestalteten Räumen lernen die Gemeinde-Schulkinder für die hoffnungsreiche Zukunft, und in dem Garten, welcher nur den Spitzen der Gesellschaft, gekrönten Herren und Frauen zugänglich war, schöpfen Ammen und Säuglinge Luft, lassen Kindsmädchen ihre Pflegebefohlenen „Ringe-Ringe-Reihe" spielen und kein demokratisch-proletarisches Rendezvous ist ausgeschlossen; jedoch der altehrwürdige Glanz, der bewältigende Ruhmesschein, welcher um den Namen „Eßterhaasi" mit dem Zusatze „Keller" geschwebt, ist vorhanden, weil auch vor Allem nur dieser allein geblieben ist in alter Herrlichkeit des Schmutzes, der consequenten Schundigkeit, der unverbrüchlichen Finsterniß und des mit Andacht gepflegten Schimmels an den rohen Wänden, und weil der urgütige Herrgott noch immer einen gesegenten Wein wachsen läßt, den er auf geheimnißvolle Weise die wunderbaren Wege hieher geleitet.

Die Erhabenheit im schlechtesten und schlichtesten Kleide, die wahre Größe und doch Kläglichkeit im Aeußerlichen, der edle Kern in rauher Schale, der klare Geist in dunklem Irdischen, sie dürften kaum eine deutlicher und beredeter predigende Darstellung und Vertretung haben, als im und durch den Namen Eßterhazy- (Eß-ter-haa-si!) Keller in Wien.

Das enge Seitengäßchen in der engen Gasse, die zusammen von alten verkommenen Häusern gebildet werden, liegt nicht einmal gerade, sondern ein schlüpferiges Pflaster führt schräg abwärts. Wenn man dieses beiläufig fünfzehn Schritte lange und die Luft dazu überwunden hat, dann sieht man links eine Doppelthüre (bitte, ja nicht die erste, sondern sogleich die zweite!) von sehr mäßigem Umfange, die einst durch Anstrich, mittlerweile aber noch mehr vom Alter grau gemacht wurde und an dem linken Flügel derselben ist in halb von Regen und Wetter verwischten einst weiß gewesenen Buchstaben zu lesen: „Geöffnet von 11—1 und Nachmittags von (3—5) 5—7." Hier ist das Mekka und die Kaaba der Weintrinker. Est, est, est!

Befindet sich die Thüre geschlossen, so starrt sie dunkel dem Ankommenden entgegen, ist sie jedoch geöffnet, so übernimmt die Rolle des dunklen Starrens der Raum dahinter. Wenn man die Augen an die Finsterniß gewöhnt hat, sieht man ein brennendes Licht. Damit ich den Unschlittkerzen, deren je eine bis in

die letzte Culturepoche mit der Aufgabe des Leuchtens betraut war, kein wissentliches Unrecht zufüge, muß ich ihnen das Zeugniß ernstlichst und feierlichst geben, daß sie sich bei jedesmaliger genauer Forschung und Beleuchtung als wirklich und unzweifelhaft angezündet erwiesen. Und zur Ehre des Institutes muß gesagt werden, daß die Fortschritte des Jahrhunderts nicht ganz spurlos hier vorübergingen, denn die ehemals triefende Kerze in einem eisernen Leuchter, welcher den Verdacht erweckte, daß er bereits an Noahs Fässern gestanden, ist nun ersetzt durch .... Gas? ... nein! ... Petroleum? ... auch nicht! ... eine Rüböl-Lampe, welche erröthet bei jeder Zumuthung, daß sie nicht brenne und leuchte.

Sie macht sich um die Treppe unter ihr sehr verdient. Man würde, sobald man zur Thüre von der Straße eingetreten, nur meinen, ein undurchdringliches Etwas, ein philosophischer Lehrsatz zwischen Mauern, ein Rest der egyptischen Finsterniß sei vorhanden, sie aber zeigt uns, daß sie melancholische Betrachtungen über einem Abgrund anstellt, und wenn wir ihrem Blicke nach der Tiefe folgen, so bemerken wir zwei Schritte vorwärts eine platt auf dem Boden liegende Fallthüre, deren linke Hälfte geschlossen, deren rechte in den Angeln aufgerichtet ist und das Nichts oder ewige Chaos unten gähnen läßt.

Da ein Keller erfahrungsmäßig und nach alten Lehrsätzen in der Tiefe ist, versuchen wir einen Fuß vorzusetzen und wiegen und versuchen so lange ihn zu stellen, bis er richtig etwas tiefer als der ruhende zu einer Stütze gelangt, nun ziehen wir den zweiten Fuß in gleicher Weise ins Mitleid und setzen diese Uebung, aus der wir erkennen, daß es auf einer Treppe vor- und abwärts geht, so lange fort, bis wir mit der Nase ... doch nein, ehe wir an der Thüre anstoßen, können wir mit Augen oder Brillen, die durch Schärfe gesegnet sind, bemerken, daß etwas wie blindes Glas und rostiges Weißblech hart vor uns blinkt, und sie gehören zu einer Vorrichtung, welche eben die Thüre leibhaftig ist.

In Folge des Instinktes der Blinden und all Jener, welche zeitweilig nichts sehen, strecken sich die Hände fast von selbst vorwärts, tappen, greifen und krabbeln, und mittels dieser Anstrengung gelingt es glücklichen Unternehmern zu entdecken, daß eine Vorrichtung vorhanden ist, ähnlich einer alten Thürschnalle. Weniger Glückliche mögen schon müheselig nach dieser Erfindung aus sehr alten Zeiten gesucht haben und erst nach langer Weile sehr vergnügt gewesen sein, daß sich ihr Wahn, diese Thüre besitze gar keine Schnalle, doch noch schließlich als ein irriger erwies.

Oeffnet man nun diese Thüre, dann sieht man noch immer nichts, oder vielmehr das was man schon gesehen hat, nämlich Finsterniß mit einem Glühwürmchen, das aber nicht so unvorsichtig und bescheidener ist als das vorige, indem es sich ganz in eine Ecke zurückzieht und sich nicht sogleich dem ersten Blicke aussetzt.

Hier heißt es unbedingt und ohne allen Scherz stehen bleiben und harren bis sich das Auge an das Dunkel gewöhnt hat, denn sonst kann man plötzlich caramboliren und hat ein wildfremdes und wildes Gesicht mit blitzenden Augen vor sich, oder man glaubt sich vorwärts zu tasten und ergreift mit den ausgestreckten Händen eine fremde Nase. Ist dies Harren, nach ein bis zwei Minuten vorüber, dann ahnt oder entdeckt man die Grenzen der Wände und ringsum daran krabbelnde, sich rührende, theils sitzende Personen.

Ein Nebel erfüllt den Raum, man wird an die russischen Schwitzbäder gemahnt und an Diejenigen, welche an deren Wänden ringsherum die Wirkungen erwarten. Wenn man eben Kopf und Augen ringsum wendet, sieht man aus einem Hintergrunde, um eine Ecke links, noch ein geheimnißvolles Dämmern über bauchigen Kanten von Fässern, oder an Mauerlinien — und in dieser Richtung liegt der wichtigste Punkt des ganzen Kellers, denn dort sitzt, wie seit Generationen saß, der ewige Zahlmeister des Kellers, welcher nie fehlt, der unerbittliche Gnom dieser rubinenartig und goldig funkelnden Schätze, der da kein Glas berühren und von der Stelle auf seinem kleinen Tische rücken läßt, ehe dafür bezahlt ist.

Immer mehr schreiten der Luxus und die Civilisation in diesen Räumen vorwärts, denn wenn früher ein Sitzbrett an den Wänden nur wie eine geduldete Unart, auf Ziegelbrocken oder leeren Fässern angebracht war, so befinden sich jetzt schon mehrere mechanisch befestigte Sitzbretter da, welche nicht umschnappen können, und oberhalb der Sitzbretter in Kopfhöhe schmale Stehbrettchen, auf welche sogar ein Glas in so weit sicher mit seinem Schwerpunkte zur Ruhe gebracht werden kann, daß es den Wein weder auf die Sitzenden herabgießt, noch durch Herabfallen und Lochindenkopfschlagen seine Anwesenheit bemerkbar macht, oder sanft in Erinnerung bringt. —

Und obschon die alten, kahlen, moderigen triefenden Wände geblieben sind wie vormals, so ist der Fortschritt doch an sie herangekommen und ein an ihnen befestigter Zettel sagt es in das cultivirte Jahrhundert hinaus: „Vor Taschendieben wird gewarnt!“

Selbst hier Taschendiebe! Der Cherub mit dem Schwerte im Paradiese! Sie müssen — es kann nicht anders sein — sie müssen Thränen geweint haben, der Kellerschreiber, der Kellermeister, der Kellerwurm und der Kellergeist und die Würstelfrau, als diese Neuerung in die vormals so von der Cultur unbeleckten Wände eindrang; aber es mußte geschehen!

Die Würstelfrau, ja, sie ist untheilbares, untrennbares Gut des Kellers, sie ist obligat, unveräußerlich, unwandelbar. Sie war von jeher alt, schon bei der Geburt und wird es in Ewigkeit bleiben. Wer im Eßterhazy-Keller eine Würstelfrau ohne Alter entdeckt, der kann sich in ein Faß stürzen und mit dem Bewußtsein von der Welt scheiden, daß er das Unglaublichste und Merkwürdigste gesehen! Jedoch er wird es unterlassen, denn die Würstelfrau findet er immer, so wie das Mädchen aus der Fremde im Frühling im Thal bei den guten Hirten. Mögen die Napoleoniden, die Orleans oder Bourbonen auf dem Thron Frankreichs sitzen, möge da, wie in Spanien, Republik oder Monarchie, in der Welt Krieg oder Friede sein, die Würstelfrau bleibt und ergibt sich nicht, sie krabbelt im Dunkeln herum mit einer merkwürdigen Behendigkeit, sie ist so sicher in allen ihren Wendungen, Schritten und Bewegungen, wie die Pferde in den Salzbergwerken zu Wieliczka, welche stets in der Tiefe bleiben und auf die nur das Tageslicht scheint, wenn sie die Augen für immer geschlossen haben.

Sie ist seit neuester Zeit vorerst den profansten Blicken entzogen, welchen sie vorher rastlos ausgesetzt war, sie hat eine Nische erhalten, eine Art kleinen schwarzen Tempels, der da mit seiner Wölbung aussieht, wie ein in die Höhe gestrecktes Diogenes-Faß und hier hauset lebet, webet, oder vielmehr durstet und wurstet sie. Mag der Gast Braten verlangen, die Würstelfrau reicht Würstel — verlange er Kuchen, es bleibt ihr Kuchen und er erhält Würstel — diese sind das Alpha und Omega, der Anfang, die Mitte und das Ende des gesammten Speisezettels, komme er Morgens, Mittags oder Abends, das bleibt sich gleich, Winter, Frühling, Sommer oder Herbst, immer ist Würstelreife, Würstelsaison, nur gewürzt mit altem oder älterem „Kren", und in dieses kurze, rauhe, näselige Wort hüllt sich der bröckelig geriebene, rauhe, die Nase durchbeizende „Meerrettig" sehr charakteristisch und bezeichnend.

Nur für Eingeweihete und besonders Protegirte, oder durch eine überaus gefällige Physiognomie sich auszeichnende Persönlichkeiten, zieht die Templerin eine

Sardelle im Allerheiligsten hervor. Alles Andere wird neben dem Weine vergeblich gesucht und selbst Gott Bachus würde schnöde mit seinem Begehren abgewiesen. Der Fremde, welcher sich unter dem Eßterhazy-Keller etwa ein Etablissement vorstellt, wie die Hamburger oder Berliner Keller, wie etwa den berümten „Auerbach's-Keller“ oder „Aeckerleins-Keller“ in Leipzig, der ist auf dem Holzwege oder in ein furchtbares Kellerloch gerathen.

Der Eßterhazy-Keller will nichts sein, als ein Weinbehältniß, im Grunde nur zum Vergnügen des Besitzers, welcher daraus mehr als lediglich den Trunk schöpft; denn da weder der erste Stammhalter des fürstlichen Hauses, noch seine sämmtlichen Nachfolger bis auf den heutigen Tag vermochten, die gesammten vorhandenen stattlichen Fässer auszutrinken, so ließen und lassen sie die andere sterbliche Menschheit theilnehmen, gegen die Sitte, daß bezahlt wird — und so ist die Unterhaltung des Besitzers, welche mannigfaltige Formen hat, nicht gestört, vielmehr sehr gefördert.

Eingeladen, daß er hierher komme, ist Niemand; im Gegentheile, man merkt es dem Einlasse und den Räumlichkeiten förmlich ab, daß der fürstliche Hausherr die Plebejer ihre Plebejerhaftigkeit fühlen läßt und ihnen, die er nicht zu Gaste geladen zu haben scheinen mag, förmlich sagt, wenn ihr euch nicht hinausgeworfen fühlt, könnt ihr da bleiben. Es ist ein Keller, pure ein Rattennest und Faßverschimmelungsgelaß, in welches man die Erlaubniß hat sich einzudrängen. Wer da in die Tiefe gekrabbelt, mag sehen wie er wieder hinauskomme, denn sogar die Zeit ist strenge bemessen, und wenn der Kellerschreiber hinter dem großen Buche, in das er jedes Glas sorgfältig einzeichnet und das auf dem kleinen Tische liegt, welcher Kredenz und Comptoir zugleich ist, seine schwerfällige Uhr herausnimmt und bemerkt, daß Sperrstunde genaht, so nützt kein Bitten, kein gutes Wort, kein gewinnsüchtige, schmunzelende Freundlichkeit, kein Angebot des größten Durstbedürfnisses — es wird mit den Schlüsseln gerasselt, und basta!

Daß man etwa das nicht entleerte Glas im Dunkeln heimlich mitnehme und den köstlichen Inhalt sich wahre, das kümmert und bedrängt ihn nicht. Wer an das Tischlein getreten — und jeder Pilger zu dieser Kaaba muß das — hat bei seinem Begehren nach einem Weine und bei dem Bezahlen desselben das Glas mitbezahlt; erst wenn das geschehen, kann er sothanes Glas vom Tischchen nehmen, heben und sich selbst dazu von dannen, denn Glaskontrolle ist ebensowenig wie andere Bedienung, wer so fort geht, ist lieber gesehen, als wer gastlich da bleibt

und drängelirt, nur wer das Glas zurückstellt, erhält seinen Einsatz wieder. — Die Erfindung ist einfach und praktisch. Dieses System in allen Hotels fortgesetzt und eine Schaar von faulenzenden Bedienten wird entbehrlich, der Gast vertreibt sich die Zeit mit einem Spaziergange in die Küche, da er ohnehin trotz des „Bitte gleich!" nutzlos Frist verschwenden muß, und er macht interessante Studien und Bekanntschaften, oder er promenirt in den Keller und kann auch sein bezahltes Bett mitnehmen!

Hinter dem Tische ist die Welt geschlossen, dort bewegt sich nur der eingeweihete Kellergeist, oder Kellermann, er erscheint aus dem mystischen Dunkel zeitweise, nur den Kopf beleuchtet, und setzt die weiß und roth gefüllten Gläser neben das Buch auf die Tischplatte, oder er horcht ein bis zwei Sekunden lange auf die zugerufenen begehrlichen Worte Ankommender, oder deren Stellvertretung in der Person des Schreibers, und verschwindet so rasch und ungesehen wie er herangekommen — um abermals zum Vorschein zu gelangen.

Vor Freude über den erhaltenen kostbaren Saft in die Höhe springen darf der Eingelassene nicht, oder nur unter der Bedingung, daß er Willens ist, sich die Hörner abzustoßen, das Cranium dazu. Die Wölbung ist knapp bemessen. Auch vor üppigem Hinlehnen ist man in jedem Falle bewahrt, nur der uralten Gewohnheit des menschlichen Sitzens ist kein unüberwindliches Hinderniß mehr geboten, wie einstmals, und der wohlgeborene Mensch kann im fürstlichen Gelasse auch sitzen, wenn ihm mit einem Brette gedient ist und mit der Gestattung sich zoll- und gebührenfrei den feinsten Rock an der schimmeligen, schmutzig triefenden Wand zu ruiniren — selbst wenn er nicht schuldenfrei ist.

Trotz alledem und alledem ist der Eßterhazy-Keller täglich oder stündlich wenn er offen ist, sehr gut besucht; und je schlechteren, gewässerteren und theurer berechneten Wein die Wirthe den Gästen reichen, desto mehr sucht man Zuflucht, Rettung, Erbarmen und Erholung bei den Tropfen des tiefen, armseligen und weinseligen Räumen des Eßterhazy-Kellers.

Da Wenige russische Bäder gesehen und genossen, die meisten aber Ritterromane verkostet und verarbeitet haben, so wirkt der erste Eindruck beim anfänglichen Eintreten, als ob man in das Gelage einer alten Ritterburg, zu den Knappen und Reisigen im tiefen Geschosse gerathen wäre. Die durch die Dämmerung und neblige Luft in ihren Umrissen vergrößerten, verbildeten Gestalten

flößen ein Gefühl, gemengt von Grauen und Ehrfurcht zugleich ein. Dort lacht breit ein Gesicht, da macht eines sehr melancholische nachdenkliche Mienen, alle Falten werden grotesker, alle Augen stechender, glotziger, befremdender. Da scheint eine Gestalt im Winkel zu kauern, dort lugt eine über eine Ecke oder über eine Faßlinie hervor, immer mehr früher nicht gesehene Figuren entdeckt man, die Luft scheint sich zu füllen, schemenhaft, mit menschenähnlichen Gebilden — bis das gewohntere Auge allmälig in dem unterirdischen Verließe immer deutlichere und unzweifelhaft lebendige Menschengebilde der jüngsten Gegenwart und Zeitgenossenschaft erkennt.

Da sieht man den ehrsamen Spießbürger, welcher, aus des Tages Last und Hitze sich rettend, hier unten Erfrischung holt. Man sieht den hageren Bureaumenschen, welcher schmatzt und schlürft. Man sieht den Arbeiter, welcher heruntergeeilt, um die kraftbedürftigen Glieder rasch zu stärken. Man sieht das behaglich weinselige Gesicht, welches sich der stets erneuerten Libationen pfiffig freuet. Man sieht die Kennermiene, welche stramm und fürbaß den Tropfen schätzt und ihn wacker gelten läßt. Man entdeckt auch Weiber und feinere Frauen, namentlich ältere, welche sich hier ihr Gläschen, oder selbst Fläschchen holen, wenn letzte nicht viel mehr zur Sorte der anständig großen Flaschen herangewachsen.

Die Diener der nahen Aemter, namentlich des Kriegsministeriums, kommen oft mit umfangreichen Körben und diese bergen eine erstaunliche Anzahl von Gläsern und Flaschen in den schlichtesten oder abenteuerlichsten Formen. Die verlangten Qualitäten flößen selbst dem Kellerschreiber solchen Respekt ein, daß er sich zuweilen herabläßt eine Prise aus seiner Schnupftabaksdose zu bieten. Daß liebäugelnde Beziehungen zwischen ibm und den consequentest kommenden alten Damen stattgefunden hätten, läßt sich bei der scrupulösesten Forschung nicht entdecken. Das will viel sagen. Denn man muß sehen, wie sie lächeln. Man muß sehen, welche raffinirte Formen von Handbeuteln, Strickkörben, ja selbst Gebetbüchern sie haben, in deren Inneres der Wein geborgen wird. Auch die Männerwelt bleibt in anerkennenswerthen und zeitgemäßen Erfindungen nicht zurück. Eine Flasche aus Blech in Form eines anständigen Buches, eine künstlerische Rolle, in welcher eine Flasche steckt, ein Aktenbündel, welches in seinem Buch-Schoße ditto birgt, das Alles ward schon häufig und langjährig in Beobachtung gezogen, und die kurzsichtige Welt sah nur außerordentlich fleißige Berufsmenschen mit deren

Werkzeugen; selbst eine Botanisirbüchse hat einem Professor lange Zeit frischerhaltende Dienste geleistet.

Der sehr gut geborgene Eingang des Kellers in einer Passage, welche erstens nur Heimischen bekannt ist und nur von geschäftigst Eilenden beschritten wird, hat ihn zu einem wahren Zufluchts- und Erholungsort gemacht. Schwelgen und Schlemmen ist hier nicht bekannt, es wird auf deren Vermeidung sorgsam gesehen und haben wir die urewige Würstelfrau im Verdacht auch hierin zur geheimen Kellerpolizei seit Methusalem zu gehören. Der „Dampf", oder all' dessen mehrhundertfältige Formationen fangen erst draußen an. Im Keller ist nur Liebe, Freude, Schmunzeln und Behagen. Die Menge fühlt in ihrem Gros etwas von der fürstlichen Noblesse und obligirenden Gastfreundlichkeit. Erst wenn man die holzbelegte Treppe wieder emporgekrabbelt und „Morgenluft gewittert" hat — dann kann ein Wackeln beginnen, ein Mangel festzustellender Begriffe und sicherer Haltepunkte in diesen schwankenden Weltverhältnissen und Wirren des Lebens.

Der Wein ist gut, immer echt, billig, diese drei Eigenschafts-Worte gestalten mit ihren Anfangsbuchstaben das passende imperative „gieb!" Da ist eine Urquelle des Rebensaftes. Wer hier „Wermuth", das ist nicht etwa Bitterkeit, sondern im Gegentheile eine mit Trockenbeeren und Kräutern gesüßten und gewürzten Rebensaft trinken mag, erhält eine Ahnung von Nektar und Ambrosia der Götter. Es ist allerdings auch eine Art Tempel-, Priester- und geheimnißvoller Dienst, dem man sich hier trinkend hingibt. Es wird nicht viel gesprochen in der Regel, sondern sinnig und sinnlich in und durch die Gläser geguckt, gediegen, mit in sich gekehrter Andächtigkeit, getrunken.

Manches gesenkte Haupt und verdüsterte Gemüth hat hier Erhebung und Trost geschöpft; manche Sorge wurde gebrochen; mancher sieche Leib erhielt von hier Kräftigung und Erquickung; manche Einsamkeit wurde hold versüßt durch den Wermuth und die Lethe von hier; manche heiße, salzige Tropfen, welche über die Backen rannen, wurden gestillt durch die kühlen Tropfen und den milden Balsam von hier; in manches finstere Herz drang Helle mittels des flüssigen roth und goldenen Lichtes von hier; Genesung und Kräftigung mag oft geboten worden sein; — der Herrgott lasse sein Licht und der Fürst seine Rüböl-Lampen leuchten hier für und für, zum Heile der Menschheit und seiner Finanzen.

Die Fremden, welche nach Wien kommen, wollen zwei Dinge sicherlich gesehen haben, erstens die kaiserliche Schatzkammer und zweitens den fürstlichen

Keller. Die erste bietet blendende Strahlen, unschätzbare und unveräußerliche Steine. Der letztere bietet Finsterniß, schätzbare und veräußerliche Weine. In der ersteren wurden die Dinge aus dem Schoße der Erde in das Licht gebracht; in dem letzteren wurden die Dinge aus dem Lichte in den Schoß der Erde gethan. In der ersteren sind Gold und Rubin von erprobter Härte; im letzteren von erprobter Flüssigkeit. In der ersteren wurde Schliff, Politur und Fassung gegeben; in dem letzteren bleibt Alles naturell. In der ersteren können sich die Eingelassenen nicht satt sehen; in dem letzteren können sich sogar satt trinken! In der ersteren erhalten sie sicherlich gar nichts; in dem letzteren pflegen sie nur zuweilen nicht genug zu bekommen. Und so geschieht es, daß die Meisten mit Ehrfurcht der Schatzkammer aber mit Liebe des Kellers gedenken. Und die Liebe ist stärker als Alles, daher besiegt diese Liebe auch Zeit, Vergessenheit und Entfernung, die Besucher von einstmals kehren wieder zurück, und wenn sie sich nie verlangen wieder die Schatzkammer zu sehen, dem Eßterhazy-Keller statten sie mit Herzens- und Tastgefühl sicherlich einen Besuch ab und träumen von Ewigkeiten!

Im Sommer, wenn die Fremden zahlreich und namentlich mit eigenen Vergnügungszügen heranströmen, wird ihnen die Brust und auch der Keller zu enge. Sie versuchen es, sich die Treppe hinabzuwälzen, noch schwieriger aber empor, und der kleine Platz linker Hand, so der eigentliche „Haarhof“ ist, erfährt eine gewaltige Umwälzung. Still und lautlos dagelegen, so daß man früher jeden Schritt in ihm hallen hörte, wird er nun zum lauten Markte. Es wimmelt und schwätzt, lacht und schäkert, trinkt und singt auf ihm. Man entbehrt nichts als Sitze bei ihm.

Da ereignet sich ein menschlich Rühren in der Umgebung, auch die Nachbarn werden munter und guter Dinge, und aus den Häusern rings, aus dem Kaffeehause und den Privathäusern schleppen sie gemüthlich Sitze, auch Tischfragmente herbei, und man merkt deutlich den Stockfremdesten an, wie wohl es ihnen ist, daß sie sich in Wien niederlassen können! Ich fürchte, die Administration des Eßterhazy-Kellers wird fortan heimlich ein Brett oder einige im Vorrath haben müssen, um sie im Nothfalle über leere Fässer, Ziegelstücke, Pflastersteine und Holzgefäße oder Trümmer aller Art als Sitze legen zu können; und diese Regieauslagen möge nur ja nicht die Preise des Weines erhöhen!

Für Alterthumsforscher, welche nicht blos gerne alte Weine, sondern auch alte Historien kennen lernen, will ich darin befindliche Wahrheit künden, nämlich — daß dieser Grund einstmals auch außer der Stadt lag — daß an dem Graben, welcher damals wirklich war, was er jetzt blos heißt, sich die Stadtmauer vorüber und der jetzigen Naglergasse entlang zog — daß nebenan die „Bogner-Gasse", wo die Meister wohnten, welche Pfeilbogen schnitzten — daß vor ihr ein Stadtthor, das „Bayer-Thor" bis ins achtzehnte Jahrhundert stand — daß zu mittelalterlicher Zeit und bis zu Beginn unseres Jahrhunderts die Wiener Bürger zahlreich in ihren Weingärten neben ihren Häusern und in ihren mit Eigenbau gefüllten Weinkellern saßen — daß schließlich, laut allen Urkunden, damals noch keine Actien-Bier-Brauerei-Gesellschaften vorhanden waren — o gute alte Zeit!

Die geheimnißvolle Zusammengehörigkeit zwischen Naglergasse, Haarhof und Eßterhazy-Keller läßt sich als eine feinsinnige Nothwendigkeit der Schöpfung erkennen, denn die Nagler arbeiten auf den „Kopf" und „Spitz" hin, und im „Haarhofe" ist sicherlich der „Zopf" zu holen und zu haben.

Bitte, nur Acht zu geben, daß nicht schließlich ein Haar in dem Ganzen gefunden wird!

Die Wienerin.

Die Bezeichnung „Wienerin" läßt sich kaum aussprechen, ohne daß die Hörenden ein lächelndes Wesen vor sich sehen werden, das leichtfüßig über das Pflaster hüpft, oder tändelnd, hellen Auges in die Welt blickt und auf dessen schalkischen Lippen stets bereit ein Wort der Heiterkeit schwebt.

Und doch — die Wienerin ist mürrisch, ernst, streng und kurz gebunden, sie ist hart arbeitend, kärglich wirthschaftend, sorglich haushaltend und emsig im engsten Kreise sich begnügend.

Beide Anschauungen und Bilder von der Wienerin sind richtig, aber nur im Zusammenhange; denn wie würde auch die ungeheuere Arbeit gethan, welche die überwiegende Männerwelt der Riesenstadt bedarf; wie würden die mehr als hunderttausend Häuslichkeiten wohnlich, lieblich, traulich sein; wo würden die zukünftigen Wienerinen gepflegt; wenn nicht die gegenwärtigen ihnen eine ernstliche Sorgfalt angedeihen ließen?

Es darf sich in der That keine Stadt brüsten, daß ihre Töchter und Frauen fleißiger, sorglicher, häuslich gesinnter wären, als die Wienerinen.

Der Unterschied ist anderer Art.

In anderen Städten thut man Alles mit dem sorglichen Anscheine nach Außen, mit dem unverbrüchlichen Ernste und der sogenannten sittlichen Würde,

welche selbst dem Lächeln seine Zeit anweisen und ein solches außer derselben als schweres Vergehen gegen die Ehrbarkeit betrachten.

Die Wienerin arbeitet und lächelt; sie kann grollen und einen Scherz dabei hören oder sagen; sie kann hochehrbar sein und schäkern; sie kann die sittlichste Würde in sich tragen und aus dem hellen Blicke, selbst aus den munteren Lippen sagen, wie gerne sie das Begrüßen oder Verweilen hat; sie besitzt eine angeborene Ahnung, des Erdenleben sei ohnehin ernst und traurig und schlimm, man dürfe es daher nicht unnöthiger Weise noch düsterer und schlimmer machen; sie weiß sogar, daß die Dummheit sehr ehrwürdig thun kann, daß die Albernheit den besten Anstand erlernt, aber daß nur ein kluger Mensch wirklich heiter, witzig, anmuthig und leichtschäkernd sein kann; deßhalb geht sie darauf ein, wenn solche Art ihr geboten wird, darum tönt sie wie ein Instrument — es kömmt darauf an wer es belebt!

Die Wienerin weiß in der That, daß die Frauen dazu vorhanden, ihr Theil von des Lebens Mühen und Lasten zu tragen. Je weiter man nach Osten hinabschreitet, desto merklicher wird der Abstand von deutscher Frauenart. Die amerikanische Weise des gänzlichen Eintretens der Männer für die Frauen kennt man hier auch nicht.

Man sehe in alle Gewerbe des öffentlichen Lebens; die Wienerinen vertreten dieselben, arbeiten in denselben, erfüllen ernstliche Aufgaben. Aber auch das härteste Brod ist einst als Korn auf dem freien Felde gewachsen, hat Sonnenschein und Blühenszeit und sogar Sang und Blumen um sich gehabt; deshalb denkt auch bei den ernstesten, trockensten Dingen und Arbeiten die Wienerin daran, daß es Sang und Klang in der Welt gibt, das man derlei zu Zeiten erlangen kann; sie möchte also nicht leben ohne gelebt zu haben, sie möchte nicht sterben, ohne auch mit des Lebens schönen Seiten bekannt geworden zu sein.

Rings bieten sich und stets und stets die Gelegenheiten dazu. Diese verlocken sie nicht mit der Anziehungskraft, welche Fremde empfinden, die heute und nicht wieder genießen können; die Wienerin stürzt nicht mit Ueberspanntheit darauf, es bringt sie die Freude nicht außer Fassung, sie genießt wie das Fischlein im gewohnten Wasser schwimmt, wie der Vogel in der Luft sich wiegt und seiner Wege zieht.

Die Wienerin von Bildung ist Weltdame. Es setzt sie nichts in unschick-

liches Erstaunen, es bringt sie nichts außer Fassung, und selbst wenn der niegesehene Kaiser von China auf sie zutreten und sie ansprechen würde, wüßte sie ihm eine zur Gelegenheit passende Antwort zu geben, sogar wenn Jupiter sich etwa mit dem mythologischen öfter gebrauchten Donner ihr nahen würde, könnte sie höchstens sagen, ein solcher Spektakel war nicht nöthig, oder sie würde wenn dieser ihr gefiele, verbindlich knixen und dafür eine Artigkeit sagen.

An anderen Orten würde die Dame vielleicht die eingelernte Phrase sagen: „Entschuldigen Sie, Sie sind mir nicht vorgestellt", oder stottern: „Reden Sie mit meiner Mama," oder „Verzeihen Sie, mein Mann ist nicht anwesend."

Die Wienerin geht nicht zu einem Tanzmeister, um Haltung, Knixe und Anstand zu erlernen. Das Zeug dazu liegt entweder bereits durch die Darwinistische Zuchtwahl in ihr, oder sie sieht, sie hat es rings, sie lernt es auf jedem Wege, mit jedem Blicke in die Nachbarschaft, sie lernt es aus dem Leben und der Welt von Jugend an, sie kann nicht linkisch, derb, ungeschickt sein. Entstammend einem heiteren flinken Völkchen, lebend in einem raschen Getriebe, hat sie von der Geschwindigkeit, Behendigkeit und Eiligkeit angenommen, sie ist daher, wenn sie mag, und auch ohne daß sie darauf abzielt, gerade so graziös, um dem Auge wohlzuthun, ohne Eckigkeit, Zappeln und Hastigkeit — eine liebliche, anmuthige Wienerin.

Schön muß sie nicht immer sein. Im Gegentheile, die eingeborene Wienerin echter Race hat in der Regel jene Formen nicht, welche die Bildhauer, Maler und Theoretiker schön nennen — wenn sie theoretisiren. In der Praxis findet man aber die Wienerin schön, vielmehr hübsch, noch mehr „sauber."

Diese drei Worte müssen wohl beobachtet und getrennt von einander werden. In der wienerischen Sprache haben sie ihre besondere Bedeutung, wenn sich die ersten zwei auch anderswo oft vertreten und das dritte gar nicht bekannt ist.

„Sauber" heißt reinlich allerdings, aber dies nicht allein; denn die „Saubere" kann doch nicht sauber sein, das heißt schön und hübsch — nein, noch mehr, einzig und allein: sauber!

Schön nennt der Wiener ein Ding und eine Person, die ihm innerlich ganz fremd bleiben. Eine schöne Frau kann mit Ehrfucht von ihm betrachtet werden, ein schönes Mädchen seinen Beifall für äußere Formen erringen — hübsch wenn

er sie nennt, stehen sie schon seinem Herzen näher — wenn sie aber die Bezeichnung „sauber" erhalten, mit einem gewissen Nachdrucke dazu, dann sind sie, was das Herz verlangen kann!

Nur die „saubere" Wienerin gewinnt das Herz. Es geht selbstverständlich daraus hervor, daß sie reinlich und nett sein muß, und jeder liebe Zug, jeder sanfte Ausdruck, den sie hat, jeder erquickende Blick, macht sie „sauber" — ein „sauberes Mädl" ist schön und hübsch, ohne ästhetitsche Maßstäbe — herzerobernd, herzbesitzend!

Die Wienerinen, eingeborener Abstammung, erreichen im Allgemeinen nicht die Größe der nordischen und süd-westdeutschen Frauengestalten, auch das germanische Blond ist bei ihnen nicht vorwaltend, im Gegentheile das Braun und Schwarz des Südens. Doch haben sie Augen, gewisse Augen, ich möchte sie „austrisch" nennen, (von Austria und dialektisch: aus der Weise) sie sind nicht blau, sie sind nicht grau, sie sind, je nach dem wechselnde Lichte, der einen oder der andern Farbe näher und haben doch keine ganz. Bei dunklen Köpfen ist dieses Auge oft auffallend und macht einen eigenthümlichen Eindruck. Die Blondinen mit dem hellen doch frischen Blicke, welcher von dem unsäglich schmachtenden und unbestimmt himmelnden der allseits gewohnten Gattung absticht, erlangen die gewinnende Pickanterie einer Seltsamkeit. Es ist selbstverständlich, daß es auch viel sammtbraune und kohlschwarze Augen gibt, mit Verstand und Pfiffigkeit, mit Humor und Ungeziertheit gelenkt, völlig herzverzundernd!

Die Nase der Wienerin gehört nicht zu den griechischen, im Gegentheile, den klassischen Formen ist sie ferne und hat im Durchschnitte eher eine Geneigtheit zum Näschen als zum Nasus. Die Wiener typische Nase ist eine kürzere, etwas schnippige, ein wenig fein geschnitzt, merkwürdig ausdrucksfähig, deutliche Zeugin der Freudigkeit, guter Laune oder schlimmer.

Der Mund ist schon etwas klassischer, aber voller, üppiger und in den Mundwinkeln sitzt der Schalk, oder überhaupt Amor in mikroskopischer Kleinheit, aber mächtig wirksam.

Grübchen im Kinn und in den Wangen sind nationale Schönheiten, welche das Volkslied selbst vielfach und entzückt besingt. Sie kommen nicht selten zum Vorschein. Sie bringen vollständig das in der Miene zuwege, was am liebsten gesehen und empfunden wird: die Herzigkeit!

„Sauber und herzig!"

Die Wienerin ist „herzig". Das ist der sie bezeichnendste Ausdruck. Sie will nicht herrlich und herrisch, nicht fromm, nicht demüthig, aber auch nicht vorlaut und unbescheiden sein. Sie will eher das Herz auf der Lippe als letztere ganz verschlossen und ersteres wortkarg haben. So wie das Herz rasch drängt, pocht, manchmal zu sehr eilt und sich bald wieder zaghaft zurückzieht, so auch die Wienerin und deshalb ist sie, will sie sein: herzig!

Mögen Andere erhaben, würdevoll, weltunbewußt, weltklug, gelehrt scheinen wollen; die Wienerin kann es sein im Innern; sie strebt aber nicht darnach das Innerliche nach außen zu tragen, sie weiß, sie hat den größten Erfolg, den größten Vorzug, wenn sie ist trotz alledem und mit alledem — oder wenn es ihr gelingt zu sein — was alle Wiener lieben: herzig!

„Sauber und herzig" zusammen bezeichnen einen Höhepunkt, den möglichst erreichbaren und lassen nichts mehr zu wünschen übrig. Das Wort „gemüthlich" ist als Bezeichnung für ein Mädchen nicht ausgeschlossen, es sagt dem Wiener aber bei der häufigen anderseitigen Anwendung des Wortes doch hiebei zu wenig und deshalb erhöht er gelegentlich den Begriff zu dem Ausdruck: herzig!

Die Wienerin ist das Mädchen, welches vielleicht am wenigsten von allen der Convenienz zum Opfer fällt. Denn daß die Summen und die Stellung der Eltern lediglich die Paare zum Heirathen bringen, kommt nicht zu oft vor. Die Alten wissen, daß ihr Herz einst laut gesprochen, und so bringen sie es auch nicht über das Herz, das Herz der Tochter herzlos zu tödten!

Die Wienerin macht Bekanntschaften. Im Volksmunde „Bekenntschaften." Man sucht sich immer näher zu kennen, man vermittelt den Eltern die Bekanntschaften, oder umgekehrt, man wird familiär und erwägt, überlegt — „geht miteinander", oder „läßt sich gehen".

Die Wienerin hat ein „Verhältniß" oder kommt leicht in den Verdacht in einem solchen zu einem Manne zu stehen. Die Stadt ist groß, der Begriff ist weit, die Zeit ist lang und der Himmel ist hoch; wer will immer wissen wie weit ein Verhältniß geht, ob es sich von dem Walzer in einem Ballsaale oder bei einem Kränzchen noch weiter dreht und bewegt, ob es an dem Tische seine Grenze hat,

an dem man traulich und züchtig unter beobachtenden Augen sitzt, oder ob es ins unentdeckbare Ende und ins Dunkle sich verlierende Ausgänge verläuft? —

Die Wienerin der Volksschichten muß ein „Verhältniß" haben. Es schiene fast, als fände sie keinen Anwerth, als kümmere sich Niemand um sie, als vermöchte sie kein Herz zu rühren und selig zu stimmen, wenn sie nicht den „Ihrigen" hätte.

Die Sprache der höchst gebildeten Wienerin hat, wenn diese sich gehen läßt, fast immer die gleichen Ausdrücke mit der anständigen, weniger gebildeten gemeinsam.

Ja eine Wienerin, die immer gerne „gespreizt" hochdeutsch spricht, findet man gar nicht, und die es ohne Noth thut, beweist, daß sie keine echte Wienerin ist. Die Wienerin ist eben so gerne wie ungenirt, auch bequem im Sprechen, und bequem, gemüthlich, frei herzig kann sie nur ganz sein im österreichischen.

Deshalb hört man plötzlich, ehe man sich's versehen, wenn man nur ein bischen warm geworden, in bester Gesellschaft plötzlich wienerisch sprechen, und die vertrauten Klänge tönen ins Ohr. Der besten Wienerin kann es geschehen, daß sie plötzlich aus der ihr ungemüthlichen Würde fällt und sagt: „Ah gehn's!"

Dieses Wort, „ei gehen Sie," ist keineswegs so gemeint, im Gegentheile, es bedeutet eine gegensätzliche Verstärkung all des hiemit Geläugneten und nicht Herausgesagten.

„Sie Schlimmer!" ist ein häufiges Wort, welches einem Manne zu Theil wird. Es scheint eine abträgliche Bezeichnung, ist aber im Gegentheile eine Schmeichelei, man liebt die zu Braven, Schelmereilosen, Unschalkhaften nicht, und das Beste ist, wenn ein Mann „schlimm" oder ein „Schlimmer" sein kann. Selbstverständlich haben schlimm und schlecht einen weiten Abstand.

Der Wienerin und ihrer lebhaften Phantasie wird Alles gleich zur Geschichte. Ein Wort, eine Andeutung, eine Weigerung wird ihr inhaltreich, urplötzlich zu einer ganzen „Geschichte", denn sie sagt: „Machen S' keine Geschichten", oder „is' das a G'schicht'!"

Sie weiß vom Ernst des Lebens, auch ihr Herz fühlt den Schmerz, wenn sie derlei auch äußerlich nicht merken läßt. Deshalb frägt sie bald, wo eine Rede,

eine Handlung, eine Entdeckung ihr nicht gefällt . . . „Sonst haben S' keine Schmerzen?"

Diese Rede mit Munterkeit oder der absteigenden Skala der Abweisung und Entrüstung vorgebracht, kann im ersten Falle beseligen, in dem letzteren bis zur Selbsttödtung, mindestens Verzweiflung vernichten!

Von der Phantasie der Wienerin zeigt abermals der Ausdruck, den sie für Unangenehmes hat. „Fad" ist weltumsegelnd, cosmopolitisch, universell geworden. Die Wienerin gebraucht es nicht. Sie sagt „ö d." Wo Baum und Strauch und Grün und Blüte, Duft und Sang gewichen, ist's öd'. In der Wüste ist's öd'. Ein unlieber Mensch ist öd. Er ist ihr eine Wüste. Wenn sie in einer reichhaltigen Gesellschaft, in einem vollen Ballsale war, kann sie nach Hause kommen und sagen, „es war öd!" Wo ihr Gemüth nicht theilnehmen kann, ist's öd. Das Musikstück ist öd, die Oper, die Tragödie ist öd, das Buch ist öd, der höchste Offizier, umrungen von seiner Mannschaft, kann öd sein.

Die Wienerin weiß, daß Worte Schall sind und verfliegen, sie scherzt und kann deshalb scherzen; wenn der weniger wienerische Mitscherzende hinter Schall mehr sucht als diesen, belehrt ihn ein Blick, ein Verneigen, ein einziges humoristisches Wort zum Schlusse, über Alles und er kann künftigesmal neuerdings von vorne beginnen — wenn möglich. „G'schichten!"

Ueber einen Ausdruck habe ich lange nachgedacht und er wird den Philologen Etimologen, Zoologen und Psichologen zugleich, noch immer sehr unklar sein. Es ist der Ausdruck der Wienerin, wenn sie etwas ihrem Herzen überaus Zusagendes bezeichnen will. Sei es ein Mann, ein Kind, ein weibliches Wesen, ein Thier, kurz ein herzgewinnendes Lebendiges, so sagt sie, mit ganz eigenem, nachdrucksvollen Klang: „Der liebe Schneck!"

Eine Schnecke — im wienerischen ist sie immer männlich, der Schneck — kann doch unmöglich dem Auge, dem Sinne irgend welcher Art so lieblich und herzgewinnend sein! Höchstens kann ein habsüchtiges Mädchen bei Schnecken an Hausbesitz denken. — In der Regel ist aber derlei nicht der Fall. Woher also der Ausdruck? — Er muß, wie mir abgrundtiefe Studien endlich aufthaten und erschlossen, von „Schnak", „Schnakerei", „schnakisch", „Schnikschnak", „schnäkisch" herkommen, von dem Begriffe, der mit Schelmerei fast gemeinsam, mit Schalkhaftigkeit engstbefreundet ist, und da diese der Natur der Wienerin am meisten zu-

sagend sind, so drängt Alles, was ihr ein mildes Lächeln, ein gemüthliches Behagen und solches Regen im Herzen erweckt, zu dem Ausdrucke, der im Hochdeutschen zu breit, im bequemeren Dialekte aber milder und weicher klingt, zum „Schneck" — „Du lieber Schneck!"

Auch die schalkhaften Löckchen, jene technisch „Capricen" benannten Schnörkelchen, überhaupt die sich muthwillig, regellos, wie schalkhaft und schnakisch aufwerfenden Haarkräusel, heißen bei der Wienerin „Schneckerl"; — dies kann unmöglich anderweise als von schnakisch abstammen — selbst die gerundete gekräuselte Schnecke kann die bezügliche Verwandtschaft nicht verläugnen — und so habe ich die Welt um eine hochwichtige Sprachfortschung bereichert, für die eine Wienerin mich vielleicht einen „lieben Schneck" nennen mag.

„Halt ja!" wird sie vielleicht dazu setzen. Und mit diesem Worte sind wir bei einem weltbekannten Charakteristikon angelangt. Sehr häufig liest und hört man von Fremden das Wort in „halter" umgestaltet und dies ist grundfalsch, nicht nur so, sondern weit mehr noch unwillkürlich komisch und burlesk, denn ein „Halter" ist der Hüter auf der Vieh-Halde — und während Jemand vielleicht meint, mit dialektischem Entgegenkommen ein galantes Compliment zu machen, begeht er eine Heiterkeit erweckende Grobheit!

Woher das bekannte österreichische Zwischenwörtchen, der eingeworfene Laut kommt, der bald als Ruhepunkt der Rede, bald als Verstärkung, bald als Zier, bald als Abschwächung dient — dies ist „halt" selbst bei den Gelehrten noch nicht bestimmt und festgestellt; man erlasse mir daher, in Berücksichtigung daß ich hier eine weitläufige Abhandlung schreiben müßte, jede weitere Auseinandersetzung.

Die eigentliche Anwendung des Wortes versteht nur ein Einheimischer, jeder Andere wird es vielfach am unrechten Orte anbringen und sein Ungeschick unwillkürlich damit bekunden; und der Wienerin ist das Wörtchen in der Rede, gleichsam was den Damen einstmals ein Schönpflästerchen war, ein Schellchen und Klingelchen an der Sprache, ein Löckchen oder „Schneckerl" im Haare. Sie sagt das „halt", welches nahezu wie „hold" klingt, so zierlich und doch wie unbewußt, so kurz und doch so weich, so hüpfend und doch so milde, daß darin eine unnachahmliche Eigenthümlichkeit, ein Reiz, eine Anziehungskraft, eine Art seltsamer Anmuthigkeit und Lieblichkeit liegt!

Ob die Wienerin gerne tanzt?

Halt ja! Schon ihr Gehen ist nicht selten eine Art Rhytmus, eine Musik des Wandelns. Und was sie gerne, ja am liebsten bei Musik tanzt? Hold den Walzer!

Walzer, welches Zauberwort in den Ohren einer Wienerin! Andere können es hören gleich irgend ein anderes Wort; der Wienerin klingt es mit einer Fülle von Wohllaut und Melodie in das Ohr. Andere können unbewetg bleiben; ihr hüpft sicherlich das Herz dabei auf. Anderen bedeutet es einen Tanz; der Wienerin eine Welt, eine Hoffnung, eine Zukunft, eine Seligkeit!

Den Walzer kennt, versteht, hört, sieht, tanzt man eigentlich auch nur in Wien. Eben nur hier in dem Stammlande an der Donau, nur bei den Wienern vermochte der Walzer zu entstehen, denn sein Ahne ist der „Landler", seine Sippen sind das „G'stanzl", der „Jodler" und „Juchezer", das „Vierzeilige" und das „G'sätzl". Das ist eine große Nomenclatur, eine heimische, und abermals bedürfte diese einer weiten, gelehrten Auseinandersetzung, auf welche wir gegenseitig hier gerne verzichten wollen.

Der Wiener Walzer und einer von anderswo unterscheiden sich auch wie der echte unzweideutigste „Johannisberger" von dem sogenannten „Kunstwein". Wer etwa die „Rose" des Bremer „Rathskellers" trinken will, darf nicht zu einem „Grüneberger" gehen und wer Austern essen mag, darf diese keineswegs aus einem Krebsenteiche zu fischen suchen.

So achtungswerth auch manche Produktionen sind und sein mögen; der Walzer wie er auf der Hochschule der Tanzmusik, welche ganz Wien ist, gelehrt und gespielt wird, hat seinesgleichen nirgends, nicht im Takt, in der Verve, im Accent — jener unnennbaren Blume, welche weder dem unechten Rheinweine noch dem Pseudo-Haysan-Thee gegeben werden kann.

Walzer zu tanzen wird viel versucht, aber nur der Wiener tanzt ihn!

Die Wienerin leistet noch mehr — sie lebt ihn!

Nichtwiener drehen sich im Walzer. Nichtwienerinen entledigen sich anständig und oft mit Grazie der Aufgabe den Walzer zu tanzen. Die Nichtwiener allzusammen achten, schätzen und lieben sogar zuweilen den Walzer.

Die Wienerin betet ihn an — sie träumt von ihm — er ist ihr Entzücken — sie sehnt sich nach ihm — sie zerschmilzt vor Wonne, sie vergeht vor Unge-

duld — sie beweint einen vergebens verrauschten Walzer — sie könnte vor Entzücken sterben im Walzer, wenn sie es nicht vorzöge fortzuleben, um morgen oder nächstens von Neuem mit Entzücken zu walzen.

Andere müssen zum Walzer geführt werden, die Wienerin schwebt zum Walzer.

Andere muß der Mann beim Walzer lenken, leiten, drehen; die Wienerin stellt ihrem Tänzer nur die Aufgabe, sie nicht zu verlieren und bei dem Fluge den Boden zu behalten, nota bene nur mit den Fußspitzen und nicht etwa mit dem ganzen Leibe, am allerwenigsten der Rückenlänge nach.

Andere Damen knixen nach dem Tanze vor dem guten Tänzer, sie lächeln, sie danken, sie sind vergnügt; — die Wienerin sagt ihm durch einen Blick: Sie haben mich für drei Ewigkeiten selig gemacht!

Andere Damen erinnern sich freudig des Walzens, sie fühlen es behaglich nach, das Gedenken ist angenehm; die ältere Wienerin wird dabei wieder jung, die junge neugeboren, sie schwelgen in Flugphantasien, sie fliegen im Geiste durch Raum und Zeit unaufhaltsam dahin!

Einen guten Wiener Tänzer erwartet aber auch Herr Appollo zur rechten Zeit bei der Himmelsthür und sagt ihm: Guter Mann, haben Sie hier keine Angst, wir kennen uns von Strauß und Lanner her, freut mich die Bekanntschaft zu erneuern, walzen Sie halt ins ewige Leben!

Wie die Wienerin tanzen lernt, ist ein Geheimniß. Die Tanzlehrer lügen, wenn sie behaupten, den Walzer „beizubringen“, namentlich einer begabten Wienerin. Wer lehrt dem Küchlein, welches in der Brutmaschine zur Welt gebracht, piepen, gluckſen, und wer der Nachtigall flötend singen, deren Ei in ein Bachstelzenneſt gelegt wurde? Wer dem Entelein schwimmen, das von einer Henne erzogen? — Die Tanzmeister unterrichten zumeist bei Tänzern, aber die Wienerin walzt schon nach der Geburt in den Wickeln und einige Jahre später auf den Dielen, den Wiesen u. s. w. Niemand weiß woher das kommt; es ist wie der Wandertrieb der Vögel, der Schwalbenflug nach Afrika, der Zug der gefiederten Sänger nach dem Süden und Oriente.

Eine Wienerin weiß überall aus der Welt die beste zu machen, die Welt will es aber nicht überall aus ihr. Deshalb ist es am besten, die Wienerin bleibt in Wien, sie wünscht sich's auch, sie zieht sehr ungern und deshalb wenig aus

Wien hinweg, sie wird nirgends so verstanden wie hier, selbst ihre Seele leidet ein wenig am Dialect und wenn dieselbe noch so hoch geschult ist.

Wie die Wienerin treu dem Heimatlichen ist, so ist sie auch treuherzig, und lasse sich Niemand Anderes einreden. Als Geliebte und erst recht als Gattin hat sie eine eine außerordentliche, nicht hoch genug zu schätzende Tugend. Sie versteht einen Spaß! Weinen können alle Wesen, mindestens leicht den Schmerz mittheilen. Aber lachen und lächeln können keineswegs alle, noch weniger einen Spaß vorbringen und den vorgebrachten spaßhaft verstehen. Nur wer Humor hat, begreift den Humor Anderer. Und deshalb verlangt sie nicht vom Geliebten oder Gatten, daß er stets schwärme, seufze, himmele, demüthig, streng und ausschließlich für seinen Beruf sei, letzteres wie eine Apothekerbüchse. Deshalb sieht sie ihn gerne lachen, heiter sein, sich loslösen von vielem Zwange, vergnügen und gönnt ihm seinen Spaß. Das österreichische und erst recht wienerische Sprichwort sagt: „Der Mensch muß a Freud haben!“ und wenn in der Ehe zwei Hälften ein Ganzes bilden, so ist der Wienerin sicherlich die getheilte Freude ganze Freud und der getheilte Schmerz halber Schmerz!

Die Wienerin hat einen offenen Blick, den sie nicht ohne taktvolle Nothwendigkeit niederschlägt. Sie ist nicht böse darüber, wenn man ihr in das Gesicht sieht, wie so Viele anderswo. Sie thut darin nicht falsch oder prüde und gestattet es bei gemüthlicher Bescheidenheit. Man denke darüber mit mir, wie ich es in „Mein Herz in Liedern“ ausspreche:

In ein schönes Frauenantlitz sehen
Und das Reine zart bemerken,
Heißet eine Andacht still begehen,
Gott empfinden in den Werken!

Laß dein Auge nur auf Schönheit blicken;
Wenn sich zücht'ger Dank dir zeiget,
Mög dein Herz der fromme Trost erquicken,
Daß ein Engel sich dir neiget!

Die „Weanerin“ ist Alles, was die Wienerin ist, aber in dem Maaße wie das aus der Gußform gekommene Bildwerk sich zu dem späteren ciselirten verhält.

Die „Weanerin“ kann heiter sein bis an die Grenze der Möglichkeit, sie ist „resch und fesch“, pflegt die nationalen Weisen und Tänze und Getränke, sie versteht Spaß, aber keineswegs in ernsten Sachen. Sie setzt einen Stolz darein, zum „Weaner“, den ich vorangehend geschildert, vollends zu passen, ihm ebenbürtig zu

sein und ist in den Theorien der Emancipation vielfach vorausgeeilt. — Geschäftliche Befähigung hat sie in außerordentlicher Weise ebenso wie sprachliche; Wortreichthum ersetzt oft Geldreichthum, Wortwechsel alle anderen Wechsel, und das Ferme die Firma. Die Wäscherinen und Standlerinen (Höckerinen) sind berühmt, erstere „sauber", letztere alt, alle aber im schlimmsten Falle gemüthlich, Löwinen mit Taubenherzen!

So wenig wie bei den Vestalinen immer der Göttin getreue waren, so wenig auf irgend eine Stadt die Inschrift, etwa aus Gußstahl, passen würde „Herberge für unwandelbare Tugend," so wenig auch bei Wien!

Aber die Wienerin liebt und schmollt mit Herzigkeit, das heißt auch mit Grazie; sie ist ein liebliches Kind, eine gemüthvolle Tochter, eine treue Gattin, eine liebevolle Mutter, eine sorgliche Großmutter, ein herzig's alt's „Mutterl", selbst als solches noch ein „lieber Schneck."

Sie hat für Leid ein Mitgefühl, für Kummer ein Trostwort, für Weh eine hilfbereite Hand, für Noth und Tod Muth und Lächeln.

Sie kann herzlich weinen, aber noch herzlicher lachen. Sie weint manchmal, um sich so eigentlich fürs Lachen vorzubereiten und den Gegensatz so recht als Humor zu fühlen.

Eine recht herzige Wienerin lächelt darüber, daß sie sich kränken sollte, wenn ihre ersten Fältchen in den Augenwinkeln beginnen; sie lächelt ihre ersten grauen Haare an und später ihre schneeweißen; sie lächelt dann, daß sie im Lehnstuhle sitzen und nimmer tanzen, am wenigsten walzen kann; sie lächelt noch auf dem bedenklichen Krankenbette, vielleicht ihrer letzten Lagerstätte, dem kommenden Arzte entgegen; sie lächelt damit sie den betrübt sie Umstehenden ihr Scheiden erleichtere; sie lächelt über die Welt, die sie verlassen soll und die doch gar so schön war; sie verscheidet mit einem Lächeln, und auf den kalten Lippen schwebt es wie ein seliges Lächeln!

Auch an der Himmelsthüre lächelt ihr Herr Petrus zu, greift nach dem Schlüsselbund an seinem Gurt — sie nennen sich gegenseitig „Schneck", „schlimm" und versichern sich, „da ist's halt gar nit öd'!"

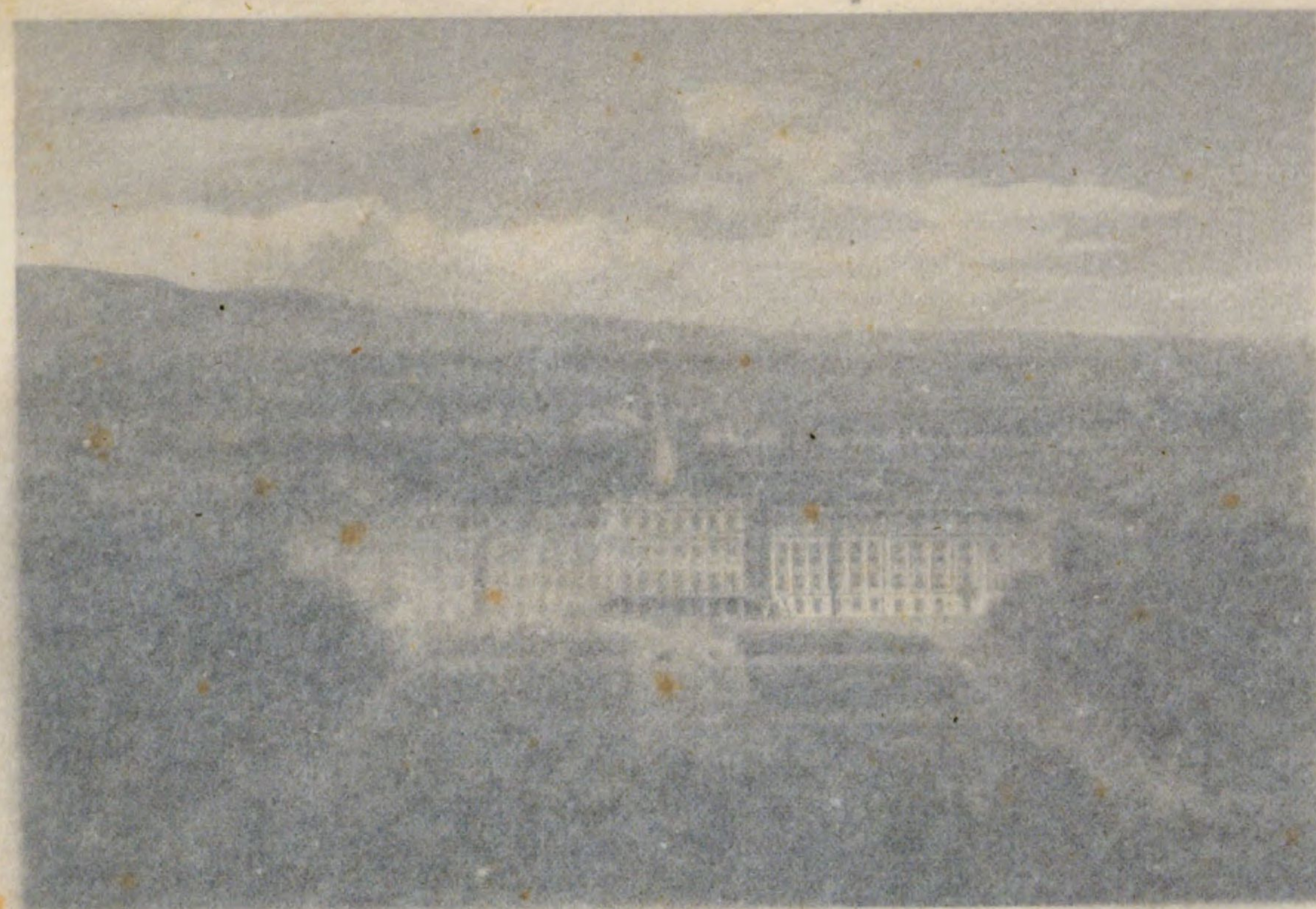
Nach Hietzing und Schönbrunn.

So lange die Fortbewegungs- und Reisemittel der Wiener, in Gemeinsamkeit mit der gesammten Menschenwelt, am Boden haften werden und man einer Straße entlang wird ziehen müssen, keineswegs in der Luft über alle Köpfe und Thürme fliegen können, eben so lange wird der Wiener keinen Ausflug in die nächste Umgebung lieber machen, als nach Schönbrunn.

Denn zu allen Vororten muß man entweder durch krumme, oder durch weniger besuchte und weniger schöne Straßen ziehen; nach Schönbrunn, das ein kaiserliches Lustschloß an der Ortschaft Hietzing ist, zieht man fast schnurgeraden Weges durch die wohlhabendsten Bezirke, durch die gewerbreichsten Vorstädte, welche das erzeugende Wien am meisten in der Welt populär gemacht haben, also durch echt wienerische Stadttheile, die dem Wiener liebste und im allgemeinen imponirendste Hauptstraße.

Eigentlich ist es kaum mehr ein „Ausflug" nach Hietzing oder Schönbrunn zu nennen, denn es ist als ob man nur bis an das Hausthor des großen Hauses treten würde, das Wien genannt ist und dabei noch immer daheim wäre.

Die Hauptstraße endet mit ihren Vorzügen noch keineswegs an den Linien Wiens; im Gegentheile, eine neue, kaum merkbar getrennte Abtheilung beginnt, die sich noch mehr ausweitet, die breite Straße ist beiderseits mit neuen, vielfach



SCHÖNBRUNN



L. Rohbock del^t. C. Rorich sculp^t.

DAS KAISERLICHE LUSTSCHLOSS SCHÖNBRUNN

BEI WIEN.

schönen Bauten besetzt, durchschneidet eine Menge ehemaliger einzelner Vororte, welche nun gemeinsam und stolz „Rudolfsheim" genannt und so gut produktiv, so wienerisch sind, wie irgend ein Theil der Hauptstadt, und der Straßenzug geht so ununterbrochen fort, bis hart vor Schönbrunn und Hietzing. — Man könnte also ohne Unwahrheit sagen, man ist noch in Wien, bildlich zu sprechen: an einer Wipfelblüte des langgestreckten Strauches, an einer großen Blume der Ranke Wien!

Schon wenn der Wiener nach Hietzing und Schönbrunn fährt, hat er seine Freude an seinem Wien, fühlt er sich recht in seinem eigentlichen Elemente. Von der Stadt aus geht der Weg zuerst aufwärts, dann eben fort, bis zu einer sanften Einsenkung, dahinter aus grünem Walde die erste Anhöhe sichtbar wird und darauf ein Gebäude . . . man ist vor Natur und schöner Kunst, ist bei Schönbrunn, das früher fast zwei Stunden Fußweges entfernt, vor Wien lag!

Hietzing und Schönbrunn, jedes allein und beide zusammen, klingen wie Musik in der Sprache des Wieners. Er liebt sie. Sie sind ihm ganz eigen!

Es zeigt sich hier wieder, daß, wenn die Vorsehung einem beträchtlichen Theile der Menschheit eine Freude bereiten will, sie einem Großen an Geist oder Macht einen guten Gedanken verleiht. Dieser eine gute Gedanke wächst wie eine Baniane erst klein und unansehnlich empor, dann jedoch neigen sich die ersten Zweiglein schon zur Erde, senken neue Wurzeln ein und werden dadurch zu neuen Stämmen mit reich belaubten Kronen, die abermals zeugen, bis aus dem einsamen Stämmlein oder einzigen Gedanken rings ein mächtiger Wald geworden, viele Stimmen sich heben, Sang und Klang ertönen, Duft und Reiz erstehen, gewaltiges Rauschen und viel des Heiles!

Es geht freilich mit manchem Schlimmen auch den fruchtbaren Weg! Doch dies wollen wir hier nicht verfolgen.

Wir wollen einem einsamen müden Jäger nachgehen, der mit lechzendem Gaumen, mit matten Gliedern, aber desto heftiger pochenden Pulsen durch ein ungelichtetes Waldesdickicht schreitet, schier vergehend.

Endlich hört er rauschen und plätschern — er sinkt an der glücklich entdeckten, ersehnten Quelle nieder. Ein kräftiger Zug an dem quellenden Busen der Natur, er schließt dann die Augen um sich zu erholen. Und als er nach kurzer Rast die Augen aufschlägt, da zieht ihm der belebende Hauch der Umgebung so frisch in die Brust, da nicket ihm jedes Blatt von den Bäumen ein solches „Sei gegrüßt" ent-

gegen, daß er diesem „schönen Brunnen" dankbar, diesem lieblichen Walde treu zu bleiben verspricht — Kaiser Mathias, der Jäger, hat sein Jagdschloß und somit Schönbrunn gegründet!

Unzählbare Hände haben hier geschaffen, Brod erarbeitet, die Künste und Gewerbe haben eine Stätte gefunden und Generationen von Millionen Menschen Vergnügen und Labung!

Wenn der erste Frühlingsstrahl auf den Giebeln der Wiener Häuser den Schornsteinen erzählt, daß er nun Baum und Strauch im Walde wieder reichlich grünen, blühen, früchtetragend machen müsse, damit sie im nächsten Winter gerne zur Ruhe gehen können, da pilgern die Wiener schon hinaus nach Schönbrunn, um die Blumenflur, die prachtvollen Hyacinthenbeete mit ihrem süßen, lieblichen, fast überwältigenden Duft und ihrem märchenhaften Farbenschimmer, die sie wie Sultane aus orientalischen Zelten spenden, in Augenschein zu nehmen.

Wenn die Pilger nach Mekka mit ihren fanatischen Sängen und Sprüchen durch die Dörfer und Weiler ziehen, faßt die stillen friedlichen Bewohner oft ein Drang zum Mitziehen, sie verlassen Haus und Hof, Heimat und Herd, bis sie erschöpft irgendwo niedersinken und dann wieder still und friedlich heimkehren. — Wenn nun die eingefleischten Wiener Linienpilger mit vielversprechenden Hemdkrägen, flammenden vielsagenden Blicken schon in den ersten Maitagen nach Schönbrunn gehen; wenn die zahllosen Kutschen mit allem erdenklichen Gespann, Fiakers, Comfortables, Stellwagen unter betäubendem Gerassel den Drang nach der „Schönbrunner Linie" in fast unglaublicher Reihenfolge und Weise haben; wenn die Pferdebahn eine gleitende überfüllte Arche fast hinter der anderen mit Schellengetöse entsendet (wol bald Eisenbahnen rastlos unterirdisch oder oberirdisch irgend des Weges dampfen werden); dann faßt den friedlichsten Wiener, welcher bisher zurückgeblieben, den ingrimmigsten Contobücherwurm, den verschollensten Zimmerhüter eine unabweisbare Neigung, er muß auch „heuer" einmal wieder nach Schönbrunn!

Einmal wieder! Schönbrunn ist der Traum der Kinder, die Heimat ihres ersten Wunderschauens, der Urquell der Erinnerung an alle die „reißenden Thiere", an die Gold- und Silberfischlein im kristallenen Teich, wie die Naturgeschichte sie beschreibt, an haushochspringende und plätschernde Wasserstrahlen, an alle die phantasieverwirrenden Pflanzenungeheuer der Tropen, die im Gedenken frisch bleiben bis ins späteste Alter. Der Jüngling wandelt dann sicher hier einmal mit seiner Geliebten in

einer stillen Allee, selbst der Gatte mit seiner jungen Gemalin glaubt später vielfach, daß die Sonne nirgends so geregelt und wohlthuend scheine, die Luft nirgends so „angemessen" sei, wie in dem alten, lieben Schönbrunn.

Schönbrunn muß man im Frühling gesehen haben, wie den Prater, ja trotz und neben diesem, das gehört zu den Wiener Regeln, denn in dem Prater ist nichts Lebendiges, jetzt schon gar nimmer, seitdem die alten frommen Hirsche, welche mit den Menschen verkehrten, mausetodt geschossen wurden — in Schönbrunn dagegen sind die „Vieher" oder „Viecher", die lebendigen Merkwürdigkeiten, dazu die pflanzlichen und wasserhältigen.

Diese enge Bekanntschaft des Wieners mit Schönbrunn, von Jugend auf, läßt ihn Theil an Allem hier nehmen und jede Neuerung daselbst wird ihm zum Stadtgespräch; denn er kennt jeden schwarzen und weißen Bären, die Größe der Zähne des Elefanten, der verschiedenen Löwenschwänze, die Phisiognomie der Giraffen, die Hörner der Auerochsen, selbst jeden besonders komischen oder talentirten Vierhändler im großen Affenhause, er controllirt sie förmlich, er kommt nachsehen ob der „Schönbrunner Pepi" — „der Hansl" — „der Nazi" — wie allerlei Thiere unheilig getauft werden, noch vorhanden, wie sie sich befinden, ob sie zu- oder abgenommen; sie sind ein Theil der socialen Gemeinsamkeit!

Es schwebt ein unendlicher Reiz um die in Einzelheiten schlichte und doch im Gesammt überaus weite und großartige, Ueberraschung bereitende Sommerresidenz. Wenn man von der Wiener Straße, vor der Brücke, welche über die Wien gebaut ist, etwas geneigt abwärts fährt, so sieht man ganz Schönbrunn gegenüber als schiefe Ebene in die Höhe gehoben, sieht man von da, über das große Schloß hinweg, in das riesige Parterre des Gartens und sein saftiges Grün, seine farbenreichen Blumen, seine blitzenden Springbrunnen und im Hintergrunde, abschließend auf der Höhe, wie eine schwebende, emporgehaltene, sonnig-goldene Krone, „die Gloriette" — und man hat einen der reizendsten Anblicke von der Vermälung der Natur mit der Kunst genossen.

Wenn ganz Schönbrunn dem Fremden bei dem ersten Anblicke wie eine tausendfältige Wunderblume erscheinen mag, so ist die Gloriette — das Gloriett sagen die Wiener — der zierliche Bau rückwärts auf grüner Höhe, mit den feinen Bogenrippen, mit dem glitzernden und blitzenden Scheibenschimmer, seinem höheren Mittelkörper und den graziösen, zu beiden Seiten sich breitenden, durch-

sichtigen Seitenflügeln, ein wunderschöner Riesen-Schmetterling, der sich auf dem Ganzen ausgebreitet, zur Ruhe niedergelassen.

Nicht anders sieht der liebliche Bau aus. Er ist ein Arkadenbau mit einer großen Mittelhalle. Dort, wo er steht, sollte nach ursprünglichem Plane das ganze Hauptschloß zu stehen kommen. Aber Kaiserin Maria Theresia ließ mit seltenem Scharfblicke vorerst in der Tiefe und Ebene unten das alte Schloß stehen, das ihr Großvater Leopold I. gebaut, befahl pietätvoll dasselbe um ein Stockwerk zu erhöhen und neue Pracht- und Erweiterungs-Bauten daran zu schließen.

Kaiser Joseph mit der Grazie, die ihm eigen war, ließ aus einem vorgelegten Bauprojekte das Mittel- und Hauptstück der ganzen Architekturblume herausheben und festigte es so geist- und geschmackvoll, so luftig und duftig, so groß in seiner Kleinheit, als Gloriette auf die Höhe.

Von dem Plateau derselben, auf welches man über die in den Eck-Mauerpfeilern verborgenen Treppen gelangen kann, sieht man hinab und fernehin über Wien und seine Umgebung im weitesten Umkreise, erblickt ein überaus liebliches Stück Niederösterreichs, welches seine sanftwelligen Bergzüge auf der Süd- und Westseite beginnt, sieht auf der Ostseite dem schlängelnden Zuge der Donau folgend, nach Ungarn hinab; und Kaiserin Maria Theresia hat von hier aus jeden Sommermorgen einer geliebten Tochter nach Preßburg ein grüßendes Signal gesendet, nach den Schloßberg dahin, auch von dort ein Gegensignal empfangen, wo der damals prachtvolle Bau jetzt nur mehr als Ruine ragt, zu welcher ihn 1809 die Franzosen gemacht.

Fischer von Erlach, der die reizende Karlskirche, die Theile der Burg, welche den Josefsplatz und den jetzigen Kaiser-Trakt (die ehemalige kais. deutsche Reichskanzlei) gebaut, entwarf auch die jetzige Gestalt des Schönbrunner Lustschlosses. 1619 hat wol Kaiser Mathias den „schönen Brunn" geehrt; im von Mathias erbauten Jagdschlößlein wohnten später die Witwen der Kaiser Ferdinand II. und III.; aber die Türken brachen 1683 mit ihrer Verwüstung herein, legten Alles in Asche und machten in furchtbarer Erbitterung, nachdem sie geschlagen für immer abziehen mußten, die gepflegten Haine zum Schauplatze von Gräueln und Verheerungen. Alles zerfiel und verwilderte neuerdings, bis Leopold I. seinem Landbaumeister 1696 befahl, wieder einen Sommerpallast aufzubauen. Nachdem dies geschehen war, stand noch immer kein Pracht- und großartiger Bau da, bis die

„große Kaiserin" 1740 daran gehen ließ, ein wahrhaft kaiserliches Lustschloß daselbst zu gestalten.

Der majestätische Vorhof entstand nach ihren Anordnungen.

Maria Theresia ließ sechs, ja fast zehn Jahre bis zur gänzlichen Vollendung bauen, von 1750 an und jetzt enthalten die sämmtlichen Gebäude, um ein ganzes System von Hofräumen gruppirt, 1200 Zimmer. Ein ziemlicher Raum für einen Hausbedarf, um Meublements ordentlich zu stellen und einige Bequemlichkeiten zu haben! Trotzdem ist das Hauptschloß keineswegs ein weitläufiges und überaus genügendes. Das liebliche Sommer-Hoftheater im Rococostile ist im rechten Seitentrakte des großen Hofraumes.

Ehe man ihn erreicht, passirt man eine Strecke lang die schnurgerade dem Hauptthore gegenüber liegende Allee, dann eine Brücke. Diese führt über einen etwas weniger reizenden Fluß, als der Arno oder Mississipi ist, nämlich die mit der Themse in der Größe des Uebel wetteifernde kleine „Wien". Ihre Fluthen schleichen schwarz dahin und am schönsten ist sie im Hochsommer, wenn sie gar nicht da ist. Ihr Bette ist dann leer. Sie beginnt im Wiener Walde als hellblickendes, munteres und fleckenloses Kind, bis sie aber durch die vielen Ortschaften und Fabrikstätten zieht, ist ihre Existenz dunkel und anrüchig geworden. An ihrem Ufer und an der Brücken-Rampe liegt auf einem Sockel je rechts und links ein Löwe. Es gehört allerdings eine Löwennatur dazu an dieser Stelle lange und dauernd auszuhalten; aber auch die Löwen kehren wenigstens der Wien den Rücken. Es besteht jetzt das Projekt, sie schon von ihrem Ursprunge ab anders zu leiten und die Tiefe des trockenen Beetes als Fahrgrund einer Eisenbahn zu benützen. Auf der andern, der Schönbrünner Seite der Brücke, liegen nicht Löwen, sondern zwei Sphinxe, sie deuten auf die Räthsel und Geheimnisse des schönen Parkes und alles Herrliche, mit dessen Kenntniß und Lösung wir uns befassen sollen.

Bald sind wir vor einem schönen eisernen Gitter, zu dessen beiden Seiten sich die langen Fronten der Vorgebäude unübersehbar hindehnen. Zwei schlanke, auf starken Unterbauten stehende Obelisken, auf deren Spitzen Adler kühn horsten, halten förmlich die stumme Wache am Gitter-Eingange; es ist auch die Soldaten-Hauptwache da, und wir sind sofort im überaus großen und abgeschlossenen Vorhofe. Mächtige Wasserbassins mit marmorenen Gruppen darin, aus denen Wasserstrahlen und Quellen plätschern und springen, verschönen ihn. Im

Grunde, uns gegenüber ist die Vorderfacade des Schlosses mit der großen schwungvoll gewendeten Freitreppe, zu beiden Seiten des Balcon, von dem der Hof und seine Gäste sogleich in die Haupt- und Empfangssalons gelangen können. Rechts und links in den abschließenden Quertrakten des Hofes öffnen sich Bogen, dahinter die langen Alleen einerseits und zwar rechts nach Hietzing, links nach Meidling und angränzenden Ortschaften gelangen lassen. In diesem Vorhofe laufen strahlenförmig die Wege von allen Seiten zusammen, es wimmelt von Abziehenden und Ankommenden, Equipagen, Wagen nnd Fußgängern aller Art.

Der majestätische große Hofraum und das Gewimmel hätten noch mehr fesselnden Reiz für uns, wenn nicht aus den offenen Hallenbogen unter dem Hauptbalkone uns Duft und Schimmer, Grün und in dem Schatten doppelt magisch herein wirkender Sonnenschein des Gartens, lockend grüßen, förmlich winken würden.

Dennoch wollen wir nicht allzurasch davon eilen und in diesem Raume noch ein wenig weilen. Er hat Großes, Heiteres und Tiefbetrübendes gesehen. Hier wurden die Schwerter des siebenjährigen Krieges gewetzt; hier hat Josef II. seine Brautzüge gefeiert; hier hat Erzherzog Carl 1801 seine tapferen Schaaren und Reichsvertheidiger als im Hauptquartiere gemustert; hier hat Napoleon 1806 und 1809 gewohnt und die Marschälle der „grande armée“ haben hier in der Sonne glänzend paradirt; hier hat der Student Staps mit dem Dolche in der Hand versuchen wollen den Welteroberer in seinem Siegeslaufe zu hemmen; hier ward Staps von der Hand des Generals Rapp erfaßt, und wenige Tage darauf lag das junge Bürschlein erschossen an der Mauer in der rechten Flanke des Schlosses; hier decretirte damals der selbstgekrönte Kaiser der Franzosen, es gibt kein päpstliches Rom, sondern nur ein Königreich für seinen Sohn; hier lebte, wandelte und in einem Schloßzimmer starb sein Sohn, ohne Rom, ohne Königreich, in demselben Raume sogar, wo sein Vater decretirte!

Und nun rasch, ehe uns die Wehmuth über die Vergänglichkeit bewältigt, ehe eine Schaar geisterhafter Gestalten in Turbanen, Wämsen, Eisenharnischen, in seidenen Strümpfen, rauschenden Roben, mit Glanz und Lächeln, mit Entzücken und Grauen vor unseren inneren Blicken auftaucht — rasch hinein in das erquickende Aetherbad, in den schwelgerischen Anblick des Gartens!

Er ist prachtvoll! So sehr mancher Geschmack über die Maaßregelung der

Natur, die aus Laubkronen glattgeschnittenen grünen Wände grollen mag, der Anblick ist überaus mächtig und ergreifend. Ein riesiger Gartenplan dehnt sich vor uns. Die wandelnden Menschen am anderen Ende erscheinen klein und sind im Einzelnen unerkennbar. Macht man Kehrt, so sieht man eine reizende, nach dem Garten gerichtete Fronte des Schlosses. Im Mittelstücke auf der Höhe ist ein Zifferblatt in Form eines geraden Bandes. Eine große Biene wandelt darüber und zeigt die Stundenabschnitte an. Beim Heraustreten aus den Balkonbogen in den Garten, hat man links im Erdgeschosse die Zimmer neben sich, worin Napoleons Sohn, der Herzog von Reichstadt lebte und starb. Ein überaus breiter Mittelweg und zwei Seitenwege führen entlangs, durch den Garten, breite gerade Kreuzwege durchschneiden sie. In den hellgrünen sammtglatten Rasenfeldern sind Blumengruppen von gesättigter, weithin sichtbarer Farbe, auch emporgebaut, und sie sind wie bunte Riesen-Edelsteine in entsprechend riesigen Smaragdschalen. Die einhegenden Bäume des Längenquadrates bilden grüne Wände, und im Ganzen scheint es, als würde sich kein Blatt aus der lothrechten Linie wagen. Die vielen Alleen, welche nach beiden Seiten in den Park ausführen, haben jede drei Bogenwölbungen aus dem Laubgrün der Bäume geformt, einen breiteren Mittel-, zwei kleinere Seitenbogen. Vor diesen und nahe dem kontrastirenden mystischen Bogendunkel lauschen aus dem Grün die blendend weißen Marmorgestalten der Mythologie, mit geheimnißvollen, magisch wirkenden Leibern. Im entfernten Hintergrunde vor uns, querüber, ist eine ganze marmorene Götterwelt, und aus dem glitzernden Spiegel eines Wasserbeckens steigen zwei mächtige Strahlen, rauschen und plätschern mehr noch als alle von Stufen herabquellende Brunnen, und das schimmert im Sonnenschein, zerstäubt und giebt eine diamantensprühende Luftschichte.

Doch das ist nicht der eigentliche sogenannte „schöne Brunnen". Hier thront Neptun über einer Grotte, und die Thetis bittet den wässerigen Gott, ihren Sohn Achill auf der Seefahrt für assecurirt zu erklären. Die Antwort hat noch Niemand vernommen, es rauscht zu viel; umsomehr auch, da der Weg zu beiden Seiten der „Wasserkunst" und hinter sie emporführt, zu der grün ansteigenden Höhe, auf welcher zwei große, spiegelnde Wasserbassins liegen, die Vorrathskammern, und hinter ihnen die Gloriette.

Der „schöne Brunn", dieser kühle liebe Brunnen steht nicht so offen auf dem Markte zur Schau, ist nicht so lärmend und prangend. Links von der

Wasserkunst, in die Stille der halbdunkeln, lauschigen Gänge muß man schreiten, bis man eine runde Kuppel ragen sieht. Sie krönt ein kleines bescheidenes Tempelchen, dessen Wände Schilf und Sinter darstellen, und in diesem kleinen Rundbau rieselt der Strahl des kristallklaren und erfrischend kühlen Quelles. Hier hat der gewaltige Kaiser Mathias, 1619 geruht und sich gelabt, auf diesem Fleckchen Erde ward die erste Idee des Schloßbaues gefaßt. An seiner Stelle ruht eine steinerne Nixe, Najade, Elfe, Fee, Sirene, nenne man sie nach Belieben, ein göttliches marmorenes Weib!

Dasselbe an diese Stelle zu bringen, entspricht dem Geschmacke der Entstehenszeit. Wäre aber nicht Mathias, der Jäger am Brunnen, eine geeignetere Gestalt? Vielleicht erhält er hier pietätvoll das ihm gebührende Denkmal!

Man eilt hieher, um den trotz aller Wasserstrahlen ungelöschten, von ihnen nur gesteigerten Durst zu stillen und will auch von der kostbarsten der Quellen getrunken haben. Sie wird sogar bis in die Wiener Hofburg geleitet und sprudelt daselbst im Brunnen des Schweizerhofes hervor.

Die Philister stehen und schwatzen förmlich beim Glase Wasser, sie kümmert kaum die Schönheit der herrlichen Gestalt, die ein Tyroler Namens Beyer gleich vielen des Gartens, geformt. Er erhielt einen für die damalige Zeit hohen Preis, 2000 Gulden für die Statue. Kinder werden hieher geleitet und die Eltern wollen sie förmlich Gesundheit trinken lassen. Ein Mann oder ein Weib, von den im Hofgarten bediensteten, reichet rastlos Glas nach Glas.

Doch nun fort von der unbekleideten Göttlichen, mit ihrer marmorenen Räthselhaftigkeit! Nicht weit von ihr links ist die römische Ruine. Sie ist schön, massig, imposant, ein breiter und hoher Bogen, gebrochen, geborsten, zerfallen, mächtige Trümmer liegen an seinen halb in die Erde gesunkenen Sockeln. Ueberall sprießt Grün, ranken sich wilde Schlinggewächse aus den Rissen, dränget sich Gesträuch, schlankes Gestämme zwischen dem Stein hervor, ein Tümpel mit Schlammgewächsen ist auch da. Dies Alles ist künstlich und sieht dem verkommenen Fleck an irgend einem menschenverlassenen Prachtbaue, einer wirklichen Ruine der Vorzeit, täuschend ähnlich. Die Stimmung während der Einsamkeit kann ergreifend werden. Das Ganze ist hochpoetisch.

Von hier aus ist uns auch ein Fernblick und Wandeln nach dem mächtig ragenden Obelisk gegönnt, den vier goldne Schildkröten tragen und unsere Fan-

tasie rasch von Rom nach den Ufern des Nils zu versetzen suchen. Wir können wol nicht den Ibis hören und auch nicht die Fledermäuse, welche aus Pyramiden schwirren, doch vermögen wir den hunderten der heimischen Sängerkehlen zu lauschen, welche da rings ihre Heimat gefunden und deren laubumschattete Nester, vor Frevlerhand streng geschützt, jährlich neu die Verkünder der Lieblichkeit, der Lenz- und Sommerpracht, der Liebe und Freude aussenden.

Doch horch! welche gewaltige Stimme donnert förmlich in diese Ruhe und melodienerfüllte Luft? — Es ist die Stimme des Königs der Wüste, welcher von der entgegengesetzten Seite her zornig brüllt, daß wir seiner Größe und Hoheit noch nicht genaht, vielleicht auch deshalb, weil sich zu Viele erfrecht seinen Anblick ohne Zittern zu ertragen, ihn unehrerbietig zu begucken und zu begaffen.

Innerhalb der Häuser-Rotunde, welche rechts vom Mittelgarten im Baumdickicht liegt, wohnt er, ein gefangener König, und wenn wir eilen, sehen wir vielleicht noch zu rechter Zeit, wie ihm der Wärter ein Stück blutiges Fleisch durch die Gitterstäbe wirft, und wie er es gierig verzehrt.

Die Menagerie bildet einen Kreis, in welchen man von einem der strahlenförmig auslaufenden Wege gelangen kann. In der Mitte steht, auf Stufen recht erhöht, ein kreisförmiger Pavillon, in dessen elegantem rundem Saale die Papageie theils in zierlichen Käfigen, theils auf Ständern sich befinden. In warmen Tagen stehen die buntgefiederten Prachtexemplare theils auf der ringslaufenden Terrasse, theils an den geöffneten Fenstern, man tritt ihnen ganz nahe, wandelt zwischen ihnen, hat seine Freude an ihrer Grazie und ihrer bunten Pracht, mag sich aber zuweilen über das Gekreische und Lärmen die Ohren verhalten.

Rings im Kreise sind die nach rückwärts sich ausweitenden Höfe der einzelnen Thiere oder Thiergattungen, von Gittern abgeschlossen. Nicht alle Gitterthüren sind versperrt, einzelne sind offen und man kann in die Abtheilungen des Raumes oder den Käfigen nahe gehen, in welchen da die Löwen, schwarze und braune, die Tiger, Hyänen, Leoparden, die schwarzen, weißen Bären, die Affen, diese zu Dutzenden, hausen. Thiere welche Wasser bedürfen, wie Eisbären und Fischotter u. s. w. haben ihre Teiche und Bassins. Auch die Vögel haben ihre Teiche und Bassins. Die Vögel haben ganz eigene Abtheilungen und abermals haben eine solche jene gefiederten Thiere aller Gattungen, welche sich gerne im Wasser tummeln. Die Elefanten, Yakochsen, Lamas, Rhinozerosse, Giraffen ꝛc. stolziren in ihren Hof-

räumen, und das Volk drängt sich an ihren Gittern in der vom Himmel überwölbten Rotunde, um sie zu sehen.

Diese Rotunde, welche dem Auge stets Neues und dem Ohre die zusammenhallenden seltsamen Stimmen der Thierwelt bietet, ist eine unerschöpfliche Welt voll der erheiterndsten nnd seltsamsten Genrebilder. Hier halten sich die Mägde und Weiber mit unzählbaren Kindern möglichst lange auf. Hier sieht man die komischesten Bauern und ländlichen Gestalten mit glotzenden Augen, zaghafter Angst oder jubelnder Bewußtheit des Ungefährdetseins. Die Handwerkergesellen, die Rekruten und Soldaten aller Nationalitäten, die jederzeit in kleinen Trupps anlangen, welche Gesichter machen sie! Welche naturhistorischen Ansichten entwickeln sie gegenseitig! Vor dem Affenhause ist förmlich ein Theaterpublikum, und die Herren und Damen, welche auf der unregelmäßigen Bühne hinter dem Gitter die einzelnen Szenen aufführen und improvisiren, werden belacht, bejubelt, zuweilen wird ein gelungener Spaß mit schallendem Gelächter belohnt. — Welche Gesichter der Zuschauer! Ein einziger Fang mit dem photographischen Apparate vor dem Affenhause, ließe die Münchener Schönheitsgallerie und alle berühmtesten Genrebilder weit hinter sich.

Der Elefant beschäftigt sich Sonn- und Feiertags ausschließlich mit Semmel- und Kuchenfressen. Er verdaut stets die rastlos ihm zugeworfenen wohlthätigen Spenden und an jenen Tagen mehr als an sämmtlichen andern der Woche. Nur selten gelingt es, einen Brocken so weit zu werfen, daß er ihn nicht mit dem Rüssel erlangen kann, sondern wenden und seine interessante Rückfronte zeigen muß. Dann ist doppelter Jubel. Er darf sich schmeicheln die meisten Freunde zu haben und immer neue zu erringen. Der größte der Elefanten ist stets: der Schönbrunner „Pepi“ (Josef) genannt. Er füllt schon quantitativ allein die Fantasie Vieler aus. Die Land- und Wasserbären sind die ersten Freunde und Bekanntschaften des sonst ganz fremden „Zugereisten“, und die Lehrjungen aller Handwerke entwickeln besonders rührende Neigungen zu ihnen. Was die dreisten Gold- und Silberfischlein, draußen, mit ihren verlangend gestreckten Köpfen und glotzenden Augen, übrig gelassen, oder nicht erhielten, wird hier lucullisch gespendet. Die Naturwissenschaft erhält hier im Allgemeinen, vor den Käfigen und gesprächsweise, Bereicherungen, welche Buffon, Raff, Darwin, die Gebrüder Schlaginweit und Brehm schaudern machen würden!

Auf welchem Punkte der Fuß in diesem Garten weilen mag, immer öffnen sich zahlreiche Wege, immer ist auch dem Auge schöne Sicht geboten. Es ist ein Irrgarten da, es gibt einen sogenannten Ballsaal aus Bäumen und einem Rasenparkette geformt, eine Halle mit grüner gewölbter Kuppel, es findet sich ein Jägerhaus mit Schweizerei, eine Orangerie, von der Menagerie rechts liegt der große Botanische Garten mit seinen Treibhäusern, seinen tropischen Gewächsen und einigen interessanten Denkmalen, worunter eine kleine Nachbildung des Kaiser-Josef-Monuments der Stadt; in der Umgebung der Gloriette ist eine kais. Schwimmschule und Kaltbad-Anstalt; der Park, welcher sich wohl eine Stunde breit und lang erstreckt, ist eine Welt für sich und nimmt an jedem Tage, namentlich an Sonn- und Feiertagen, eine Welt auf.

Die Gartenflanken zunächst dem kaiserlichen Lustschlosse, von dem mehrere reizende Terrassen und Altane halb sichtbar sind, bleiben abgeschlossen, man sieht durch die zierlichen Gitterstäbe und das Weingeranke äußerst langer Laubgänge, welche von offenen Pavillons unterbrochen und geziert, selbst im schlechten Wetter schützen. Man vermag in einzelne liebliche, von Statuen geschmückte Hofgarten-Abtheilungen zu blicken. Außer diesen bewegt sich das Publikum ungehemmt. Hier sitzt der Elegant auf beschatteter Bank im lauschigen Grün neben der schüchternen Schönheit vom Lande, oder neben der wohlbewußten Kokette. Hier schwärmt ein Student und inflammirter Jüngling zum erstenmale sein heiß pulsirendes Herz aus. Dort sitzt der alte Herr mit der Schnupftabackdose neben seiner vieljährigen Lebensgefährtin oder Freundin, oder eleganten Dame der Saison, welche sich gerne in solcher gefahrlosen Nachbarschaft sehen läßt. Hier herrscht eine gewisse erquickliche Gleichheit. Kein Kavalier oder Keiner, welcher es gerne hier schiene, darf da fahren oder reiten. Alle müssen zu Fuße wandern. Nicht einmal der Kaiser und des Kaiserhauses Mitglieder, welche allein fahren oder reiten dürften, unternehmen dies, auch sie wandeln zuweilen schlicht durch die Menge. Hier zeigen sich alle Uniformen, die gemeinen in kleinen Schaaren; hier wandeln alle Trachten, Toiletten, Farben. Hier führen die rothgebundenen Reisehandbücher aller erdenklichen Sprachen ihre Eigenthümer, welche stets die Nasen in die Luft strecken, kreuz und quer. Hier hört man alle Sprachen, bei dem polyglotten Zustande des Reiches ganz seltsame, merkwürdige Organe, und die Töne aus der Menagerie sind darunter nicht immer die unzartesten und unmelodischesten.

Bis zum einbrechenden Abende strömt die Menge herbei und hinweg. Wenn

des Tages Neige da ist; wenn der herrliche Anblick vorhanden, daß ein Theil des Gartens von den schiefen röthlichen Strahlen der Sonne getroffen ist; wenn die Gloriette oben flammt, glüht und förmlich leuchtet; wenn sie auch einem Phönix gleicht, der in Flammenschein getaucht ist; wenn das Schloß, die Teiche und der Garten vom Perlmutterschimmer übergossen sind und flimmern; sagt einer der glänzenden Gensdarmen an der vorderen Freitreppe Denen, die in den Garten wollen: „ich bitte, es wird bald gesperrt;" — dann ertönt dreimal in Zwischenräumen die weithinschallende Glocke; — erstaunlich lange Schatten liegen oder streichen mit den Wandelnden über den gelben Sand, die Ausgänge der verschiedenen Seiten, namentlich der große Gartenmittelplan und der Vorhof, füllen sich, es ist ein erstaunliches Gewimmel von Menschen da, und in allen regen sich zwei Empfindungen, die eine heißt Müdigkeit und die andere Hunger!

So sehr die Ansichten, Parteischattirungen und Zwecke hier auseinanderlaufen mögen, darin ist die Menschheit und die der Wiener zuerst einig, der Weg durch Schönbrunn macht müde und die Luft daselbst „zehrt". Damit nun namentlich die Luft als gemeinsames Element in ihren Bestrebungen nicht allein gelassen werde, verfügt man sich in der Regel zu den zahlreichen Wirthshäusern und Wirthsgärten der Umgebung; hier kann fortan Jeder sein eigenes Lustschloß in die Luft bauen.

Einer der zumeist besuchten Wege ist jener durch die dichtschattige schöne Allee rechts, welche der Menagerie nahe führt und an dem botanischen Garten vorüber zu einem alleinstehenden Außenpavillon, einem Wohngebäude, das von einem Mitgliede des Kaiserhauses oder einem Gast (letztlich der Ex-Königin von Hannover) benützt wird, und vor dessen Gitter tretend man bereits in Hietzing und auf einem der belebtesten Punkte desselben ist. Hier halten sehr viele Wagen. Die Omnibusse stehen links auf dem ganz nahen Kirchenpatze, zur Tramway hat man rechts über die Brücke, gerade gegenüber ist Domayer's sehr besuchtes „Casino", links am Wege hinauf folgen mehrere Wirthsgärten, und endlich da weiter gelangt man in die „Neue Welt".

Ein Pförtlein führt auch vom botanischen Garten auf den Kirchenplatz, und hier stehen wir vor einem erzenen Standbilde, das auf hohem Sockel ragt und von grünem Laub der gepflanzten Bäume beschattet ist. An diesem bescheidenen Orte, nahe dem Lustschlosse, steht Max I. von Mexico! Die Macht der Wehmuth,

Mahnung an ernstes Geschick will uns ergreifen. Hätte er sich nicht ein geistiges Denkmal gesetzt, dieses allein würde ihn nicht der Erinnerung bewahren. So schön das Denkmal auch ist, welches ihn im umgeschlungenen, halb fallenden Kaisermantel darstellt!

Von all den Reichen, die er auf seiner Weltfahrt besuchte, von all den Kaiserlanden, die er beherrschte, ist nur dies kleine Erdenfleckchen sein auch nach dem Tode und möge ihm für immer bleiben! Für eine Kaiserkrone, für einen Weltruhm, für ein Kreuzigungsleid nur ein Fleckchen Erde und ein Standbild in Hietzing! Nicht dies ehrt ihn, er weihet es!

In dem nahen Lustschlosse hatte er seine jungen, seine schönsten Jahre verlebt. Ueber diesen Platz ist er oft gewandelt und in der zierlichen alten gothischen Kirche hat er oft um sein Bestes zu Gott gebetet. Jetzt klingen die Orgelklänge oft, wie zu seinem Requiem heraus. Sein Angesicht ist fast nach der Richtung gewendet, wo er sich ein kleines poetisches Heim gegründet hatte. An einem Ausläufer der grünen Hügel, welche die Vorgebirgskette umlagern und zu denen auch der Standort der Gloriette gehört, hat er sich, nachbarlich, ein bescheidenes Holzhäuschen im Schweizerstile gebaut. In den Stübchen daselbst wohnte er, die Garten- und Hainanlagen hat er mit eigener Hand gepflegt. Das Ganze ward aus einem fast wüsten Hügel geschaffen und ist „Maxing" genannt, ein Zeuge seines poetischen Sinnens und Fühlens. Dem poetischen Wanderer wird es stets scheinen, als dufte hier der Wald frischer und harziger, als strebten die Blumen zum Andenken des geschiedenen Pflanzers sich besonders zu schmücken!

Hietzing, in dem wir sind, war lange die meist aristokratische Ortschaft der Umgebungen Wiens und wol Oesterreichs. Es wird das bleiben, so lange und so oft der kaiserliche Hof Schönbrunn bewohnt. Ehe man die Villen in die entfernteren Gebirge zerstreute, waren hier die bedeutendsten vereint. Jetzt ist Hietzing an Ausdehnung einer Stadt gleich, enthält noch sehr viele Gärten und Villegiaturen, es ist trotzdem bereits förmlich ein Theil Wiens geworden.

Wir brauchen nur dem Zuge der zahlreichen Equipagen, Fiacker und Wagen aller Art zu folgen, die Menge der Wandelnden zu sehen, um die Hauptstraße zu erkennen, auf der man in die „Neue Welt" gelangt. Musikklänge aller Art umrauschen uns in dem belebten, lustigen Hietzing. Bald ist man an der zierlichen und mit Fahnen, Emblemen 2c. herausgeschmückten Hauptpforte. Der

Columbus heißt „Schwender“ und im Volksmunde gilt dieser Name noch oft als alleinige Bezeichnung der „Neuen Welt“. Dieselbe ist aus der alten Welt eines Parkes und Lustschlosses entstanden, die einem der vormals berühmtesten Bankiers gehörten, (Pereira) welcher bankerott wurde. Schwender einstmals ein armer Kellner, dann Millionär, gründete wie das „Colosseum“ in Rudolfsheim auch diese „Neue Welt“ und schuf, nachdem er das billige Omnibuswesen Wiens erfunden und geregelt, den riesigen Belustigungsort, in dessen offenen und geschlossenen Tanzräumen, „Alhambra“, Speissälen, Plätzen, Grotten, Theater und so weiter, sich eine Menge von zehntausend Personen bewegen kann, ohne sich zu beengen und in dem an schönen Tagen immer einige tausend Personen sich erheitern, viele Musikkapellen und allerlei Gaukler, selbstverständlich das Theaterpersonale, für die Belustigung thätig sind. Mehrere hundert Personen sind blos zur Bedienung geschäftig. In heller Mondnacht, wenn die vielen tausenden Lichter flammen, namentlich jene von welchen das riesige Tanzparkett im Freien umrungen ist, und silberner Mondenglanz mit den Flammen wetteifert, ist das ein herrlicher Anblick, welchen noch die Wienerinen der Vorstädte veschönern!

Bis nach Mitternacht und bis Morgens fahren die Wagen und Omnibusse, für welche reichlich gesorgt ist, die Vergnügungsmüden heim nach Wien. Wir folgen der gleichen Richtung, um noch zeitig der Verlockung zu entgehen, welche rings aus den umgebenden Vororten, im Grün der Gärten, Wälder und Vorberge winkt, den Villegiaturen Wiens, das eine reizende landschaftliche Umgebung hat, wie keine andere Hauptstadt!



Kronau *Gallmeier* *Geistinger*

WIENER KORYPHÄEN (1. BLATT.)

[illegible] gilt dieser Name noch oft [illegible] Dieselbe ist aus der alten Welt [illegible] der vormals berühmtesten [illegible] wurde. Schwender einstmals [illegible] wie das „Colosseum" in Rudolfs- [illegible] nachdem er das billige Omnibuswesen [illegible] Belustigungsort, in dessen offenen und [illegible] Speisesälen, Plätzen, Grotten, Theater und [illegible] Personen bewegen kann, ohne sich zu [illegible] einige tausend Personen sich er- [illegible] Gaukler, selbstverständlich das Theaterper- [illegible] Mehrere hundert Personen sind blos zur [illegible], wenn die vielen tausenden Lichter [illegible] riesige Tanzparkett im Freien umrungen [illegible] Flammen wetteifert, ist das ein herrlicher [illegible] der Vorstädte veschönern!

[illegible] fahren die Wagen und Omnibusse, für [illegible] Vergnügungsmüden heim nach Wien. Wir folgen [illegible] der Verlockung zu entgehen, welche rings [illegible] der Gärten, Wälder und Vorberge winkt, [illegible] landschaftliche Umgebung hat, wie [illegible]



Kronau *Gallmeier* *Geistinger*

WIENER KORYPHÄEN (1. BLATT.)



L. Rohbock del.

DAS NEUE [illegible]



L. Rohbock del.t C. Rorich sculp.t

DAS NEUE OPERNHAUS IN WIEN.





Perlberg del.

C. Rorich & J. M. Kolb sculp.

DAS NEUE STADTTHEATER IN WIEN.

Theater.

Wie viele Theater hat Wien?

Heute vielleicht ein Dutzend, morgen vielleicht deren zwei.

Es kann nicht darauf ankommen, die Zahl festzustellen und bei dem raschen Wechsel der Erscheinungen, bei dem eiligen Treiben kühner Unternehmer, alle zu registriren; wir müssen vielmehr bei dem Rundgange zu den Theatern das charakteristisch Gewordene festhalten, wir müssen zeichnen und zusammenfassen, was einerseits die Bühne, andererseits das Publikum geleistet. Beide bilden unbedingt ein Ganzes; denn nur aus dem Zusammenwirken beider, aus dem Geben und dem bereitwilligen Empfangen oder Abweisen, entsteht der sogenannte allgemeine Geist, dasjenige, was Charakteristik der Theaterzustände genannt werden kann.

In die Räume der einzelnen Theater, namentlich wenn sie einer eingehenden Besichtigung werth, wollen wir treten. Aber wären manche auch die schönsten, so haben sie doch nicht den ersten Werth, es gibt ein Würdigeres vorerst zu beachten. Wien als Theaterstätte hat nicht nur Bedeutung an und für sich, sondern für die gesammte deutsche Bildung. Die alte deutsche Kaiserstadt am Donaustrande hat das Schicksal des Theaters wesentlich mitbegründet, oftmals entschieden, darauf bis heute einflußreich gewirkt.

Unsere Väter saßen nicht immer in den glanzvollen Räumen eines Hofburgtheaters, vor ersten Helden und Tragikern, welche den Geist der Nation, der in ihren

Dichtern ausgeprägt ward, als auf höchster Stufe bethätigten; es gab eine Zeit, in der Kaiser und Könige nur Schüler als zeitweilige Komödianten vernehmen, sogar nur auf Bühnen ohne gemalte Dekorationen sehen konnten, in der die höchsten und feinsten Herrschaften sammt dem Volke nur vor improvisirenden, zugleich tanzenden und singenden, auch mit Puppen spielenden Comödianten sitzen und sich geistig zerstreuen oder erheben konnten. Und wenn selbst eine „wällische" Oper aufgeführt wurde, wie mochte sie gewesen sein?

Wien hatte zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nur Schüler-Comödien der Aula, Gymnasien u. s. w., auch die Stadt-Stipendisten mußten solche meist lateinische Comödien aufführen. Um die Mitte des sechzehnten Jahrunderts kamen ziehende Comödiantentruppen hieher und schlugen auf Marktplätzen ihre Buden auf. Sie hatten solche bald auf dem „Mehlmarkt" (Neuen Markt) oder „Petersplatz", „Judenplatz" und in mehreren Häusern. Sie wurden auch in das öffentliche Ballspielhaus eingelassen, das in jener engen Gasse im Innern der Stadt stand, die heute noch „Ballgasse" genannt ist. Sie führten deutsche Comödien und italienische Opern auf. Erst Kaiser Leopold I. erbauete 1659 ein Theater nächst der Burg, welches eine bleibende und würdige Stätte sein sollte. Das erste k. k. Hofburgtheater stand an der Stelle wo heute die Hofbibliothek, der große Saal im Rücken des Kaiser-Josef-Monuments. Der kunstsinnige Kaiser widmete sich selbst der Musik, dem Schauspiele und förderte beide persönlich im hohen Grade. Es währte kaum ein Vierteljahrhundert, so wurde das Theater abgerissen, denn die Türken belagerten Wien 1683, und die Befestigung, die Feuergefährlichkeit forderten des Theaters Untergang. Im Jahre 1697 ließ der Kaiser ein neues Haus bauen, aber schon während des Entstehens brannte es ab. Er begnügte sich, fortan in der „Favorita" (an Stelle des heutigen Theresianums, Favoritenstraße) spielen zu lassen. Erst Kaiser Karl VI., Maria Theresiens Vater, ließ munificent wieder ein Theater erstehen, an Stelle der heutigen Redoutensäle auf dem Josefsplatze, wesentlich jedoch für die italienische Oper, denn er war selbst Musiker und so sehr Musikfreund, daß die Hofkapelle bereits damals zweimalhunderttausend Gulden jährlich kostete. Der Italiener Metastasio, dessen wohllautende Verse berühmt sind, war Hof- und Theater-Poet, doch war ein Deutscher, Namens Fuchs, Kapellmeister. Eine einzige Oper kostete 60,000 Gulden. Maria Theresia ließ bereits ein Jahr nach dem Tode ihres Vaters ein anderes Haus bauen, an der Stelle wo sich ein erhöhetes Gärtchen befand und worauf von 1741 bis heute

das Hofburgtheater steht. Hier zogen neben Oper und Ballet die deutschen Komödianten und mit ihnen die Burlesken in aller Pracht ein. Bereits vier Jahre früher hatte die Verbannung Hanswursts von der Bühne in Leipzig stattgefunden, aber diesem Beispiele ward in Wien noch nicht gefolgt. Es kämpften Stranitzky und Prehauser, ersterer von 1710—1727, letzterer von diesem Zeitpunkte bis 1768, als Hanswurste, auch in einem andern Hause, der späteren Hofoper, für ihre Rolle. Erst 1747 wurde ein nicht improvisirtes Stück, sogar in Versen, „Die allemanischen Brüder" von Krüger aufgeführt und mit so durchschlagendem Erfolge, daß Direktor Sellier fortan sein Theater in anderem Geiste leiten, sein Personal aus der Truppe der Neuber ergänzen mußte. Doch die Burleske mit Hanswurst nnd Bernardon siegte nach einigen Jahren und unter verschiedenen Directoren wieder und es wogte fortwährend der Kampf mit zweifelhaften Siegen. Sogar hatte die deutsche Komödie gegen die französische zu kämpfen, welche hier bleibend einzog, nachdem 1761 das alte Haus der Hofoper am Kärnthnerthore abgebrannt war.

Der schwanke Zustand dauerte bis 1776, zu welcher Zeit Kaiser Josef in die Bewegung eintrat, das Haus zum k. k. Hof- und Nationaltheater erhob, die Oper und das Ballet ausschied, die erhabene Stätte dem deutschen Schauspiele geweiht erklärte, höchstens hie und da noch ein Singspiel vorkommen ließ. Bis zu seinem Tode 1790 pflegte er diese Stätte deutscher Bildung, und Leopold II. nach ihm, ließ zwar Oper und Ballet wieder einkehren, erhob aber während seiner nur zweijährigen Regierung die Schauspieler zu pensionsfähigen Hofbeamten. Kaiser Franz verpachtete 1794 beide Hoftheater an Freiherrn von Braun, bedingte aber einen Dramaturgen, zu welchem Alxinger, der Dichter des seiner Zeit berühmten Epos „Bliomberis", ernannt wurde.

Die Bühne war der Sammelplatz bester deutscher Darsteller, welche ihren Ruhm in der Geschichte des Theaters bewahrt, ja die Tradition einiger klassischen Rollen bis heute nachgelassen haben. Mögen die Namen eines Anschütz, Beckmann, Fichtner, Herteur, Koch, Korn, Krüger, Lang, Löwe, Wagner, Weidmann, Wilhelmi, der Damen Sophie Müller, Neumann, Rettich, Schröder, Wildauer als historische genannt sein, dann die der gegenwärtig wirkenden Herren: Gabillon, Hallenstein, Krastel, La Roche, Lewinsky, der Damen Gabillon, Haitzinger, Hartmann, Wolter.

Theils unter Oberhoheit des k. k. Obersthofmeisters, oder eines k. k. Hof-

theater-Intendanten, welcher mitunter den Titel eines ersten Directors führte, folgten nach Alxinger als Dramaturgen, später Directoren genannt, die Dichter Kotzebue, West-Schreyvogel, Deinhardstein, Holbein, Laube, Dingelstedt.

Die gesammte historische Folgenreihe der Leiter des k. k. Hofburg-Theaters ist folgende: Metastasio 1740 — Sellier 1741 — Freiherr Lopresti 1751 — Graf Durazzo 1752 — Graf Spork 1764 — Hilverding van Wewen (Pächter) 1765 — Häring, Kurländer und Schwarzleitner (Pächter) 1766 — Oberstlieutenant Affligio 1769 — Graf Kohary 1770 — Graf Keglevich 1773 — Fürst v. Khevenhiller 1776 — Frhr. v. Braun neben Alxinger 1794 — neben Kotzebue 1797 — neben Sonnleithner 1799 — Fürst Eßterhazy, Fürst Lobkowitz, Graf Palffy als Vertreter der pachtenden Kavaliere 1807 — Graf Palffy, der letzte Pächter, mit Schreyvogel-West 1814 — Hofrath v. Fuljod 1817 — Graf Dietrichstein 1821 — Graf Czernin 1824, sämmtlich mit Sch.-W. — Deinhardstein 1832 — v. Holbein 1842 — Laube 1849 — Fürst Hohenlohe Intendant und Halm (Baron Münch-Bellinghausen) 1869 — Graf Wrbna Intendant, Dingelstedt Director 1871.

Welche Reihe von Namen! Wie sehr meinten so viele die Welt zu bewegen, oder sich unsterblich zu machen! Wie viele sind davon vergessen und verschollen! Wie so mancher wird in der That in der Geschichte des Theaters mit Ehren prangen?

Es gibt diese Reihe von Namen an und für sich eine Geschichte des Theaters und zeigt deutlich wie der Geist in seinen Repräsentanten sich allmälig durchkämpfte und zur Geltung brachte.

Das Hof-Schauspiel Wiens hat einen Ruhm errungen, eine zeitlang war es unbedingt ohne Gleichen. Sowohl auf der Bühne wie im Zuschauerraum hatte es und hat zum Theile noch eine besondere Eigenheit. Hier war es, wo Deutschlands erwachender Dichtergenius und dessen bleibende Klassiker ihre zuhöchst begeisterten Interpreten, ihre warmfühlendsten Verehrer fanden. Der Schwung auf der Bühne riß die Zuschauer hin, diese ließen den Schauspielern die Begeisterung fühlen und eiferten sie zu jener Innigkeit und Erhabenheit an, welche der Schauspielerschule in Wien eigen war. Wie das höhere Drama, so fand der gute Ton, auch das absichtlos anmuthige Benehmen, die leichte Conversationsweise der Wiener besten Gesellschaft Widerhall und Widerspiel auf der Bühne, so daß ein dargestelltes Lustspiel in die angenehmste Täuschung, zu einer wahren Vorspiegelung der Welt ver-

setzte. Dadurch ward das Wiener Hofburgtheater eine Stätte des Vorbildes für ganz Deutschland und seine Mimen erfreuten sich eines allgemeinen Ruhmes. Alle Dichter strebten womöglich hier zuerst vorgeführt, von diesen Kräften dargestellt, von einem so empfänglichen Publikum beurtheilt zu werden!

Das Haus, in welchem jetzt gespielt wird und in welchem vielleicht noch das Conversationsstück fortgespielt werden dürfte, wenn auch das neue herrliche Haus vollendet sein wird, dessen Bau noch im Jahre 1873 beginnt, wurde mehrmals erweitert, einmal geradezu umgewendet, so daß an Stelle der Bühne der Zuschauerraum eingerichtet wurde. Die letzte Verschönerung im Jahre 1871 suchte den Anforderungen der Zeit bezüglich Ventilation und Beleuchtung gerecht zu werden, in gelungener Weise, und das Weiß-mit-Gold geschmückte, über den Parterrelogen noch drei Logenreihen und eine vierte Gallerie enthaltende, allerdings überhöhete Haus, macht doch einen sehr angenehmen, ruhig edlen Eindruck. Freilich erscheint seine Schmalseite und Bühne, wenn man aus großen Theatern kommt, sehr beengt. Es setzt fast in Erstaunen, daß dies Haus, diese Bühne so lange die ersten, die Stätte des Ruhmes deutscher Bühnendichtung, deutscher Darstellungskunst sein konnten. Man muß umsomehr anerkennen, welchen Herzens- und Phantasiereichthum die Zuschauer bisher entgegenbrachten und welche Kunst sich geltend zu machen wußte. Eine geschickte Scenerie versteht fortwährend viele Mängel des Raumes auszugleichen, und namentlich im Lustspiele wird der scheinbare Nachtheil geradezu ein Vortheil, der Salon wird täuschend und die nur wenig erhobene Stimme gewinnt den wahren Ton einer fließenden Conversation.

Die nivellirende, prosaische Zeit hat lange dem höheren Drama Abbruch gethan, dagegen das Conversationsstück, namentlich wenn es Pariser Thun und Treiben darstellte, gefördert. Ein Umschwung macht sich immer mehr bemerkbar und die edelsten Dichter werden in ihre Hoheitsrechte eingesetzt, ohne daß die Unterhaltung andererseits leidet.

Berühmt als eine klassische Maler-Leistung ist der Vorhang Füger's, Apollo dem Hirtenvolke die Leier vorspielend. Die Ruhe, die Einfachheit und die Schönheit in einzelnen Gestalten, die Harmonie der Farben, sind meisterhaft. Bereits wiederholt wurde der Vorhang neu gemalt, dem alten Originale nachgeahmt, und dies sorglich bewahrt, damit solcher Schatz bleibend sei.

Das k. k. Hof-Opernhaus ist bislang das größte und zugleich das schönste Theater Wiens. Aus Quadern aufgeführt, oder mit solchen verkleidet, in

einem seltsam gemischten Stile von italischer und französischer Renaissance, ist es äußerlich geradezu kein meisterlich künstlerischer Bau und läßt vorerst das schlanke Emporstreben aus dem Grunde vermissen. Aber in seiner Massenhaftigkeit, durch die Reihe der Arkaden, welche die Haupt- und zwei Seitenfronten umziehen, durch zwei rechts und links vorspringende Quertrakte, welche somit im Erdgeschosse zwei offene Säulenhallen bilden, imponirt er. Schöne, mit Steingeländer eingefaßte Gärtchen, in denen statuengeschmückte Marmorbrunnen prangen, füllen rechts und links die Winkel aus. Vollends in der Fronte der Ringstraße gewinnt der Bau, durch eine offene Loggia über der untern Säulenvorhalle, eine gewisse Hoheit und zugleich Zierlichkeit. In den fünf offenen Bogen der offenen Loggia stehen fünf die Kunst versinnlichende Statuen, und man sieht zu den Wölbungen der Loggia, so wie zu der rückwärtigen Wand, welche mit Bildern auf goldenem Grunde geschmückt sind.

Mit dem Eintritte in das Innere des Hauses, ist man in ein neues Reich, in eines voll Glanz und Herrlichkeit getreten. Die Pracht überrascht förmlich, setzt in Erstaunen. Die Kassenhalle, welche die ganze Fronte einnimmt, ist ein reichgeschmückter Saal mit Plastiken und Goldzier an der flachen Decke, eröffnet aber zugleich den Ausblick auf die daran stoßende Stiegenhalle als einen der schönsten architektonischen, welchen man genießen kann. Diese Halle im zierlichsten italischen Stile reicht bis zur vollen Höhe des Hauses, von wo man auf vorspringenden Balkonen in ihr Inneres herabsehen kann und zeigt bis empor die sich wendenden stolzen Treppen und die Decken, die Stockwerke und Wölbungen, von Bogen auf schlanken Säulen getragen. All dieses ist mit schimmerndem Marmor, mit Gruppen plastischer Genien, zugleich mit effektvollen allegorischen Bildern und golddurchschlängelten Verzierungen geschmückt, so daß das Ganze, im Tageshelle ausströmenden Gaslichte, welches aus vergoldeten Kandelabern, Armen, Lustres hervorbricht, einen magischen Eindruck macht. Man glaubt plötzlich in den üppigsten Römerbau, oder nach Alt-Venedig versetzt zu sein und ein glänzendes Bild der Vergangenheit frisch erstanden.

Von den Treppen dieser Halle gelangt man in die Logengänge, welche gleichzeitig ihre Lichter hieher senden und in das große Foyer im ersten Stocke, dessen Balcon die Loggia bildet. Das Foyer ist in gleiche Weise herrlich, und sein größter Schmuck neben allen Büsten, Zierrathen u. s. w. sind die Fresco-Bilder von E. Engerth und Schwind, welche beide hohe künstlerische Bedeutung haben.

Dieses Foyer wird zumeist in den Zwischenakten von dem Publikum der eleganten Plätze besucht. Durch die hohen Thüren hinauszutreten in die Balconhalle oder die Loggia, fernhin rechts und links zu sehen und hinab auf die Lichterreihen der Ringstraße, die lichterflammenden Häuser, das Fahren, Wandeln und Treiben der Wiener Welt, ist ein genußvoller Anblick, den kaum irgend eine Stadt bietet. Der Fremde, an kleinere und geringere Verhältnisse gewöhnt, wird förmlich bewältigt davon.

Zum Beginne der Vorstellung und nach beendigtem Zwischenakte klingelt leise das von der Bühne hieher geleitete elektrische Signal und man geht nach den verschiedenen Seiten oder Gängen, zu den Plätzen, in den Zuschauerraum. Dieser beschäftigt abermals das Auge reichlich durch seine Pracht vom Erdgeschosse bis an die Decke, durch seinen reizenden Lustre, seine Sonnenbrenner und die mythologischen Bilder am Plafond, welche von Rahl theils entworfen, theils gemalt sind. Der Zuschauerraum faßt dreitausend Personen in allen seinen Plätzen. Vorerst finden sich fauteuilähnliche, sehr bequeme Sitze in einem großen Parkette, hinter dem ein erhöhetes Parterre. Rings sind die erhöheten Parterrelogen, darüber noch zwei Reihen Logen, im dritten Range ist das balconartig vorspringende Mittelstück für Sitze, die sich amphitheatralisch erheben, je rechts und links sind drei Logen, der vierte Rang mit amphitheatralischen Sitzen ist von schlanken Säulen überragt, die bis an die Decke reichen, welche sich dort wölbt, und in diese Wölbung schneiden sich je zwischen zwei Säulen Spitzbogen ein, welche dem Ganzen eine außerordentliche Schlankheit geben und zugleich durch die Arabeskenmalereien dabei den Schmuck des Ganzen außerordentlich erhöhen In der Mitte des ersten Ranges und durch den zweiten Logenrang nach der Höhe sich dehnend, vom Balcon des dritten Ranges gekrönt, erhebt sich die Diplomaten- und Fest-Loge. Rechts zunächst der Bühne, ebenfalls durch zwei Stockwerke reichend, prangt die Kaiserloge, links die Erzherzogen-Loge. Man gelangt zu ihnen je rechts und links über eigene, prachtvolle, mit Bronce-Statuen geschmückte Treppen, welche in den mit Säulenhallen quer vorspringenden Pavillons liegen und je in Vorsäle, von denen namentlich der Logen-Vorsal S. M. des Kaisers prachtvoll ausgeschmückt ist, und ebenfalls mit Fresken von Engerth geziert.

Der ganze Zuschauerraum ist wesentlich weiß, roth und Gold geschmückt. Die weißen plastischen Portraitmedaillons berühmter Compositeure und Sänger heben sich, von reichen Verzierungen umgeben, rings auf dem Goldgrund an den

Logenbrüstungen ab. Alle Draperien, deren die Logen sämmtlich haben, sind rothe Seide mit Gold verbrämt und die Verkleidungen der Logenwände sind gleichen Stoffes. Jede Loge besitzt ein Vorzimmer, gleicherweise und bequem eingerichtet.

Im Erdgeschosse sind 30 Logen, 430 Parkettsitze, 250 Parterresitze, dahinter 300 Stehplätze. Im ersten Rang sind 30 Logen, im zweiten 32, im dritten 6, sodann 450 Sitze, im vierten Rang sind 500 Sitzplätze, somit sind im Hause mehr als 1600 verfügbare Sitze, nebst den fast hundert Logen, für das Publikum vorhanden.

Der Haupt-Vorhang der Bühne ist von Rahl, jener der komischen Oper von Lauffberger.

Das Orchester zählt fast an hundert Musiker, darunter Virtuosen ersten Ranges, namentlich als Solisten. Die Bühne ist mit allen Erfindungen der jüngsten Zeit ausgerüstet, ja ihre ganze Maschinerie wird von einer Dampfmaschine bewegt. Die Dekorationen gehen eben so nach der Höhe, wie nach der Tiefe, und die complicirteste Bühnen-Einrichtung verschwindet bei einer Verwandlung mit Blitzesschnelle nach allen Seiten. Fünfhundert Personen bewegen sich beim Ballette oder bei großen Opern zugleich auf der Bühne, ohne sich zu beengen. An Pracht der Ausstattung und Costume wird nicht gespart, sicherlich haben viele Höflinge und Fürsten der Vorzeit nicht die Prachtgewänder gehabt, welche jetzt die Darsteller zu zeigen in die Lage kommen.

Trotz allen diesen Menschenmengen vor und auf der Bühne, ist keine Hitze, keine verdorbene Luft im Hause zu spüren. Die Ventilation durch die Dampfmaschine und ein complicirtes Röhrensystem geleitet, ist eine vorzügliche. Im Winter strömt warme Luft unter das Parkett und die überschüssige geht durch zahlreiche Röhren und die Oeffnungen hinaus, welche in Kränzen rings um die den Abzug befördernde Sonnenbrenner verborgen sind. Auf gleichen Wegen kommt im Sommer erfrischender Hauch und in den Corridors sprudelt kühles Wasser, selbst die Bühne ist im Stande reiche natürliche Wasserfälle, Springbrunnen, große Wasserbecken in vollster Wirklichkeit darzustellen.

Die Feuergefährlichkeit bei all den vielen Gas- und den elektrischen Lichtern, ist eine fast verschwundene zu nennen, denn durch das ganze Haus ist ein System von Wasserröhren geleitet, welches im Nu seinen reichen Inhalt, vom Dampfe getrieben, nach jeder Stelle entleeren kann. Hinter den Bogenbrüstungen sind, gleich Kanonen, die ummauerten Wasserröhren gerichtet, ein Druck, die Brüstung fällt,

jedes Rohr wird zur reichen ergießenden Quelle. Eine Feuerwache von fünf Mann ist Tag und Nacht im Hause, ein elektrischer Telegraph vermittelt augenblicklich Signale nach allen Seiten. Die Bühne kann im Augenblicke durch einen eisernen Drahtvorhang von dem Zuschauerraum abgeschlossen werden. Diese letzte Vorrichtung ist in sämmtlichen Theatern Wiens. Das Publikum darf sich hier umsomehr mit Ruhe und Behagen dem Genusse hingeben.

Und welche Genüsse warten seiner! Die Wiener musikalischen Aufführungen aller Art sind berühmt; die Oper ist es umsomehr und den Kennern ist schon die orchesterale Leistung, die auf den Original-Traditionen der berühmten Meister ruhende gediegene Auffassung, an und für sich ein Hochgenuß. Von historischen Sängernamen, die in der Hofoper wirkten, nennen wir die der Hrn. Erl, Forti, Staudigl, Vogl, Wild, der Damen Bettelheim, Hasselt, Milder-Hauptmann, Heinefetter, Lutzer, (Fr. v. Dingelstedt), Unger, der Tänzerinen Eßler und Taglioni. Der Gegenwart gehören an die Hrn. Beck, Draxler, Labatt, Walter, die Damen Dustmann, Gindele, Wilt.

Das neue Haus steht auf dem Grunde des ehemaligen Stadtgrabens und bezeichnet denkwürdig eine ehemalige Stadtgrenze. Es bedurfte sieben Jahre zur Vollendung und kostete acht Millionen Gulden. Während seines Baues wehte zweimal die Trauerfahne von der Höhe, die beiden Meister des Baues, van der Nüll und Siccardsburg gingen mit Tode ab. Im Jahre 1869 wurde das Haus unter Direktor Dingelstedt's Leitung eröffnet.

Bevor die Hofoper hieher siedelte, zeigte sie sich nicht so prächtig und die Wiener hatten keineswegs seit alten Zeiten solch prunkvolles Haus, solche theatralische Zustände. Das alte, im Jahre 1873 abgebrochene Hofopernhaus, im Volksmunde „Kärthnerthor-Theater" genannt, weil es diesem Stadtthore zunächst stand, war erst seit 1794 in letzter stattlicher Form vorhanden. Es stand mit seiner Seitenfronte an der Straße hinter der neuen Hofoper, mit seiner nicht sehr breiten Hauptfronte der Augustinergasse zugewendet. Bis 1709 stand an derselben Stelle eine hölzerne Bude, und hier war es wo der erste Hanswurst, der berühmte Stranitzky seine Aufwartung machte. Die Geschichte dieses Theaters muß zum Verständnisse des gesammten Wiener Theaters wie der Hofoper verfolgt werden. Das von der Stadt errichtete, vom Hofe später erkaufte gemauerte Haus bezog Stranitzky 1710 als Pächter und Direktor, und er übergab seine Pritsche zugleich als Directorstab erst 1727 dem Hanswurste Prehauser. Es wechselten all-

mälig die Burlesken, Farcen mit der Oper und dem Ballette, welche der Kaiser, wie bereits bei dem Hofschauspiele dargethan wurde, hieher gewiesen. Im Jahre 1761 ward ein „Don Juan oder der steinerne Gast, mit Hanswursts Lustbarkeit" aufgeführt, und als zum Schlusse der Held von den Teufeln in die brennende Hölle gestürzt wurde, fing das Haus Feuer. Ein Kassier mit Weib und Familie verbrannten dabei, klammerten sich jammerschreiend an die vergitterten Fenster in der Höhe und man vermochte den sichtlich den Feuertod Sterbenden nicht zu helfen. Der Hof kaufte die Trümmer und den Grund des Hauses von der Stadt und ließ ein neues Theater rasch und besser aufbauen, 1763 wurde es eröffnet. Bis 1770 kämpften hier Burleske und improvisirte Comödie gegen das künstlerische dramatische Gebilde, und die besten Gegner desselben schufen nächst dem „Hanswurst" noch den „Bernardon", den „Jackerl" und andere lachenerweckende Figuren. Aber der Kampf der Bessern, unter Andern auch von Sonnenfels literarisch geführt, siegte endlich. Affligio, der auch im Hofburgtheater als Direktor wirkte, mußte zurücktreten, Graf Kohary war der erste, welcher mit den höheren Zwecken folgte. Es wechselten aber auch noch italienische Opern mit französischen Stücken und allerlei anderen, neben Opern ab. Das Schicksal dieses Hauses war in steter Wechselwirkung mit dem Hofburgtheater und oftmals hatten sie ein und denselben Leiter, das bald hier bald dort wirkende Personale. Im Jahre 1810 unter Kaiser Franz I. wurden die deutsche Oper und das Ballet dauernd und ausschließlich in das Theater „nächst dem Kärthnerthore" gewiesen und ward der Titel „Hof-Opernhaus" ein bleibender.

Die geschichtliche Reihenfolge der Lenker oder Directoren wird die Bewegung noch deutlicher zeigen, wesentlich durch Namen, welche wir bereits aus der Geschichte des Hofburgtheaters oder Hofschauspielhauses kennen.

Comte Peconi 1708 — Stranitzky 1710 — Prehauser 1727 — Borosini und Sellier 1728 — Sellier 1742 — Baron Lopresti 1751 — Graf Eßterhazy und Durazzo 1752 — Affligio 1769 — Graf Kohary 1770 — Private 1776 — Frhr. v. Braun 1794 — Fürst Lobkowitz als Vertreter der pachtenden Cavaliere 1807 — Graf Palffy 1813 — Hofrath Fuljod 1817 — Barbaja (Pächter des San Carlo-Theaters in Neapel) 1821 — Graf Gallenberg 1829 — Duport 1830 — Ballochino und Merelli 1835 — diese letzten der Pächterreihe hatten zugleich die Scala in Mailand in Pacht und brachten, wie es seit Barbaja eingeführt war, jährlich eine italienische Oper für zwei oder drei Monate nach

Wien — Dichter und Director Holbein vom Hofburgtheater folgte als kais. Hof-Opern-Director hieher 1849 — Säuger Cornet 1853 — Kapellmeister Eckert 1855 — Kapellmeister Salvi 1857 — Dichter und Hoftheater-Director vorher in Stuttgart, München, Weimar: Dingelstedt 1868 — Chormeister des Männergesang-vereines, Director des Conservatoriums der Musik und erster Hofkapellmeister Herbeck 1871.

Wien rivalisirt mit dem bisher an der Spitze gestandenen Paris und ein Ueberbieten der Kräfte, der Größe der Bühne oder des Zuschauerraumes wird aus dem Grunde nirgends möglich sein, weil sowol die Stimmen der Sänger wie der Instrumente dabei nur zu leiden vermöchten.

Die historische Reihe der Wiener Theater verfolgend gelangen wir zunächst zu jenem in der Leopoldstadt. Der Erbauer des nun stehenden Hauses hat durch den sonderlichen Namen Carl-Theater dafür gesorgt, daß sein Name bleibend und ihm ein selbstgestelltes Monument gewidmet sei. Ein seltsamer Zufall ist es, daß das Leopoldstädter Theater bald nach seinem allerersten Enstehen Casperl-Theater allgemein genannt wurde und es also scheinen kann, als ob dieser Name zu dem ersten abgekürzt worden wäre, umsomehr, da beide eben so burlesken wie schlauen Persönlichkeiten zu ihrer Zeit eigen waren.

Das Theater ist dadurch merkwürdig, daß es das erste ständige Volks-Theater war und den größten Einfluß auf das Volksstück übte. Der erste Mann, welcher zuerst ein Theater an Stelle des heutigen erbauete, war Karl Marinelli. Er erhielt unter Kaiser Josef II. 1781 die Gestattung dazu. Hanswurst war in der Stadt vertrieben, sogar todtgemacht worden, und das Volk wollte lachen, seinen Drang nach kräftigem Humor auch in geordneten Stücken befriedigt sehen. Da half ihm ein Mann, welcher Laroche hieß und ihm hier in der Vorstadt den improvisirenden Hanswurst zu einem geordnet sprechenden „Casperl" umtaufte. Er mag noch immerhin genug über die Zeilen-Schnur gehauen haben, und es war im Grunde doch der alte Geselle im neuen Gewande und mit neuen Späßen. Das Volk liebte seinen Casperl so sehr, daß das silberne Geldstück, welches Eintrittspreis des ersten Platzes war, ein „Casperl" genannt wurde. Hier folgten nun die kräftigsten und wirksamsten Komiker in fast ununterbrochener Folge bis zur Neuzeit. Nach dem „Kasperl" kam der „Thadädl" des Mannes Namens Hasenhut. Hierauf folgte der „Pumpernikl" des kleinen buckeligen Schuster, welcher schon manigfache Rollen und Charaktere darstellte, aber denn doch immer

die eine komische Person blieb und zuletzt in der „Staberl-Figur“ sich zum Höhepunkte entwickelte. Neben ihm tauchte Raimund auf und war nach ihm die Wunderblüte auf diesem Boden. Nestroy mit seinem beißenden, übermüthigen, ausgelassenen Witze war der Nächstfolgende, und als dessen Genosse erlustigte zugleich Scholz, welcher geradezu seinen von Natur und Kunst auserſehenen Gegensatz bildete; und mit ihnen formte ein Triumvirat, Carl, welcher den „Staberl“ erst bei seinem Tode sterben ließ — und seitdem haben die echt wienerischen Typen, förmlich mit Altwien geendet.

Im Rückblick auf alle diese Namen erkennt man den Einfluß auf die gesammte deutsche Volksbühne, welche förmlich von diesen Männern und deren Gestalten abhängig und somit in ihrem ganzen Wesen auf Wien gewiesen war, das fast bis zur Hälfte dieses Jahrhunderts allein schöpferisch blieb.

Auf diesem Theater tauchte auch das romantische Ritterstück des Volkes auf, ferner das dramatisch dargestellte Märchen mit all seinen Feen und Zaubergestalten und Geistern. Raimund läuterte aus diesen Schlacken die Goldkörner seiner Stücke, und Nestroy schmolz ein unedleres Metall daraus, das er zu satirischen Dolchen, Nadeln, als Waffe dagegen und später unabhängig zu allerlei putzigen, die Lachlust erweckenden Dingen formte. Hier entfaltete sich auch die Volksmelodie durch Wenzel Müller, Gyrowetz, Kreuzer und Andere, und von hier aus flog Bäuerle's: „Es gibt nur a Kaiserstadt, es gibt nur a Wien“ in die Welt. Hier tauchten die ersten schauspielerischen Frauengestalten auf, welche volksthümlich wurden, und die Krones lebt noch heute in Aller Munde, so daß sie als Prototyp für alle volksthümlichen Theaterdamen gilt. Hier erhob Raimund sein „Brüderlein fein!“ hier spielte er zum letzten Male seinen Valentin im „Verschwender“, „legte seinen Hobel hin und sagt' der Welt Adjee“, ehe er sich erschoß, 1836. Hier zeigten sich nebeneinander der überaus lange dünne Nestroy mit pfiffiger Miene, aus dessen Mund die Worte rastlos, sich fast überstürzend, nahezu unerschöpflich flossen, und der kurze dicke Scholz mit einfältiger Miene, der wenig und abgehackt sprach. Während der Erste mit dünnen langen Beinen von einem Ende der Bühne zum andern mit weiten Schritten eilte, stets die Luft mit den dünnen Armen durchfocht, die Augen im schmalen kantigen Gesichte rollte, zuckte, jede wortreiche Rede boshaft, scharfsinnig spitzte und hinausschnellte, stand der Andere mit kurzen dicken Beinen ruhig, oder machte nur wenige schmalspurige Bewegungen, glotzte aus dem rundbackigen Gesichte vor sich, öffnete spärlich den Mund

und ließ die gemessenen Worte wie absichtslos fallen. Was Nestroy sprach, war Lauge, was Scholz sagte, war Käsemilch. Erschütterndes Gelächter folgte den Worten und Handlungen Beider. Als Dritter gesellte sich ihnen der früher isolirte Carl bei, ein schauspielerisches Talent, das sogar manchmal tief zu rühren wußte, aber im Komischen wesentlich unruhig zwischen Beiden hin und her rennend, bald dumm, bald klug schwätzend, bald ordnend, bald verwirrend, weniger Charakter als burlesk. Wer sie noch gesehen und in ihrer höchsten Höhe, etwa als Kleeblatt im „Lumpacius", vergißt sie nicht!

Raimund's, des Dichters und Komikers, weicher, biederer Charakter repräsentirte das Wien seiner Zeit, ebenso repräsentirte dies später der in den vierziger Jahren wesentlich blühende Nestroy, der Dichter und Komiker, der frivole, sich gegen Alles auflehnende, es zersetzende ohne Besseres aufzubauende Nestroy.

Marinelli hatte den Casperl, die andern komischen Käuze alle, das vaterländische Ritterstück, die Zauber-Singspiele sämmtlich gefördert, bis er 1803 schied; dann kam Direktor Hensler und förderte die Posse, unterstützt von einer Reihe schöpferischer Lokaldichter wie Perinet, Hafner, Meisl, Bäuerle, bis 1821, in diesem Jahre tauchte Raimund als Dichter auf, wurde 1828 unter einem Eigenthümer Steinkeller Direktor, entsagte 1830, es folgte ein Sohn des früheren Marinelli, und endlich 1838 kaufte Carl, welcher Pächter des Theaters an der Wien war und von dem wir dort sprechen werden, das Haus, welches alt, hinter der Zeit zurückgeblieben, enge und schundig war, renovirte den ganzen Schauplatz und baute 1847, als er das andere Theater verlor, das Haus ganz neu. Er ließ sich unter den Figuren der Fronte als kluger Narr in Stein meißeln, nannte das Haus nicht Carl's, sondern Carl-Theater, was ein Unsinn ist, und machte sich viel Geld, indem er die Talente der Komiker, dann der Dichter, wie Kaiser, Haffner, Hopp, Langer, schonungslos ausbeutete. Im Jahre 1855 starb er, Niemand einen Dank spendend, seinen Erben, klug und karg wie im Leben, das Dirigiren verbietend. Nestroy wurde Direktor, dann 1861 Herr Brauer aus Nürnberg, das Theater herunterbringend, so daß es 1862 an Herrn Theatermaler Lehmann kam, welcher es nur noch einige Monate fortschleppte, bis Carl Treumann, der überaus gewandte Komiker und Operettensänger, 1863 eintrat, dessen Theater auf dem Franz-Josefs-Kai eben abgebrannt war. Treumann führte Offenbach ein und errang glänzende Erfolge, nach ihm gewann Schauspieler Ascher den Pacht 1866 und gab ihn 1872 an Schauspieler Jauner.

Nach Nestroy verlor das Theater seinen Charakter als Volkstheater; die Unternehmer sahen es auf die wohlhabenden Stände und die französischen Komödien ab, in denen die Darstellerinen der Frauenrollen mit Schönheit, Toilette und Talent excelliren. Diese drei selten vereinigten Eigenschaften besitzt Fräulein Kronau, welche dermalen die Hauptrollen so glücklich darstellt. Fräulein Gallmaier, von der wir später sprechen, wirkte auch eine Zeit hier, und die nun wirksamsten Komiker sind die Herren Blasel, Knaak, Matras.

Das Haus ist in seiner nicht günstigen Fronte Abends glänzend erleuchtet, und nach einem kärglichen Foyer erfreut ein schöner, roth und gold reichlich geschmückter Schauplatz, der einen durch die Bühne abgekappten Kreis bildet und durch vier Gallerien, ohne den ersten Balcon, nur zu sehr überhöht erscheint. Der Zuschauerraum enthält beiläufig 400 Parterresitze, auf beiden Seiten zusammen 16 Parterrelogen, 13 in der ersten Gallerie und nebst der k. k. Hof- und der Fremdenloge auch noch 6 Logen in der zweiten Gallerie, im Ganzen 33 Logen, im Balcon nahezu 50 Sitze, in der ersten Gallerie 130, in der zweiten nahezu 200, in der dritten über 100, in der vierten ebenso, und im Parterre wie in den Gallerien Bänke und Stehplätze für beiläufig 500 Personen, in Summe für 1600. Das Theater hat speciell seine Habituees; die Lebemänner, die Börse, die orientalische Leopoldstadt, die Damen, welche sich und ihre Toilette gerne sehen, erscheinen mit Vorliebe hier; man lacht noch zumeist, und das Ensemble bei Conversationsstücken ist vorzüglich.

In dem Bezirke Wieden, oder „an der Wien“ besteht ein Theater schon seit den zwei letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts. Ein gewisser Schickaneder, welcher schrieb und reimte, hatte in dem Hofe des „Freihauses“ eine hölzerne Bude, da schrieb er einen Text unter dem Titel „Zauberflöte,“ gab ihn dem Musikus und Kapellendirigent Mozart, welcher etwas draus machte, das 1791 aufgeführt und von da ab — unsterblich ward. — Die Einnahmen machten den Bau eines neuen Hauses an anderer Stelle, des jetzigen möglich, und es wurde 1801 vollendet, auch eröffnet. Zum Dank gegen Mozart, ward über dem Hauptportale eine Papageno-Gruppe angebracht und das Thor Papageno-Thor, wenigstens im Volksmunde geheißen. Die Oper machte hier dem Kärthnerthor-Theater starke Concurrenz, bis die Pächter von dort das Theater kauften oder pachteten und auch die Pantomime hier einführten. So hatte es seine blühenden Zeiten, seine Pracht, namentlich unter dem prunkliebenden Grafen Palffy, sein be-

rühmtes Kinderballet, unter welchem die Elßler, sogar das Schauspiel erhob sich zu bedeutender Höhe, so daß die berühmte Schröder hier ihre ersten Lorberen holte, Herteur, Ochsenheimer u. A. die ihren.

Graf Palffy war jedoch mehr Cavalier als Direktor und das wollte mit der Kasse nicht stimmen, das Theater wurde, da sich kein Käufer fand, 1819 ausgespielt und ein Mann mit dem seltenen Namen Maier, noch dazu aus Ungarn, gewann es, zog aber die Ablösungssumme vor und so versuchte der Graf nochmals sein Glück, aber vergebens. Er engagirte nacheinander leitende Kräfte, unter denen v. Braun, Hensler, der Dichter Wilhelm Vogel; diese letzteren führten das Spektakelstück ein, Cavallerieaufzüge, Thierproduktionen, auch Kinderballete, Räuber- und Ritter-Dramen mit Gefechten und lebenden Wäldern, Brunnen ꝛc., brachten hiemit jedoch schließlich das Theater so herunter, daß es im Frühling 1825 gesperrt werden mußte.

Im Herbste dieses Jahres erschien Carl (von Bernbrunn), aus München kommend. Er war ein geborener Wiener und kannte diese. Er fuhr von München bis Regensburg zu Lande und von da armselig auf einem Flosse die Donau herab, um mit einer Gesellschaft Gastvorstellungen zu geben. Er brachte einen der schönstgeformten und klangvollst sprechenden Männer mit, die je gelebt, den damals jungen Heldenspieler Kunst, und sich selbst als Staberl. Der Held und der Staberl füllten das Haus, man weinte und lachte wieder herzhaft, die Wiener waren entzückt, Carl bald in brillanten Verhältnissen. Er schied, kam aber im nächsten Jahre wieder und pachtete endlich von dem neuen Käufer, Baron Hruschowsky, 1827 das Theater auf längere Jahre. Er war eben so geschickt und glücklich wie geizig und unverschämt. Das Theater war ihm ein Geschäftslokale und jede Person nur eine auszubeutende. Ihm fielen die Lose eines Nestroy, Scholz, Grois, Hopp, Beckmann und einer Reihe anderer trefflicher Darsteller wie Darstellerinen zu, worunter die erste deutsche Vaudevillistin Brünning, ihm war der Affe des Klischnigg und der „Hund des Aubry", die Athletengesellschaft des Rappo Geldquelle, er lohnte jeden Dichter, durch den er reich wurde, nur wie einen Taglöhner, und so trieb er es fast zwanzig Jahre lang fort und kaufte mittlerweile 1838 das Leopoldstädter Theater, um die Einzelnen der gleichen Gesellschaft keinen Abend unausgenützt zu lassen. Allein mit dem Erträgnisse des „Lumpaci" Nestroy's den er mit einigen Gulden lohnte, kaufte er eine ganze Gasse in Hietzing. Das Volk nannte sie richtig „Lumpaci-Gasse". Während er glaubte, den Erben

des letzten Eigenthümers das Theater um eine Geringfügigkeit abpressen zu können, bot Direktor Pokorny vom Josefstädter Theater, von Theaterfreunden als ehrenwerther Mann unterstützt, unversehens in einer Auction bedeutend mehr, und ehe der Agent Carl's Meinung einholen konnte — war dieser zu seinem Entsetzen Direktor — gewesen. Franz Pokorny brachte 1845 die große Oper, selbst Meyerbeer und Jenny Lind nach Wien, entriß Staudigl und Pischek der Hofoper; die enormen Einnahmen von den entzückten Wienern genügten trotzdem für die ungeheuerlichen Ausgaben nicht, das Theater sank, das Schauspiel zog nicht, die Posse hatte in der Leopoldstadt ihren Schwerpunkt, Pokorny starb in schlimmen Verhältnissen, sein Sohn Alois Pokorny führte mit den edelsten Absichten, aber gehemmt von einem unseligen Sequestorate, das Theater weiter, bis es geschlossen werden mußte und Direktor Strampfer aus Temesvar, ein geborener Wiener, 1862 kam und sein dort gescheitertes Glück hier versuchen wollte. Zu seinem eigenen Erstaunen gefiel ein unter Andern engagirtes Mitglied, Fräulein Gallmaier in einer schlechten Posse über alles Erwarten — Wien hatte wieder eine weibliche Possengröße. Die Kasse füllte sich, Strampfer kaufte Offenbach's „schöne Helene“ und engagirte eine in Hamburg spielende Wienerin, Namens Geistinger hiefür. Die imposante Gestalt trat in dem mythologischen berühmten Costume auf und fesselte die Augen, sie sang und entzückte das Ohr. Strampfer hatte sein Glück gemacht. Die Namen Gallmaier und Geistinger schwebten auf allen Lippen. Die eine ist klein, die andere hochgewachsen, die eine prickelnd, schaumperlenwerfend, unruhig und plapperhaft aber immer wirksam auf der Bühne, in den Nuancen einem männlichen Komiker nichts nachgebend und oft so weit gehend wie dieser; — die andere bleibt in ihrer Rolle ruhig, würdig, immer einer Schöne, immer eine ganz eminente Schauspielerin und zudem Sängerin.

Wien hatte wieder Fesselndes, Strampfer's Theater war überfüllt. Er pflegte Offenbach, französische Feerien; und Wiener Volksstücke O. F. Berg's hatten sensationelle Erfolge. So ging es glänzend bis der unruhige Geist der Gallmaier vom Direktor absprang und schließlich sein gewandter Theatersekretär Herr Steiner in Gemeinsamkeit mit Fräulein Geistinger um die Direktion concurrirten und sie 1869 errangen. So ist Fräulein Geistinger jetzt die dramatische Seele und Säule des Hauses.

Dasselbe ist nach Carl's Pietätlosigkeit und Ruinirerei wieder hergestellt wie es zu Mozart's und Schickaneder's Zeiten war. Es bildet einen großen Halb-

kreis, welcher in schönem Verhältniß zur Höhe der vier Gallerien steht, ist blau mit Silber und mit versilberten Karyatidenreihen geschmückt, welche die Gallerien tragen. Das Parterre faßt beinahe 350 Sitze, zu beiden Seiten befinden sich zusammen 14 Logen, im ersten Range nebst der k. k. Hofloge und der gegenüberliegenden Fremdenloge 10 Logen, zudem 130 Balconsitze; im zweiten Range zwei Logen und über 100 Sperr-Sitze, im dritten ebensoviele und dreimal so viele offene, im vierten nur offene Sitze für wol 500—600 Personen. Im Ganzen ist also mit den Stehplätzen der verschiedenen Kategorien ein Zuschauerraum für mehr als 2000 Personen vorhanden, der einen milden, überaus freundlichen weil nicht grellen Eindruck macht.

Das Theater in der Josefstadt wurde 1788 von einem Unternehmer Karl Mayer eröffnet, schleppte sich ohne Bedeutung, zumeist nur von der Pantomine existirend, bis 1822 fort, zu welcher Zeit ein Neubau das alte Haus ersetzte, dann pachtet es kurze Zeit Carl nebstbei, verließ es aber wieder, worauf es in alte Unbedeutung sank, bis 1832 Direktor Stöger kam, welcher es mit der kleinen Oper und dem guten Schauspiele vortrefflich hob. Konradin Kreuzer war hier Kapellmeister und brachte sein „Nachtlager" zur ersten Aufführung. Der Direktor wußte auch 1833 Raimund zum Gastspiele zu engagiren und da brachte dieser sein unsterbliches Werk den „Verschwender" zur ersten Darstellung. Vierzigmale ohne Unterbrechung folgten die Aufführungen, ein zu jener Zeit unerhörter Erfolg. Stöger ging 1834, sein unglücklicher Nachfolger Scheiner verschwand 1836, und ein provisorisches Directorium von Schauspielern konnte das Schließen des Theaters nür kurze Zeit, bis 1837 abhalten. Nun kam Franz Pokorny, ehemaliger Stadtbläser, Orchestermitglied, dann Direktor des Theaters zu Preßburg. Ein redlicher Mann mit bestem Willen, jedoch von Picke auf gedient, ohne die nöthige Bildung. Er strebte mit Ausstattung und guter Musik vorwärts zu kommen und hatte bald das Glück den „Zauberschleier" zu erhalten, wozu Titl eine überaus reizende Musik componirte. Das Stück ging ein Jahr lang fast ohne Unterbrechungen. Nach ähnlichen Dekorationsstücken versuchte er es mit der Oper und erlangte namentlich durch Balfe's „Haimonskinkinder", „Zigeunerin" 2c. außerordentliche Erfolge. Er hatte hierauf ein Theil des Geldes und noch mehr Muth, um das Theater an der Wien zu kaufen und sein Schicksal, wie vorher erwähnt, dort zu suchen. Nach ihm kamen allerlei Männer, zuletzt ein Herr Hoffmann, welcher das Theater bis zur Verkommenheit sinken

ließ, worauf es Bernstein, dann Fürst pachtete. Dieser Mann hatte sich von der Sphäre eines Prater-Volkssängers durch urwüchsige Kraft und volksmäßige Ungebundenheit allmälig in seiner Sphäre emporgebracht, bis er von der Tribüne des Wirthshauses auf die Bühne einer Singspielhalle im Prater steigen konnte, die er selbst errichtete, und von da auf die Bretter, welche die Welt bedeuten — die des Theaters in der Josefstadt.

Er pflegt daselbst noch das spezifische Wiener Volksstück mit Beyer, Elmar &c. und hat so ziemlich Glück damit, umsomehr da er desselben nur in Wintermonaten bedarf und im Sommer seine Gesellschaft in das Prater-Theater führt.

Das Josefstädter Haus ist klein, freundlich, und ersetzt durch hübsche Ausschmückung was ihm an Größe gebricht. Es besitzt nur drei Gallerien, beiläufig 15 Logen nebst Hofloge und dürfte 800 Personen fassen. Das Prater-Theater hat nur zwei Gallerien und ist kleiner.

Nachdem Direktor Strampfer vom Theater an der Wien sich in Folge des ihm entgangenen Pachtes Muße in ländlicher Zurückgezogenheit gegönnt, raffte er sich zu einem neuen Unternehmen auf, er kaufte das kleine Haus des ehemaligen „Conservatorium der Musik," das günstig mitten in der Stadt gelegen ist, „Tuchlaubengasse", und errichtete daselbst 1871 ein „Vaudeville-Theater." Bereits vor ihm hatte ein unglücklicher Unternehmer das Haus zu einem kleinen Theater herrichten lassen, der neue Director erweiterte und schmückte es, und machte Glück mit komischen Operetten, namentlich durch das niedliche und hübsch singende Fräulein Finaly, dann auch durch das Engagement des Fräulein Gallmaier.

Der historischen Reihenfolge nach müssen wir nun das „Stadt-Theater" anführen. Dasselbe ward im Geiste und in der Wirklichkeit von Laube gegründet. Nachdem dieser ehemalige Direktor des Hofburg-Theaters unwillig von einer zweijährigen Direktion in Leipzig zurückkam, einer Direction die er freiwillig zurücklegte, suchte er nach Thätigkeit. Keines der Theater konnte ihm in Wien solche bieten. Er faßte den Gedanken eines Aktien-Theaters und fand in dem täglich mehr aufblühenden Wien bei den Finanzkräften willkommene Unterstützung. Das Hofschauspielhaus war längst zu klein, die Logen sind zum großen Theile der Diplomatie geweiht; es war voraussichtlich, daß ein Mann wie Laube, der in höherer Directionsführung bei den Wienern längst erprobt und beliebt, Förderung finden mußte zu dem Zwecke, den bürgerlichen oder neuadeligen Ständen

Raum, geistige Erholung, Drama, Schau- und Lustspiel zu bieten, nicht nur wie das Hofschauspielhaus, sondern vielleicht noch unbeirrter von nothwendigerweise daselbst waltenden Rücksichten. Logen und Sitze wurden als Theaterantheile verkauft, erstere zu 25,000, letztere zu 2,000 Gulden und so war nach der Projektirung das Capital von circa dreiviertel Millionen bald beisammen, der nöthige Eck-Baugrund mit der Fronte nach der „Seilerstätte" bald gewonnen und das im Jahre 1871 begonnene Theater im Herbste 1872 eröffnet.

Ein reizend geschmücktes Haus; roth mit Gold im halbrunden Zuschauerraum, der alle Vortheile besitzt, welche die Neuzeit für Theater erfand. Man sitzt recht bequem und gut situirt, und das Repertoire enthält die Schöpfungen der Classiker, wie der modernen Zeit. Der Ton ist eines höheren Theaters würdig, und die Novitäten folgen in raschem Wechsel. Eine Großstadt wie Wien heute ist, bedarf immer, für dieselben dramatischen Gattungen, mehr als eine Bühne und mehr als einen darstellenden Künstlerkreis. Als hervorragendste Künstler wußten sich geltend zu machen: die Damen Frank, Schratt und Charles, die Herren Robert, Salomon, Lobe und Reusche.

Der Zuschauerraum bietet mehr als 300 Sitze im Parkett und Parterre, erhöhete Parterre-Logen, dann in drei Gallerien Logen, welche zusammen fast 60 zählen, nebst k. k. Hof- und Fremden-Logen. Ueberaus freundlichen Eindruck macht das Mittelstück der zweiten und anderen Gallerien, welches von den Logen flankirt sich balconartig oder amphitheateralisch erhebt und den Ueberblick bis zur letzten Reihe der Sitze gestattet. Im zweiten Range sind an 150 Sitze, im dritten an 200, im vierten an 300, das Haus enthält als eine neuzeitige anzuerkennende Eigenthümlichkeit gar keine Stehplätze.

Den Bedarf der Weltstadt Wien nach Opern wird man fortan noch in einem Opernhaus zu erfüllen streben und zwar dem der „Komischen Oper", welches noch im Jahre 1873 auf dem „Schottenringe" erstehen soll. Das Haus und Unternehmen ist von einer Aktiengesellschaft gegründet, der erste Direktor derselben Herr Swoboda, bisher der erste Tenor und die erste männliche Darstellungskraft des Theaters an der Wien.

Seit kurzer Zeit sind noch kleine Bühnen entstanden, welche zugleich die Aufgabe sich stellen die Schüler der Theaterschulen vorzuführen, das eine unter dem Titel „Residenz-Theater", das andere unter dem Titel „Conservatorium

für dramat. Kunst", das erste unter Direktion des Herrn Eduard Kierschner, das zweite des Herrn Franz Kierschner, zweier Brüder und ehemaliger Mitglieder der Hofbühne.

Schwender's „Colosseum" in Rudolfsheim enthält ein täglich spielendes Volks-Theater, die „Neue Welt" bietet ein Sommertheater. In dem volkreichen Bezirke Mariahilf, auf der Hauptstraße, ist bereits in sehr günstiger Situation ein Platz zum Baue eines neuen Theaters angekauft. Für den Bezirk Landstraße ist ebenfalls eine Concession genommen. Die Summen für beide Theater sollen mittelst Actien aufgebracht werden, das erstere Unternehmen ist bereits basirt.

Wir haben nun unsern Rundgang zu allen Theatern Wiens und unsere Rundschau darin beendet.

Viel des Gebotenen, noch mehr des Begehrten; des Guten war noch immer zu wenig.

Das Publikum Wiens, welches auch mitspielt, ist eines der leichtest aufzuregenden, zu gewinnenden, wol das dankbarste aller deutschen Städte. Es hat einen Zug für Schwärmerei, ebenso in thränenerregenden wie in lachenerweckenden Dingen. Langeweile ist bei ihm ein Verbrechen. Es hält mit Ausdauer an seinen Lieblingen. Es läßt sich sogar von ungezogenen Manches anderswo Unmögliche gefallen. Es schwärmt oft. Es vergißt leicht. Es verbraucht rasch Berühmtheiten. Daran mögen solche gedenken. Die Liebenswürdigkeit trifft bei ihm immer auf das Rechte, denn es ist selbst liebenswürdig!

Wie viele Theater hat Wien?

Immer mehr!

Fahr'n m'r E'r Gnaden?

Eine Rundfahrt.

Fahr'n m'r E'r Gnaden?

So ruft es uns plötzlich an, während wir nachdenklich oder sorglos über das Trottoir schreiten.

„Fahren wir Euer Gnaden?" lautet die Frage zu deutsch. Und wer sie an uns stellt, ist ein fast immer den Eindruck der Wohlgenährtheit und Gesundheit machender Mann, in jüngeren oder vorgeschritteneren Jahren, zuweilen sogar mit einer gewissen Eleganz herausstaffirt — ein Fiaker.

Ein Wiener Fiaker! Die Spezies bildet eine Berühmtheit, und wer je mit einem Wiener Fiaker gefahren, erinnert sich gerne daran — mit einer Ausnahme, bezüglich eines Punktes — und dieser heißt Taxe.

Betrachten wir das Fahrzeug, welches uns geboten ist, so werden wir finden, daß uns ein eleganter, ein moderner Wagen gegenübersteht. Sehen wir die Pferde an, so werden wir nur in seltenen Ausnahmen andere als gesunde, wohlgenährte, oft aber schöne, sogar ganz vorzügliche Pferde finden.

Der Wiener Fiaker ist der Aristokrat des öffentlichen Fuhrwerkes. Der Omnibuskutscher steht so tief unter seiner Würde, wie etwa der Plebejer unter der des Grafen. Der Einspänner oder Comfortable-Kutscher ist noch keineswegs

annähernd seines Gleichen, er verachtet ihn ebenfalls. Nur wenn ein herrschaftlicher Wagen vorüberfährt, würdigt er ihn eines beachtenden Blickes, er besieht die Pferde und beurtheilt die Haltung des Kutschers, er fühlt etwas wie Rivalität, das heißt bezüglich der Equipage, aber der Fiaker ist ein freier Mann und haßt jede Livree.

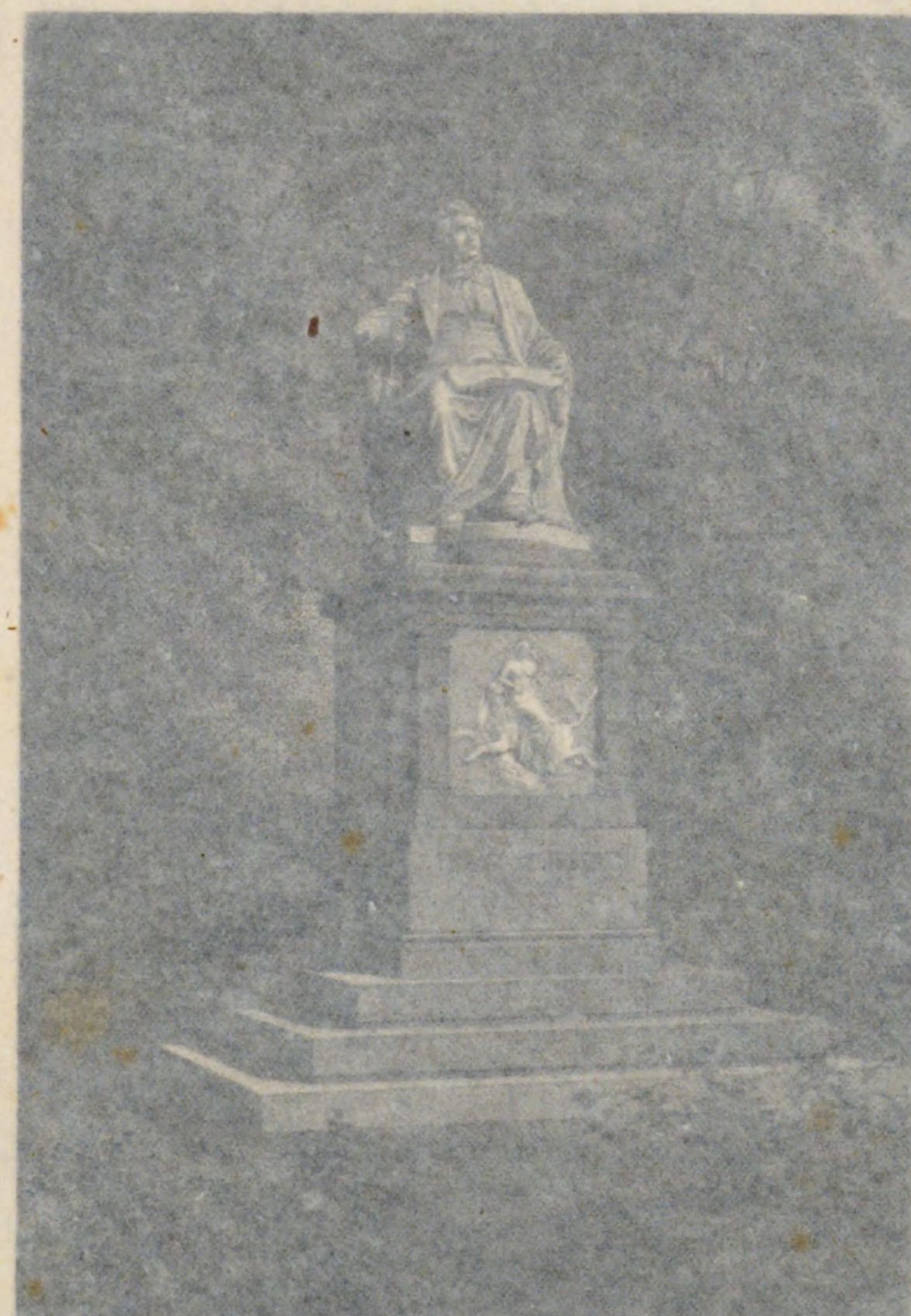
Der Fiaker hat Standes-Ehre. Sogar bezüglich seines Standplatzes ist er aristokratisch. Die Fiaker eines bestimmten Standplatzes halten darauf sich sehen lassen zu können, wenn sie in einer Reihe aufgestellt sind. Und ein Fiacker, welcher mit einem schundigen alten Fahrzeug auf dem Platze steht, wird so lange von den Kameraden geplagt, bis er sich ordentlich sehen lassen kann. Und es ist vorgekommen, daß Alten, welche nicht mehr vorwärts konnten und hinter dem Geiste der Zeit zurückblieben, ein neuer Wagen und bessere Pferde auf gemeinsame Kosten angeschafft wurden.

Der Fiaker ist gleich dabei den Wagenschlag zu öffnen, sei es bei einer zweifelhaften Handbewegung eines Herankommenden, sei es zur Verstärkung der Fahr-Einladung. Denn er weiß, sobald der Wagenschlag geöffnet, blicken wir in ein wohlausgestattetes, oft zierliches und feines Innere, und dieses vermehrt die Lockung.

Der Wiener Fiacker hat etwas vom Hotelier oder Wirthe an sich. Er will uns nicht nur das Geforderte bieten, sondern noch eine gewisse Behaglichkeit und Zierlichkeit, eine gewisse Ausschmückung dabei. Er bietet uns einen Spiegel im Innern des Wagens, Zündhölzchen und Aschenbecher, ja sogar Zeitungen. Er fährt uns nicht nur wohin wir wollen, er nimmt noch gerne die Physiognomie an, als wären wir ihm ganz anvertraut, er will daß wir spüren und wissen, er entscheidet jetzt über unser Wohl und Wehe, über unsere Behaglichkeit beim Betrachten der vorüberhuschenden Dinge, über unser rasches Vorwärtskommen, dabei aber auch unser Ungefährdetsein inzwischen der mannigfachen Gefahren, worunter die von Seite der geehrten Fiaker-Collegen nicht die geringsten.

Seinen Wagen betrachtet er also wie eine Art fahrenden Hotels, mindestens einen Empfangsraum, in den er uns geladen, und am Ende einer Fahrt springt er schließlich vom Wagen und öffnet den Schlag mit einem Ausdrucke, als wollte er sagen: Hab' ich Alles gut gemacht? Ist Alles in Ordnung?

Nicht alle Menschen werden richtig in der Umgebung und in den Verhält-



Perlberg delt

DAS SCHUBERT [illegible]

[illegible]

[illegible] ebenfalls. Nur wenn ein herrschaft[illegible] [illegible] eines [illegible] Blickes, er besieht die [illegible] er fühlt etwas wie Rivalität, [illegible] der Fiaker ist ein freier Mann und haßt [illegible]

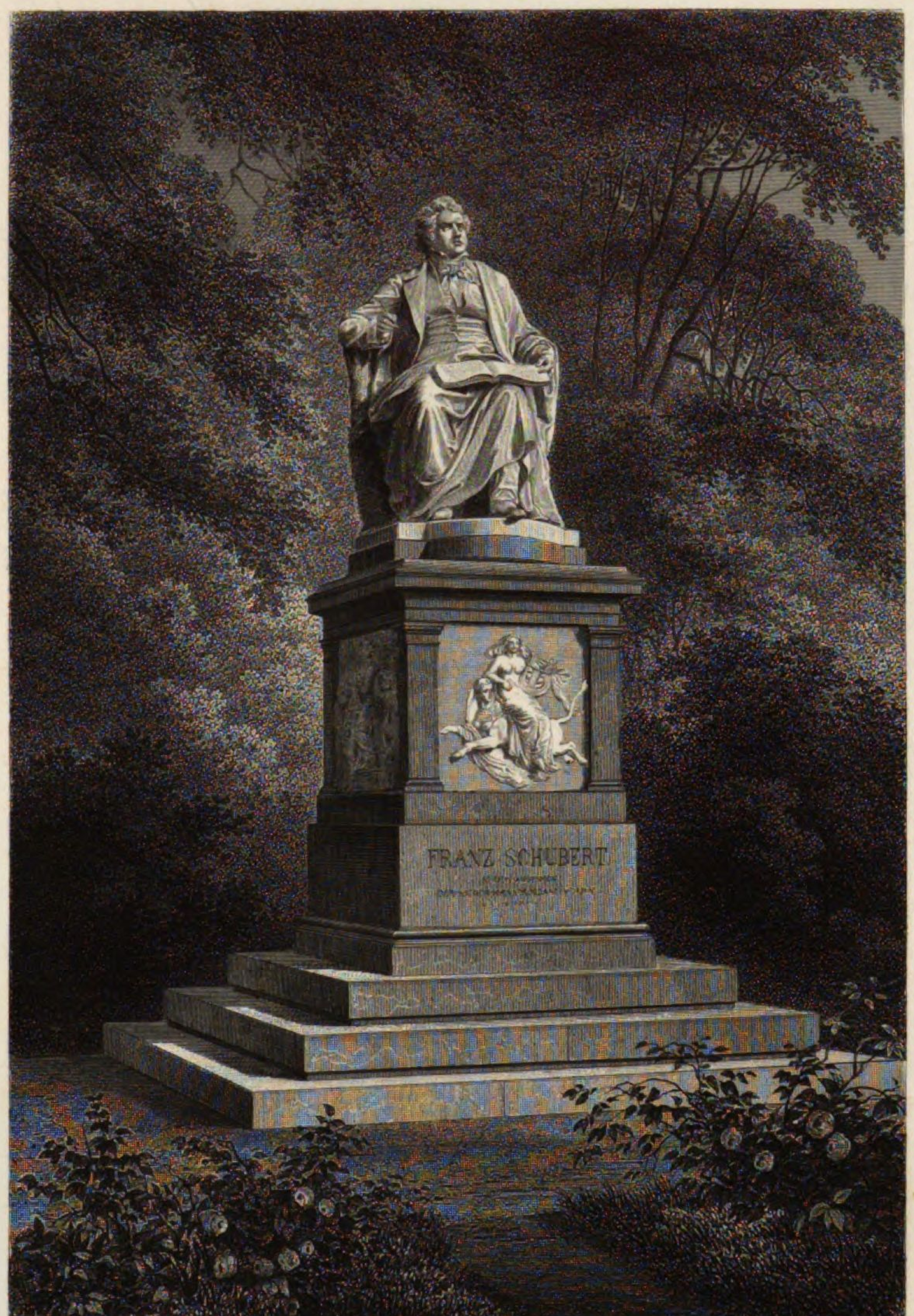
[illegible] Sogar bezüglich seines Standplatzes ist er [illegible] Standplatzes halten darauf sich sehen [illegible] aufgestellt sind. Und ein Fiacker, wel[illegible] auf dem Platze steht, wird so lange von [illegible] fassen kann. Und es ist vor[illegible] konnten [illegible] hinter dem Geiste [illegible] Pferde auf gemeinsame Kosten [illegible]

[illegible] zu öffnen, sei er bei einer zweifel[illegible] [illegible]enden, sei es zur Verstärkung der Fahr[illegible] der Wagenschlag geöffnet, blicken wir in ein [illegible] und feines Innere, und dieses vermehrt die [illegible]

[illegible] etwas vom Hotelier oder Wirthe an sich. Er will [illegible] bieten, sondern noch eine gewisse Behaglichkeit und [illegible] Ausschmückung [illegible]. Er bietet uns einen Spiegel im [illegible] [illegible]becher, ja sogar Zeitungen. Er [illegible] nimmt noch gerne die Physiognomie [illegible] er will daß wir spüren und wissen, er [illegible] über unsere Behaglichkeit beim Be[illegible] [illegible] über unser rasches Vorwärtskommen, dabei [illegible] der mannigfachen Gefahren, worunter [illegible] von Seite [illegible] nicht die geringsten.

Seinen [illegible] er also wie eine Art fahrenden Hotels, mindestens einen Em[illegible], in den er uns geladen, und am Ende einer Fahrt springt er [illegible] vom Wagen und öffnet den Schlag mit einem Ausdrucke, als wollte [illegible] Hab' ich Alles gut gemacht? Ist Alles in Ordnung?

Nicht alle Menschen werden richtig in der Umgebung und in den Verhält=



Perlberg delt. C. Rorich & Sohn sculpt.

DAS SCHUBERT DENKMAL IM STADTPARK.

(IN WIEN)





L. Rohbock del^t.   C. Rorich & Sohn sculp^t.

DAS CURHAUS IM STADTPARK IN WIEN.

nissen geboren, welche ihren Anlagen gebührt. So geht es dem echten, rechten und gerechten Fiaker.

Der Fiaker ist ein verdorbener Kavalier. Dagegen fehlt es nicht an Kavalieren, die auch nichts als verdorbene Fiaker.

Es ist ganz eigenthümlich, daß in der That Adelige, selbst Freiherren den Stand des Fiakers wählten, und bezügliche Geschlechter sind berühmt. Die Lust am Fahren, an Pferden, am Fahrzeuge war größer als das Vermögen, und da die Lust sich nicht auf eigene Kosten befriedigen ließ, mußte durch das Publikum für Bezahlung gesorgt werden.

Der Fiaker sitzt auf seinem Bocke mit demselben Bewußtsein, wie irgend ein Equipagenbesitzer, welcher sein nobles Eigenthum lenkt. Die Fiaker sind meist Eigenthümer des Zeuges, welches sie fahren, und wenn sie es nicht sind, ist ihr Verhältniß ein höheres als das eines Knechtes. Sie bezahlen dem Eigenthümer täglich eine bestimmte Summe. Wie ein solcher Fiaker fährt, wo, welche Gäste, das ist seine Sache, er ist wieder eine Art Hotelier, nur das Haus ist nicht sein fixes Eigenthum.

Deßhalb ist auch die Phrase, mit welcher der Fiaker anfrägt, eine ganz eigenthümliche und muß von höherem Gesichtspunkte betrachtet werden. Er sagt nicht, „Fahren Sie, Euer Gnaden?" er sagt nicht einmal „Fahren Euer Gnaden?" er sagt geradezu: „Fahren wir!" Er identificirt sich mit dem Gaste bezüglich des Fahrens, er deutet an, daß sogut der Gast fahren, auch er selbst fahren will, das heißt mit genießen, mit von der Partie sein will, so weit er es eben sein kann. Er will ausdrücken, mit dem Fahren vollzieht er für sich eine Nothwendigkeit und ein Vergnügen, sowie für den Fahrgast, und deshalb ist dieser durch ihn und mit seinem Wagen so gut besorgt. Fahr'n wir Euer Gnaden?

Zum Fiaker ist nicht der erste beste Mensch tauglich, welcher Zügel in der Hand zu halten versteht. Dies wäre gerade so viel, als ob jeder, welcher eine Feder in der Hand hält, zu kalligraphiren vermöchte. Ein echter Fiaker muß auch geboren sein, wie jedes Genie. Leider entartet bei den heutigen großen Bedürfnissen vielfach der alte Typus, nichtsdestoweniger ist das rechte Geschlecht der Wiener Fiaker noch immer zahlreich vorhanden. Und der echte Fiaker ist von seinen Kollegen im weiten Kreise der Stadt gekannt, geschätzt, er hat seinen ganz eigenen Namen, nicht etwa wie er im Tauf- und Conscriptionsbuche steht, sondern im Ge-

dächtnisse seiner Standesgenossen, und da heißt er etwa der „Wald=Bur'", der „Jucker=Franzl," der „fesche Poldl", der „Schimmel=Sepp", der „Bamlang" (Baum=lange) u. s. weiter. Es gibt auch viele komische, satyrische Spitznamen, auf die wir uns aber, wegen ihrer sprachlichen Schwierigkeiten und den nöthigen Erläuterungen dazu, hier nicht einlassen können.

Zum echten Fiaker, der wie gesagt von Natur aus zu diesem edlen Berufe auserkoren sein muß, gehört vorerst ein vollkommen gesunder Mensch, welcher alle Tages= und Jahreszeiten, alle Witterungen und alle Getränke zu vertragen im Stande sein muß, wo er dieselben etwa auf seinen Fahrten findet. In ersterer Beziehung fühlt er etwas vom Gewählten des Militärs in sich. Ferner muß er Wien und dessen Umgebung, alle kleinen Kreuz= und Quergassen, deren eben hunderte im weiten Kreise sind, kennen, wie seine flache Hand. Ein echter Wiener Fiaker darf, wenn ihm ein noch so krauser Weg und seltsamer Straßenname gesagt wird, blos mit dem Kopfe nicken, mit den Augen verständnißreich zwinkern, oder ganz würdevoll keine Miene verziehen, denn fragen wo das ist, wie man hinzu gelangt, wäre eine Schande, mindestens eben eine solche, als wenn ein an Bord genommener Lootse fragen würde, wie er das Schiff durch die Klippen seines Gebietes auf hohe See lenken solle.

Hat ein Fahrgast etwa die unnöthige Schrulle und sucht unaufgefordert die Lokalkenntniß oder vielmehr die Wege zu entfalten, so wird der echte Fiaker mit einem „Eh' wissen!" (Ohnehin, ehevor wissen) kurz und mit gehöriger, pfiffiger Geberde die Angelegenheit erledigen.

Fahren muß der Fiaker, daß Jeder, der ihn sieht, eine Freude an ihm hat. Man muß in seiner Haltung, in der Art und Weise wie er die Zügel führt, Sicherheit, Standes=Elegance und Bewußtsein merken. Anfahren, Niederführen, Wackeln und Fackeln, nicht auf dem Fleck plötzlich halten, ist ihm eine Schande, neben allen andern Unannehmlichkeiten. Ein echter Wiener Fiaker sagt von sich und seinem Zeuge, er kehrt's auf einem Cylinder=Hutdeckel um, noch mehr sprichwörtlich: „ein guter Fiaker muß auf einem Sechser umkehren!"

Und was die Hauptsache ist, ein Wiener Fiaker muß eine ganz außerordentliche Menschenkenntniß entwickeln. Recht eingefahrene Fiaker haben Erlebnisse gehabt und Menschen gesehen, in, mit und durch ihren Wagen, daß Memoiren derselben ein ganz außerordentliches Interesse erregen müßten! Der echte Fiaker

darf und wird nie einen Vorübergehenden belästigen. Er weiß aus den Vielen den Einen herauszufinden, welcher ihn bedarf oder bedürfen könnte und den er nicht ganz ungeschickt anspricht. Denn etwa, sich in den Weg stellen, zudringlich werden, anhalten, wird der Fiaker nie. Höchstens ein Rücken des Hutes, ein Compliment mit demselben und das berühmte „Fahr'n m'r E'r Gnaden?" das ist Alles.

Das „Fahr' m'r" muß ein ganz eigenthümliches Timbre, einen nur dem echten Wiener nachahmlichen Ton haben — jeder Andere wird es verpfuschen und Niemandem solchen Anstoß erregen, solchen endlosen Anlaß zum Spotte geben, wie gerade dem Fiaker-Collegen selbst.

Der Fiaker muß wissen Wen er fährt, mit dem ersten Blicke muß er es heraus haben, ob es sich um einen Geschäftsweg, um eine Spazierfahrt, um ein stolzes Vorwärtsjucken oder behäbiges Gleiten handelt. Vollends wenn er einen Herrn und eine Dame zugleich fährt, hat er im ersten Augenblicke heraus, ob er ein beruhigtes Ehepaar, ein abenteuerndes Pärchen, oder gar zwei Verliebte in seinen Wagen aufnimmt, ob es sich um eine eilige Verkürzung oder eine nachdenkliche Verlängerung der Fahrt handelt.

Der Fiaker hat eine so außerordentliche Menschenkenntniß, daß er wiederholt zu den merkwürdigsten Entdeckungen bei wichtigen Fällen Anlaß gab. Er behält einen Gast und einen Ort den er besucht, lange im Gedächtniß. Er hat ein Rechts- und Ehrgefühl, und in seinem Wagen vergessene Gegenstände von hohem Werth, selbst Summen von Bedeutung werden von ihm fast immer deponirt. Sein Stolz ist's, sich etwa in der Zeitung zu lesen mit einer Anerkennung. Nur in einem Punkte ist er abgestumpft und das ist bezüglich der Tax-Ueberschreitung.

„Tax" ist für ihn das Wort, wie für den Neger „Sklaverei!" Die Taxe und sei sie noch so respektabel, wird er immer behandeln, wie eine eiserne Fessel. Frei will er den Fiacker und aber auch den Fahrgast. Nichts kommt der Verachtung gleich, die er für den nur die Taxe Gebenden fühlt. Wer nicht mehr gibt, als die Taxe wird immer und ewig ein „Schmutzian" bleiben. Wenn dies der Fiaker nicht laut sagt, so hat er ohnehin schon seinem Gemüthe große Entbehrung auferlegt. Wer aber mehr als die Taxe und viel gibt, dem klingt das „Eur Gnaden" und das „Fahr'n m'r", so frisch, so schnellkräftig entgegen, daß es eine Freude ist.

Freilich ist der Fahrgast nicht gezwungen mehr zu geben, aber der Fiaker ist auch nicht gezwungen mehr zu bieten, das heißt einen so schönen Wagen, so schöne Pferde, so schönes Riemzeug, so schöne Behandlung. Darin leistet er mehr als eben seine Taxe bedingt.

Das Wort der Wiener „fesch", ist in seinem Munde am öftesten. Er will ein „fesches Zeugl", „fesche Pferde", „fesches Geschirr", „fesch fahren", „fesche Gäste!"

Der Wiener sagt auch „ein fescher Fiaker," und dieser findet sein größtes Gefallen daran, in müßiger Zeit auf einem Bänkchen an einer Hausmauer zu sitzen und auf sein „Zeugl" zu sehen, Alles zu prüfen, mit dem Auge zu genießen, wie etwa ein Cavalier seinem Marstalle, seiner Wagenburg gegenüber.

Der Fiaker ist ein solcher Aristokrat, daß er keineswegs Hand an seinen Wagen selbst legt. Jeder Standplatz hat seinen „Wasserer", seinen Mann, welcher den Pferden Wasser zum Trinken zuträgt, die Befehle des Fiakers empfängt als gemeinsamer Groom und geschickt mit Schwamm, Putztuch, kurz dem ganzen Geschirre umzugehen weiß. Dieser Wasserer kennt die Kunden, rennt sofort ins Wirthshaus nach dem gesuchten Kutscher oder dem Kutscher nach dem gesuchten Wirthshause, er übernimmt Aufträge und führt sie verläßlich aus, er ist Portier des offenen Platzes, Platzmeister, Haushofmeister der Pferde und Leibpage der Herren Fiaker. Zuweilen ist dieser „Wasserer" auch ein Weib; aber nimmer und nimmer verlange das Auge . . . . . . siehe Klassikerausgabe!

Der Fiaker geht nur an den Wagen heran, setzt ihn in schaukelnde Bewegung auf den stählernen Federn und ergötzt sich am Wiegen seines „Zeugl's", er streichelt seine Pferde, gibt ihnen Zucker, Brod in Wein und Bier getaucht, Liebkosungen und hält Reden an sie. Er sagt ihnen Dank, er schilt sie und verspricht ihnen Gutes, er gibt ihnen Spitznamen und satirisirt sie, er ist gut Freund mit ihnen, und sie spitzen ihre Ohren ganz lebhaft, sobald er spricht; Thier-Quälerei überläßt seine aristokratische Kutschernatur den Comfortables, Omnibussern und Fuhrleuten plebejischer Sorte.

Er hat auch stets Bürstenzeug und Toilettemittel für sich im Kutschbockkasten, hält sich propre, wichst sich heraus und wenn sein Gesicht noch so wettergebräunt, verwittert und selbst die Nase, bei in Jahren vorgerückterem, sehr geröthet — im Umfange vergrößert ist — natürlich vom Regenwasser!

Der Fiaker hat seine Moden, seinen eigenen Standesgeschmack und demgemäß eine besondere Vorliebe für kühn getragene, glänzende Cylinderhüte, nur müssen sie oben durch besondere Höhe und unten durch Schmalkrämpigkeit sich auszeichnen, so daß die glanzwetteifernde Frisur zur Geltung kommen kann und die lebhaften Farben des „Kropftüchels", der Kravate, desto bemerkbarer weithin strahlen können, wesentlich würdeverleihend.

Auf jedem Standplatze ist förmlich ein Senior, ein Fiaker dessen Alter und Würde maßgebend bei Streitigkeiten und Disputen untereinander, welche kraft der hitzigen Naturen nicht selten vorkommen. Zuweilen haben die Fiaker viel Zeit und sie lehnen müßig an der Mauer neben dem Trottoir, sitzen auf einem Bänkchen, mustern die Vorübergehenden, und trotzdem sie immer auf dem Sprunge emporzuschnellen wie eine gelöste Feder, entgeht ihrer Pfiffigkeit doch nichts ringsum. Ihre Bemerkungen, ihre Witze sind drastisch, berühmt, sie sind schlagfertig, denn sie sind Welt- und Menschenkenner.

Weltkenner sind sie, weil Wien für sie ein offenes Buch, welches sie täglich so durchblättern wie kein anderer. Sie allein bringen so rasch und so viel kreuz und quer nach allen Wind- und Weltrichtungen. Sie lieben deshalb Wien, sie repräsentiren es förmlich mit, denn der Fiaker ist eine nur hier mögliche und heimische Spezies, er zählt zu den „Weanern" ganz spezifischen Gewichtes, er hat seine Redensarten, seine Gesänge, seine Feste, und der „Fiakerball" ist ein Ball, welcher Berühmtheit hat, zu dem der Fiaker neben der „Seinigen", Geliebte oder Weib, „seine" Kavaliere mitbringt, veritable Kavaliere alten Stammbaumes und guten Gelds. Denn viele Kavaliere fahren lieber mit dem Fiaker als mit der Equipage, diese ist nicht immer so prompt, so wettergehärtet und der Kutscher kennt Wien nicht so, kennt sich nicht so aus!

Um das Auskennen handelt es sich wesentlich. Wie sollte das ein Mann nicht, der an einem Tage Brautpaare, Kinderleichen, Bankkassiere mit Hunderttausendguldentaschen, Verbrecher zum Justizgebäude, Betrunkene, Verliebte, Executoren, Gecken, Kranke, Bummler und Aristokraten fährt, vor dem Kirchhofe und dem Schlosse, vor dem Bürgerhause und dem Spitale hält, zuweilen bei Tage oder bei Nacht stundenlange vor einem Hause — warum?

Dieses „Warum" ist seinem Geiste und Witze überlassen. Er weiß beim Warten genau, wenn er eine Zeitung, ein Buch auf dem Bocke herausnehmen und

sich rücklings lehnen kann; er weiß genau, wenn er sich zum Schlafen einrichten darf; er denkt über beleuchtete und nicht beleuchtete Fenster, Hausthore und Hausnummern nach; nur er weiß was ein Mensch selten zu wissen vermag: woher er kommt, wohin er fährt!

Was erlebt ein Fiaker! Auf seinem Standplatze sah er den Fußgänger, der ihn jetzt „hält," oder erwartete er oft den „Kavalier", welcher jetzt ärmlich gekleidet zu Fuße vorüberschleicht. Auf seinem Standplatze schäkerte er oft mit dem hübschen Dienstmädchen, das aus dem Hausthore heraushuschte mit dem Wasserkruge in der Hand, oder um etwas zu holen. Er griff ihm unter das Kinn und nöthigte ihm vielleicht einen Kuß auf, demselben Mädchen, das jetzt verblaßt, verwittert im rauschenden Seidengewande aus einem verrufenen Tanzlocale herauseilt und mit Jemand in seinen Wagen springt, oder das ebenfalls im rauschenden Seitengewande nobel an der Hand eines noblen Gemales in sein Zeugl' steigt. Er fuhr oft die Frau, das Fräulein, den Herrn, zu deren Leichenzug er jetzt sich reiht, oder er fuhr den Knaben, der als Jüngling, das Mädchen das als Jungfrau mit dem Brautkranz in seinen Wagen steigt. Er läßt die Pferde zum Bahnhof eilen, wenn der Herr durchgeht, oder ins Bad fährt; er allein weiß, was weder die Frau noch sonst ein Mensch im Hause weiß, wo der Herr oder der Sohn, oder sonst Jemand die Stunden zubringt, bei Nacht oder bei Tage — Wen er gebracht oder in die Ferne gelenkt. — Der Fiaker ist ein Weltmann, ein Welterfahrener, keiner wie er könnte Memoiren aus der Küche und dem Salon, aus der Bank und der Kirche, aus der Kinderstube und den unklarsten Punkten des Adressenschematismus schreiben.

Er aber ist verschwiegen wie das Grab, das numerirte Grab. — Ein plauderhafter Fiaker ist noch nicht dagewesen. Lieber als einmal das Geheimniß überschreitet er zehnmal die Taxe!

Deshalb sagt er nicht nur „fahren wir," identificirt sich ganz für den Moment, sondern setzt hinzu „Euer Gnaden"; er will in und mit Gnaden behandelt sein, deshalb spricht er Jeden mit „Gnaden" an, und wenn er dann trotz seines gegebenen Prädikates und seiner deutlichen Andeutungen nicht erfüllt sieht, was er voraussetzt, so folgt seine Ungnade, seine gründliche Verachtung, und wenn die Witterung dem Unternehmen nicht zu unberwindliche Hindernisse entgegensetzt, seine Grobheit! Diese ist so blumenreich, so mannigfaltig, so fantastisch, daß sie

allein schon ein Lexikon bedürfte, sie ist ohne Gleichen und für Euer Gnaden ohne Gnaden!

Doch geben wir für Bewirthung und Behandlung lieber gutes Trinkgeld und lassen wir Wachmann und Polizei gut sein.

„Fahren wir Euer Gnaden?"

Ja! und fahren wir ein wenig . . .

„Wohin?"

Nun denn, in die Alservorstadt, Hauptstraße. Ich werde schon das Zeichen zum Halten geben.

Die Alserhauptstraße ist eine gar merkwürdige Straße. Seltsame Zufälle haben da ganz enge an einander Häuser zusammengedrängt, welche an und für sich und noch mehr im Zusammenhange, die Stationen eines Menschenschicksales darstellen. Rechts beginnt die Straße mit der großen Alser-Kaserne. Links am Beginne der Straße steht, mit einer Art ernsten Festigkeit sich repäsentirend, das Justiz- oder Landgerichtsgebäude, welches neben den Gefängnissen für Untersuchungshäftlinge auch eine Strafanstalt für die bis zu einem Jahre Verurtheilten in sich schließt. Links nebenan reiht sich das Schwurgerichts-Gebäude als eine Art Ergänzung des ersten. Rechts zieht sich in außerordentlich langer, schmuckloser Fronte und ganz gleicher Seitengassenflanke der zweistöckige Bau des „Allgemeinen Krankenhauses" dahin. Links ist ein Mönchs-Kloster und die Pfarrkirche, welche von dem Benediktinerorden der „Schotten" besorgt wird. Bald reihet sich daran das „Allgemeine Gebärhaus" und die „Findelkinder-Anstalt."

Welche seltsame Zusammenfügung! Ist es nicht denkbar, daß ein Mensch von einer unglücklichen Mutter geboren, in der Gebär-Anstalt das Licht der Welt erblickt, als verlassenes, der allgemeinen Mildthätigkett und öffentlichen Pflege hingegebenes Kind in der Findel-Anstalt erzogen wird, später seine Pflicht als Soldat in der Kaserne leistet, unglücklich, verwildert oder verdorben vor das Gericht gelangt, Strafen in dem festgemauerten ernstblickenden Hause büßt, siech in das Krankenhaus gelangt, und daß ihm die Glocke des Klosters dann mit einigen dumpfen Schlägen das Grabgeläute gibt?

Doch Gefangenenhaus, wie Spital haben ihre eigenen Kapellen und eigenen Glocken und auch sie tragen zu dem eigenthümlichen Lärm der Alserhauptstraße

bei. Es rasseln die Trommeln und blasen die Hörner der Truppen. Es läutet das Sterbeglöcklein oder die große Glocke der Pfarre. Es läuten manchmal zugleich die andern. Es gleiten die Wagen der Straßenbahn rastlos hin und her und die Schellen der Pferde tönen in den Lärm. Es winden sich die eiligen Fiaker zu dem Landesgerichte durch, die Tragbahren zu dem Spitale und Gebärhause, die Stadt- und Land-Weiber, welche Kinder zur Pflege holen, die hunderte Studenten und die Aerzte, welche die Klinik besuchen, die Leichenwagen, die Brautzüge und Täuflingsgevatterschaften.

All dies Menschengewühle und Tongewirre möge einen Begriff von dem Leben und Treiben einer Hauptstadt vermitteln.

Halten wir ein wenig an dem allgemeinen Krankenhause. Oder fahren wir in einen der Höfe ein.

An dem Thorbogen stehen fast immer Studenten und Aerzte, Civile und Militär in Gruppen, ebenso die Bekannten, die sie hier zu finden wissen, und Manichäer dazu. Gleichfalls sammeln sich hier Beschäftigte des Hauses, oder Angehörige der Kranken und Gestorbenen. Der Portier an der linken Seite manifestirt sich und seine Loge als von hoher Wichtigkeit. Zahlreiche große und kleine Tafeln und Glaskasten mit officiellen Publicationen, Briefen und privaten Mittheilungen bedecken die Wand nächst seiner Thüre und fast ganz sein Fenster. Hier sind Logis, Instrumente, Privatkost, gefundene Dinge, Correpettoren, Stellen, Lektionen, Präparate und weiß Gott was alles zu haben oder zu suchen. Der Portier ist Postdirektor, Buchhändler, Depositendirektor, Kuriositätenrecommandeur, Auskunftgeber für Alle, Freund, Bankier, Nährvater für Manche; er muß etwas vom Universalgenie auf die Welt bringen. Viele der berühmtesten Aerzte der Welt sind von Jugend auf seine Zöglinge, Freunde, mindestens gute Bekannte. Man kennt ihn in aller Welt. Das Gewimmel von Studirenden, Spekulirenden, Trauernden und Forschenden an diesem Orte, auch ein Bild, ein Stück eigenthümlichen großstädtischen Lebens, weicht dem Rufe des Kutschers.

Wir fahren in den ersten großen Hof.

Das allgemeine Krankenhaus hat deren neun, und darunter so riesige, daß sie von langen Alleen kreuz und quer durchzogen sind. Man kann manches Dorf hineinstellen. Kaiser Josef, der Menschenfreund, hat das Haus gebaut und trotz dessen Riesigkeit wurden noch andere Institute nöthig. Wohin unser Auge hier

blickt, in Tiefe und Höhe, sind Krankensäle. Das Herz schauert doch bei dem Gedanken, daß jetzt hinter jener Scheibe ein Fuß abgesägt, eine Kinnlade ausgebrochen, ein Auge genommen, ein noch vor Kurzem blühender Leib zerstückt wird, dort der rasende Schmerz heult, hier ein sterbender Mensch lächelt, dort röchelt, an ein Bette weinende Kinder hingesunken sind. — Doch nicht verweilt bei solchem Jammer, welchen ja des Menschen Mitleid so viel wie menschenmöglich mildert, und denken wir auch an die Geretteten, Genesenden, welche selig das Haus verlassen, den blauen Himmel wieder grüßen und mit frischer Kraft und gestützter Hoffnung in die Welt treten.

Rings um uns, wenn der Tag schön, wandeln die genesenden Kranken, der Spaziergang in den Höfen, welche mit Rasenplätzen, Brunnen, Bäumen und Sträuchen geschmückt sind, ist ihnen zur Kräftigung gestattet. Und auf den Bänken da, ist's ein eigenthümliches Leben. Da kommen die Angehörigen der Kranken mit Labsal, das sie heimlich oder in gestatteter Weise bringen und setzen sich traulich zu dem Kranken, der im Spitalkittel; da weilen die Studenten und jungen practicirenden Aerzte, welche alle Nationalitäten und Länder repräsentiren; das Getriebe des Hauses mit seinen riesigen Suppenkesseln, Wäschebündeln, Medizinkörben, Badegefäßen bewegt sich vorüber; hier ist ein reizendes junges Mädchengesicht durch dessen Blässe ein wenig Roth durchzubringen versucht; da hinkt ein altes Mütterlein mit unzähligen Runzeln im Gesichte voll mühseligen Ausdrucks heran, nur hier hat die Verlassene noch mitleidsvolle Aufnahme und Pflege; da huschen die Krankenwärterinen vorüber; da sitzt weinend ein Kind, das den Vater oder die Mutter besuchte, im Saale oder im Leichenhause; da ist eine so reiche, bewegende, himmelsheitere und höllendüstere Welt, daß sie kein Menschenherz und kein Menschenwort erschöpft.

Das Haus hat 4000 Krankenbetten. Es enthält große Säle und kleinere Abtheilungen, wie auch ganz separate Zimmer zur Krankenpflege. Der Bemittelte kann sich eine Pflege und Separation verschaffen nach verschiedenen Abstufungen, bis zu einer solchen, welche selbst das begüterte Privathaus nicht zu leisten im Stande ist. Gar hohe und reiche Herren wie Damen suchen das Haus auf. Eine Reinlichkeit und Nettigkeit, welche bis zum äußersten Maaß des Denkbaren geht, waltet im Hause, eine heilige Stille dort wo sie inmitten vieler Menschen geboten ist, künstliche Ventilatoren erhalten eine erquickende Luft.

Hier sind zwei chirurgische Kliniken, zwei medizinische, zwei Augenkliniken,

zwei syphilitische, zwei für Hautkrankheiten, zwei Gebärkliniken und eine psychiatrische. Jeder derselben stand und steht ein berühmter Mann vor. Der Professor wandelt mit seinen Assistenten und Schülern von Bett zu Bett, frägt, erklärt und erläutert, tröstet und verordnet, daß zugleich der junge Nachwuchs der Aerzte lerne. Es wird All und Jedes registrirt, berathen, recapitulirt und zu Gunsten der Einzelnen wie der allgemeinen Wissenschaft sorglich behandelt.

Täglich empfängt jede Klinik zu bestimmten Stunden die mobilen auswärtigen Kranken. Sie kommen von aller Welt hinzu. Der Orient ist reichlich vertreten. Selbst die neue Welt fehlt nicht bei Professoren von Ruf. Der Professor hat eine Art Tribüne, auf welche er den zu berathenden Patienten bescheidet. Er untersucht, befrägt ihn laut, daß alle Theilnehmenden hören, läßt dessen Gebrechen sehen, verordnet ihm, ja operirt ihn wo möglich augenblicklich. Die Assistenten und Studenten verrichten hiebei den praktischen Dienst.

Die chirurgischen Abtheilungen haben ein förmliches Amphitheater. Die Studenten und Aerzte, welche aus aller Welt zur Belehrung und Bereicherung ihrer Wissenschaft kommen, nehmen die emporgebauten Sitze ein. Der Professor Operateur ist im Fonde. Er beruft die einzelnen Herren, welche er für den Tag oder für den Fall wählt, aus der Hörerschaar. Von den Krankensälen durch die Corridore bis heran zum Professor befindet sich eine Schienenbahn. Schon im Krankensaale wurde Patient mit schneeweißer Wäsche, Verbänden und allen nöthigen Vorrichtungen versehen, sammt seinem Lager auf das mobile Bette gehoben, welches sanft heranrollt, bis in den Fond des Operationsraumes geschoben wird. Der Professor erzählt die Krankengeschichte, er läßt sich sie womöglich vom Kranken ergänzen, erläutern; er frägt in deutscher und lateinischer Sprache den einen oder anderen Herrn Hörer um seine Meinung, was nun zu thun, wie es auszuführen sei und ergänzt oder widerlegt und belehrt. Sobald der Beschluß gefaßt ist, bereiten die Assistenten mit einer merkwürdigen Behendigkeit und dem Patienten möglichst unsichtbar die Instrumente vor, ordnen Alles, das Kleinste zurecht, und vielleicht während sich Einer über den Patienten mit einem Trost, einer Frage, einer Zusprache wendet, ist das ganz Seltsame, vielleicht Sinnenraubende, zum Sterben oder zu neuem Leben Bringende an ihm geschehen!

Der Mensch scheint im Augenblicke zur Sache, Blut zu Wasser geworden, so reichlich; aber keine thätige Hand darf zittern, kein Auge zucken, kein Herz ungestüm

schlagen; gefaßt und ruhig und sicher ist die Losung: Menschenglück, Menschenrecht, Menschenpflicht, Menschenrettung!

Die Wiener chirurgische und medizinische Schule hat eine Reihe von Berühmtheiten, von denen wir nur einige, die populärsten aufzählen können, immer mit dem Bangen Anderen Unrecht zu thun. Historische Namen sind bereits Berres, Oppolzer, Skoda, Schuh, Türk, Wattmann, gegenwärtig wirken Bamberger, Billroth, Braun, Dumreicher, Hebra, Hyrtl, Rokitansky u. A.

Der Patient im klinischen Saale wird sorglich und kunstgerecht verbunden, das Bette wird zurückgeleitet in den Pflegesaal, die Instrumente werden blank gemacht, und bald rollt abermals ein anderer Kranker oder „Krankenfall" heran. Sinne und Herzen der Hörer werden gestählt — möge es immer zum Heile sein!

Gehen wir über den großen Hof, dorthin wo das Thürmlein über dem Quertrakte und über einem Thorbogen ragt. Unten rechts in letzterem sehen wir eine kleine Halle mit einem großen Kruzifixe und einem Betschemel davor, an welchem Beengte und Bedrängte knieen. Sie beten etwa fromm für sich oder für Andere, Theure.

Von da führt eine Treppe empor, in den ersten Stock, dort ist eine gar schlichte Kapelle. Die Todten, welche den letzten Segen zu erhalten haben, werden in Särgen unter den Thorbogen gebracht, der Geistliche vollzieht hier sein Amt und kommt aus der Kapelle herab. Das Glöcklein im Thürmchen klingt zu bestimmten Stunden des Tages im frommen Dienste. Zuweilen steht kein einziger Mensch an einer Reihe von Särgen, außer dem Geistlichen und seinem Gehilfen. Männer und Weiber, Mädchen und Jünglinge fahren dahin ungekannt, theilnahmslos zu Grabe, oder zu dem anatomischen Seccirsaal.

Unten in der Thorholle an der Kapelle endet das Geschäft des Lebens, oben in der Kapelle beginnt dasselbe, und zwar mit der Taufe.

Ach, welches Thun und Treiben ist in dem Familienhause, wenn das Kind nach langem bangem Harren und Hoffen glücklich geboren und der Tag der Taufe heranrückt. Gevattern, Freunde kommen heran, ein Fest wird reichlich, zuweilen ein prächtiger Hausaltar bereitet. Die freudestrahlenden Gevattern werden für die große Zeremonie vorbereitet, daß sie des Geistlichen Fragen standhaft und geschickt, ohne ihre kirchliche Kenntniß zu verunglimpfen, beantworten. Die Heb-

amme im Putz ist Gelehrte der Zeremonie und hilft standhaft aus. Wie drücken Gevatter und Eltern und Großeltern und Ahnen das Kind selig ans Herz, wie so zierlich gibt der Geistliche den weihenden Kuß! — Hier ist ein langer Tisch, da kommt eine Wärterin nach der andern mit einem Päckchen Kinder. Sie trägt ein Paar auf jedem Arm, sie hält, wenn der Tag reich ist, vielleicht noch eins dazu in der Schürze. Jedes Kind hat einen festgemachten Nummernzettel, um nicht verwechselt zu werden. Sie legen dieselben auf den langen Tisch hin, rechen sie nacheinander wie die Wecke beim Bäcker. Und nun beginnt der Geistliche zu beten, ein weißer Deckenstreif wird entlang über sämmtliche Kinder gebreitet, und nun wird die Taufe im Gesammt, bei einem nach dem andern rasch vollzogen.

Zuweilen finden sich milde Frauen ein, welche diese Art der Wohlthätigkeit zu ihrer besonderen Neigung gemacht haben. Sie hatten einen geliebten Josef oder eine geliebte Franziska, und nun heißt eine ganze Reihe von Täuflingen Josef und Josefa oder Franz und Franziska. Die Mutter auf der Klinik oder im Gebärhause erhält eine kleine Gabe, für die armen Waisen sorgt die Wärterin. Zuweilen kommt es vor, daß Kinderlose kommen und fragen, ob ein Bub oder ein Mädl zu haben sei, und die Verlassenen erhalten Eltern. Gott segne sie!

Die Kinder werden in die Säle nach Nummern zurückgetragen, der Geistliche ordnet sein Buch und seine Schriften, jede Wärterin nimmt wieder Arme und Schürze voll, in den Sälen wird nach Nummern ausgetheilt, jede Mutter hat ihr Kind, manchesmal zwei statt eines, denn die andere liegt auf der Steinplatte in einer andern Abtheilung des Hauses.

Von der Anstalt werden die zarten Damen mit Ammen versorgt. Manche kam aus der Ferne, dem Naturleben des Landes, Manche aus dem Gewühle der Stadt. Manche hat zuvor in lustigen Lokalen getanzt und wird dies wieder, kaum sie gesundet.

Fiaker!

E'r Gnaden!

Zum Stadtpark. Cursalon!

Es ist Abend. Die Strahlen der Sonne dringen nun mehr sehr schief herab und verlängern die Schatten. Einzelne hohe Dächer vermögen lange Strecken bereits sonnenlos zu machen, während über niedrige Häuser der rothgoldene Schimmer mächtig dringt und Baum und Strauch, Wände und wandelnde Menschenmenge magisch beleuchtet.

Zur Zeit wenn die Rosen blühen, die Büsche duften, die schöngezeichneten zu arabeskenhaften Figuren geordneten Blumenfelder in zahllosen Farben prangen, die Rankengewächse über hohe Säulen und Bogen üppig geschlungen sind, bietet der Stadtpark den Sinnen mannigfachen Genuß. Schon von Ferne spürt man seinen erquickenden Hauch. Und auf der erhöheten Terrasse des Curhauses zu sitzen, hinabzusehen über die weit sich hindehnenden frischgrünen Matten, die zierlich geordneten Busch- und Baumgruppen, den von Schwimmvögeln belebten Teich, die lustwandelnde geputzte dichte Menge, ist fürwahr anregend, ein seltener, schmucker Anblick. Hiezu kommt noch der Rahmen, welcher dies Bild umgibt, der Kranz von großstädtischen hochaufragenden Häusern, welcher rings sichtbar. Von Pallästen grüßen förmlich die Statuen herüber, sie ragen auf Dachgesimsen frei in die blauen Lüfte, oder stehen auf Mauerpfeilern. Sonderbare Erker und Giebel — nach dem Hintergrunde zurücktretende, ferne massige Baulichkeiten — nähere durch das halbverhüllende durchsichtige Grün der Baumwipfel wie durch Schleier förmlich lauschend — sie allzusammen beschäftigen das Auge und die Phantasie.

Der Wiener städtische „Cursalon" zeichnet sich vor allen andern gleichen Namens dadurch aus, daß er weder einem Bade, noch einer Trinkquelle, noch irgend einer Heilanstalt dient. Er hat seinen Vorzug darin, daß er von keinen Aerzten zum Ordinationsbureau verwendet werden kann, und daß es ganz gleichgiltig ist, ob sich Jemand mit Vorliebe zu Liquer oder Bitterwasser, zu Kaffee oder Salzen wendet. Daß die Gesündesten ihn zumeist besuchen und die Damen, welche hier die Cour gemacht haben wollen, das hat der Ort mit allen andern gleichnamigen in der Welt gemein.

Zur Zeit der Stadterweiterung war hier ein großentheils wüster, nur von wenigen Bäumen bewachsener und beschatteter Fleck. Die Kunst hat den Park und den Cursalon so rasch in die Herzen der Wiener eingelebt, daß sie sich nun gar nicht ohne dieselben denken können und möchten.

Das herrliche Schubert-Monument (von Kundtmann) mit seinem schneeigen Marmor inmitten des Grüns, ist zum Lieblinge geworden und fast ist es als ob die Vöglein rings zu Ehren des Meisters sängen, eifriger ihre Lieder ertönen ließen.

Selbst im Winter bildet der Stadtpark bereits einen unerläßlichen Theil für das Wiener Leben. Auf der Eisfläche des Parkteiches wird von der schönen Welt und aller Welt eifrig Schlittschuh gelaufen. Hieher pilgern in feiner Toi-

lette und mit vom Froste gerötheten Wangen die sonst blassen Damen, hier finden die Herren prächtigen Sport.

Die Schaar, welche zur Blüthezeit am frühen Morgen dem Stadtpark und Cursalon naht, um frische Luft, Ziegenmilch, den ersten Imbiß, irgend eine Wassergattung aus Flaschen und Krügen zu genießen, ist nicht so groß und charakteristisch. Sie verbirgt sich zudem dem allgemeinen Blicke, denn Wien wacht entweder noch nicht zur Zeit ganz, oder hat am wenigsten Zeit und Willen zur Betrachtung und Mitarbeiterschaft. Abendlich zumeist füllt sich der Park. Alle Wagengattungen schleppen und rollen die Besucher herbei. Alle Schleppen der Besucherinen wirbeln den Staub auf, trotzdem fleißig aus den Wasserleitungsrohren gespritzt wird.

So groß der Park und so mannigfach seine Wege, er ist voll und übervoll. Die Miethsessel, welche die Rasenplätze und Blumenfelder umhegen, sind vergeben, die freien Bänke gedrängt voll. Rings um das Curhaus im weiten und breiten Kreise stehen die Tische und besetzten Sessel. Eine Menge von vielleicht 5000 Personen nimmt Erfrischungen, eine gleichfalls nach tausenden zählende Menge wandelt ab und zu auf den Promenadewegen.

Wer will ermessen, kann nur ahnen, welche Ursachen alle die Einzelnen herbeigeführt? Wieviele trennen sich heute für immer? Wieviele sehen sich zum erstenmale, um sich zeitlebens nimmer zu trennen? Welche versöhnen, welche erzürnen sich? Das Fühlen so vieler tausender Menschenherzen!

Während des Tages, vom frühen Morgen an, dient der Park Beschäftigungslosen zum Bummel- und Erholungsort, Dämchen, Studenten, Dienstmädchen zum Stelldichein und zur Bekanntschaftsvermittelung, an die Stadt Gefesselten als Surrogat für Landaufenthalt, Zärtlichen zum Schwärmen, Melancholischen zum Seufzen; manchmal knallt bei Nacht eine Pistole oder findet der den Rundgang machende Wächter eine männliche oder weibliche Gestalt ausgestreckt, starr liegen, ein Giftfläschchen, ein Papierdütchen dabei, die Stadt Wien hat eine parkwandernde Person weniger.

Doch jetzt lachen wir, lächeln wenigstens. Die Gesichter der Damen, welche man hier sieht, fordern unsere Laune und Anerkennung heraus. Man sieht reizende Blondinen, Braune, Schwarze, Gestalten aller Größen und Breiten. Die Wiener Damen sind zumeist hübsch oder zierlich. Man sieht auch liebessehnsüchtige Jungfrauen und Witwen älteren Datums, welche gefallsüchtig promeniren;

der Stadtpark soll zur Schau, zur Anknüpfung und Vermittelung von Bekanntschaften, zum Begegnen der Freunde dienen. Der Teich mit seinem Thierleben, die Fütterung und Beobachtung des Liebelebens, geben so viele Anknüpfungspunkte zu Scherz und Ernst. Kinder tummeln sich herum, obschon ihnen jenseits des angrenzenden Wienflusses ein eigener Park als „Kinderpark" vorbehalten. Die Mütter und Tanten und die Gouvernanten nehmen so sehr interessante Mienen dabei an. Wenn ein Sprößling purzelt, welches interessantes Mitleid läßt sich entwickeln!

Alles plaudert, schäkert, kichert, macht satirische und anerkennende Bemerkungen, sieht und will gesehen werden, wandelt bis zur Ermüdung und stärkt sich früher oder später mit den Erfrischungen des Cursalons.

Eine Abtheilung desselben ist jederzeit frei offen, eine andere mehrmals in der Woche nur gegen Eintrittsgeld zugänglich, die Kapelle Strauß's spielt da ihre Weisen. Der schöne Saal, ursprünglich als Festsaal der Gemeinde gebaut, bald aber als viel zu klein und am unrechten Orte erkannt, (wie ich im Gange über die Ringstraße erläutert) ist nun dem Publikum gewidmet. In der halbrunden zurücktretenden Nische an der Breitseite des Saales hat die große Kapelle Platz genommen, an deren Spitze der Erbe des walzerfürstlichen Namens Strauß. Quer über den ganzen Saal sind die Stuhlreihen als Concertsitze gestellt, die Programme des Abends sind ausgetheilt, die lieblichen Weisen ergötzen das Ohr.

Das Gehör schwimmt in einem wohligen, schaukelnden Meere von Tönen, doch das Auge kann sich nicht so mühelos hingeben. Rastlos wird es zur Thätigkeit herausgefordert. Es hat in der Menge viel zu thun, um die einzelnen Sehenswerthen zu mustern und zu erfassen. Dort taucht ein blonder Lockenkopf auf, hier reizt die kühngeschnittene Nase, der glühende Blick aus dunklem Auge, da die Milde, dort die Strenge, hier die Hoheit, dort die Koketterie zum Anblicke. Die Sitze sind zum übergroßen Theile von Frauengestalten eingenommen. Die Toiletten sind exquisit, nach der neuesten Mode. Neben dem deutschen Geplauder hört man auch französisches Gezwitscher, Conversation aller Culturspracchen. Und nicht ohne Absicht. Ein großer Theil der Damen sucht Bekanntschaften oder sucht sich Bekannten bemerkbar zu machen. Ein gewisser Odeur ist über die Versammlung ausgebreitet. Die Gefallsucht hat ihren Markt hier; zuweilen, aber doch nur verstohlen und fein gewandt, fordert ein Auge heraus, lockt zur Aufmerksam-

keit; man lächelt, man zwinkert mit den Augen, schlägt sie nieder und auf, um förmlich Tag und Nacht damit erscheinen zu lassen; die Halbwelt geberdet sich nobel und schmachtend, zuweilen mit dem Air der Ganzwelt. Eine Sorte eleganter Herren lächelt, sie ist wohl unterrichtet und vertraut. Andere Herren gucken ruhig darein. Auch so manche Damen, sie beschränken sich auf ihren engsten Kreis mit feinsittigem Anstand, welcher unnachahmlich ist. Manche lauschen aufmerksam der Musik. Viele wollen dagewesen sein und gesehen und gehört haben, sie gehen nach einer Weile heim — sie haben die müßige Zeit nach Willen verbracht und denken nicht weiter daran. Wir gehen auch wieder ins Freie.

Dort trifft sich ein Pärchen, dessen einzelne Gestalten getrennt den Saal verließen. Sie wandeln und entschwinden dem Blicke ins Grüne. Hier verlassen eine ältere Dame und eine jüngere zusammen den Cursalon, ein Heer scheint in der Ferne ihnen zu folgen. Bald folgen gleiche Drei, sie flüstern nur wenige Worte und trennen sich. Dort nahet wieder ein Paar und der Herr winkt eilig den Wagen herbei.

Die Lichter der Gaslaternen flammen bereits. Auf der Vorderterrasse und ringsum ergießt sich aus reicharmigen Kandelabern ein Meer von Licht. Der Teich im Parke spiegelt Flammen und Strahlen wieder.

Gelächter trifft mein Ohr. Mehrere Damen und eifrig schwatzende Herren verlassen den Saal, ich höre nur deutlich das Wort „Restauration."

Fiaker!

„Wohin fahren wir, Euer Gnaden?"

Zum Tanzsaal, zum „Colosseum", zum „Sperl", zum „Sträußl", „Ob Schön ob Regen!"

Ein verständnißreiches Nicken, ein Schnalzen mit der Zunge, wir rollen hinaus in die lustige Welt.

Hei, wie das geigt, lacht, hüpft, scherzt, sich putzt, eitel bläht, füttert, lockt, zeigt, als gäb's . . . .

Ob der Saal länger oder größer, ob er mehr oder weniger des Schmuckes und des Raumes hat, es bleibt sich gleich. Große Städte werden immer die feinsten, sehenswürdigsten Versammlungs- und Tanzsäle haben, welche die erlesene Welt im reizvollsten kostbarsten Schmucke zeitweilig benützt; es wird dabei immer

Lokale geben, welche die kleinere Bürgerwelt besucht, schließlich das Volk, das noch weniger als erstere die unreinen Elemente auszuschließen vermag; und endlich wird es Tanzräume glänzenderen oder geringeren Schmuckes geben, welche nicht mehr die Halbwelt, nein die Ganzwelt der Verlorenen zum bleibenden Schauplatze erkoren hat.

Ob ein solches Lokale so oder so heißt, ob der Geist desselben heute noch diese, morgen jene Räume füllt, ob mit Mauern, welche der Neuzeit zum Opfer fallen ein altes Schild verschwindet, dafür ein neues ersteht, ist uns jetzt ganz gleichgültig und mag es bleiben.

Der Geist solcher Lokale ist in Wien gleichartig und diesen gleichartigen charakteristischen Geist erkennen wir im Blicke über die Gesellschaft.

Da ist das Mädchen vom Lande, seinen Eltern entflohen oder mit Thränen zum Dienstsuchen in die Stadt einst entlassen; da ist die Fabriksarbeiterin, die Köchin, das Stubenmädchen von einstmals, denen das Wort der Herrin und die Arbeit zu viel; da ist das Mädchen vom guten Hause, welches leichtlebig alle Fesseln von sich streifte; da sind sie diejenigen, welche zuerst betrogen wurden, dann selbst betrügen; da sind sie die Sklavinen der Lust, der Laune, erst lächelnd gesunken, im Jugendrausche, dann tiefer und tiefer, von einer feinen Hand zur weniger feinen, von einer derben zur andern, jetzt ohne Erheben, ohne Willen, ohne Kraft, ohne Geschick, ohne Muth, versinkend — wohin?

Heute vielleicht noch in den dunklen Zellenwagen, der sie in ein Amtshaus und dann vor den Stadtbann führt, damit sie daheim doppelt schandvoll, den Ihrigen zur Verzweiflung anlange, aber auch um von dort in wenigen Tagen wiederzukehren und das Alte von Neuem zu beginnen.

Wohin die Mädchen versinken, verschwinden, gäbe ein reichhaltiges Kapitel. Die Besserungs-Anstalten, Strafhäuser, Spitäler, Register erlaubter und unerlaubter Gewerbe, scheinheiliger Beschäftigungen, könnten Nachweise geben.

Evoe Bachus! Jetzt klingen die Geigen, schmettern die Trompeten, jauchzen die Flöten, es wird getanzt.

Bunte Farben greller Art wirbeln durcheinander, die Mädchen haben auffällige Kleider, Roth auf den Wangen, scheckige Bänder, fliegende Haare, Haarschmuck mehr als auf drei Köpfen zusammen zu wachsen vermöchte.

Die sich am besten wiegen, am flinkesten bewegen, schamlosest preiszugeben vermag, so weit es die wachehabende Polizei gestattet, hat den meisten Anwerth. Ob sie hohläugig, engbrüstig, hager, die Schwindsucht im Gesichte ausgeprägt hat, ist gleichgültig; sie ist pikant, sie hat „einen Geist", sie ist „fesch!" sagt der Besucher solcher Säle, und „keck" und „fesch" sind ihm ganz gleich, ganz beachtenswerth!

Eine Praktische, Erlesene oder Berühmte dieser Schaar wirft im Tanze von sich, was sie von Kleidung entbehren kann und darf, sie übertreibt die Tanzbewegungen bis zum Exceß, sie bemüht sich die Schuhe, die Knöchel und noch mehr zu zeigen, sie drückt in Geberden und Bewegungen Verpöntes aus, sie kehrt alles Thierische heraus, was der geistige Mensch aus dem Gesichtskreise gezogen hat — rings herum Stehende schreien Bravo und nochmals Bravo, sie jauchzen, sie klatschen in die Hände, sie sind auf der Höhe ihrer Unterhaltung und Lustbarkeit.

Die Tänzerin stellt sich verzückt, berauscht, sie geht auf und schmachtet dahin in die Wonneseligkeit des Tanzes; sie will durch ihr Bachantenthum die Andern mitreißen, wie es schon die alten Priesterinen der Cythera thaten; sie ist in der That im Wahnsinne der Lust, oder sie betäubt ihr Elend wahrhaftig mit diesem Hexenrausche. Diese Tänzerin berührt im Cancan mit ihrer Fußspitze die Brust, ja das Gesicht des ihr gegenübertanzenden Gesellen, sie wirft sich dahin in die Knie und läßt sich umkreisen, sie umkreiset mit Sprüngen den Gesellen, welcher sich in ähnlicher Weise hingekniet — „juchhe! bravo! das ist ein fescher Geist — nix Zweit's gibt's nit!"

Manchesmal geht es nicht mit solcher Verve und so extravagantem Schauspiele; es wird einfach eckig gehopst, in miserabler Haltung gewalzt, mit hängendem Kopfe, welcher auf Schulter und an Wange des Partners liegt, mit rückwärts hinausgestrecktem oder eng an den Tänzer gedrückten Leibe, es wird bis zur Raserei im Kreise und Kreisel geflogen, bis der junge oder alte Knabe auf einen Stuhl oder eine Bank sinkt und die Huldin auf ihn, auf seinen Schooß, über ihn, etwa an seinem Halse hängt oder ihn mit ein paar zärtlichen aber derben Maulschellen pickant belohnt.

Es gibt Buben, welche ausschließlich von dem Gewerbe leben an solchen Orten Tanzpartner zu sein, eine bezügliche Dame zu schützen, zu bewachen, ihr Freund zu bleiben, der Einzige, welcher sie nicht verläßt — auch dies so lange als die Bezahlung reicht!

Manche Mädchen sind tief verschuldet und tanzen im Schweiße ihres Angesichtes ab, jauchzen die Qual aus, um den Druck der Wucherer zu vergessen, los zu werden. Manche erhaschen für den Augenblick Gewinn, aber alle ihre Bezugsquellen sind die theuersten, unverschämtesten, sie leben doch voll Qual inmitten der Lust.

Nur frei sind sie, ohne Herr und Herrin, Zucht und Zügel, können thun und lassen was sie wollen, sind blöd-eitel genug, um die Huldigung des erregungsvollen Augenblickes für Sieg an Geist und Leib zu nehmen — sie leben im Rausche und fühlen den Katzenjammer, um sich wieder zu berauschen zum gänzlichen Dahinsinken auf immer.

Zu solchen Lokalen kommt der Wüstling, der bestimmungslose Bummler, der Cavalier, welcher Volk und auch einmal freches sehen will wie courbettirende Pferde, welchem das Seltsame um so seltsamer, ferner kommen der Commis, welcher in der großen Stadt keine bessere Gesellschaft hat, der Student und die Fremden, welche so etwas auch einmal gesehen haben wollen, die Neugierigen, die Trunksüchtigen, die Verbrecher, welche ihr Gewissen zu betäuben haben, die Defraudanten, welche schon mit ihren Händen in Anderer Kassen gewühlt, oder sich hier den Muth und die Lust holen, um es demnächst zu thun!

Den Eintretenden empfängt etwa ein Dämchen, das er nie gesehen. Sie hängt sich an seinen Arm, etwa auch an seinen Hals, sie geleitet ihn sofort zur Credenz, sie verlangt von ihm ein Eis, eine Torte, wenn es gut geht, Blumen, Handschuhe, die auch zur Noth zu haben sind, kurz reale Beweise der Herzensneigung.

In das servirte Souper greift sofort ein Dämchen ohne Frage, und es ist ein ganz vorzüglicher Scherz das gefüllte Glas ohne Frage vom Tische zu nehmen und zu entleeren, sich mit der Gabel rasch ein vortreffliches Stück vom Teller zu holen, obschon man den Tafelnden nie im Leben zuvor gesehen. Ein Klaps auf die Schulter, ein Tätscheln ins Gesicht mit der Hand oder mit dem Fächer, eine Umarmung unversehens, sind ganz vorzügliche Scherze, und wenn sich Eine auf eines Fremden Schoß niederläßt, den Arm um den Nacken schlingt, kritische Bemerkungen macht, oder zärtlich so um das werthe Befinden, auch sonst kleine Geheimnisse frägt, ist das ganz artig und auszeichnend.

Fast Alle, die derlei betrifft, lachen darüber, das ist ja der richtige Sport, das ist ganz artig, komisch, heiter, fesch!

Zwischen durch diese Mengen schreiten Verkäufer und Verkäuferinen von Parfumes, Toilettemittel, falschem Schmuck, — sie wissen allzusammen Rechnung zu finden.

Ein schwankendes, nur im Sinnen leichtes, holdes Kind hieher geführt — und sicherlich, es kehrt geläutert, abgeschreckt, gestählt und gefestiget heim!

Die verhüllende Nacht breitet ihre Schleier über Alles außer dem hellerleuchteten Saale.

Draußen blitzen durch die Nacht noch die einzelnen Laternen der harrenden Wagen, welche sich den Einsamen und den Pärchen rasch zum Dienste anbieten. Sie rollen ab und zu. Oft steigt ein Sicherheitswachmann mit einem Dämchen ein, und die kurze Parole, die dem erfahrenen Fährmann kaum gesagt werden darf, lautet „zur Polizei!" Die Seide, der Flitter, all der Staat und die Schminke netzen sich auf dem harten Brette ab, das in der Polizeistube zum Lager dient. Da grüßen sich auch die bekannten Dämchen und Herrchen des hell erleuchteten Tanzsaales. Wie ist der Unterschied und Abstand grell! Oft ist der mit einer Dame oder einem Herrn Einsteigende ganz im Civile, er hat aber unter dem Oberrocke den kaiserlichen Adler gezeigt, oder ihn rasch an die Brust gesteckt, er ist ein „Detective". An solchen Orten werden die Verbrecher nicht nur der Heimat, sondern aller Welt gesucht. Man weiß, sie gehen der Lust und Betäubung nach. Der schlichte Mann, welcher so dumm dem Schauspiele zuzusehen schien, oder der feine Herr, welcher sich so zierlich, so lustig und gesellig benahm, daß er förmlich vertraut wurde, greift plötzlich den Arm, in den er wie zufällig gelangt oder sich scherzend gehängt, fester und flüstert: Sie sind verhaftet . . . stille, pst! . . . wollen Sie Aufsehen . . . ich habe Wachmänner mit mir . . . gehen Sie in die Garderobe und dann mit mir zum Wagen, aber kein Wort, keine Bewegung, oder ich lasse Sie fesseln! Der bleiche Mann, das bleiche Weib, denen alle Blitze des Telegraphen durch die Welt nachgeflogen, wird blaß, wankt — versucht vielleicht nach dem geladenen Revolver, nach dem Giftfläschen zu greifen, wie vorgenommen war — vergebens — ist machtlos, rollt mit dem Wagen ins Gefängniß.

Die verhüllende Nacht breitet ihre Schleier außer dem hellstrahlenden Saale.

Drinnen wird fortgetanzt, oder die Musik wird allmälig immer spärlicher mit Aufspielen, versucht einzupacken. Abgefahrene sind rückgekehrt, noch nicht Verschwundene gehen nicht zur Ruhe.



DAS KAISERLICHE ARSENAL IN WIEN

[illegible] Mengen schreiten Verkäufer und Verkäuferinen von [illegible] falschem Schmuck, — sie wissen allzusammen Rechnung [illegible]

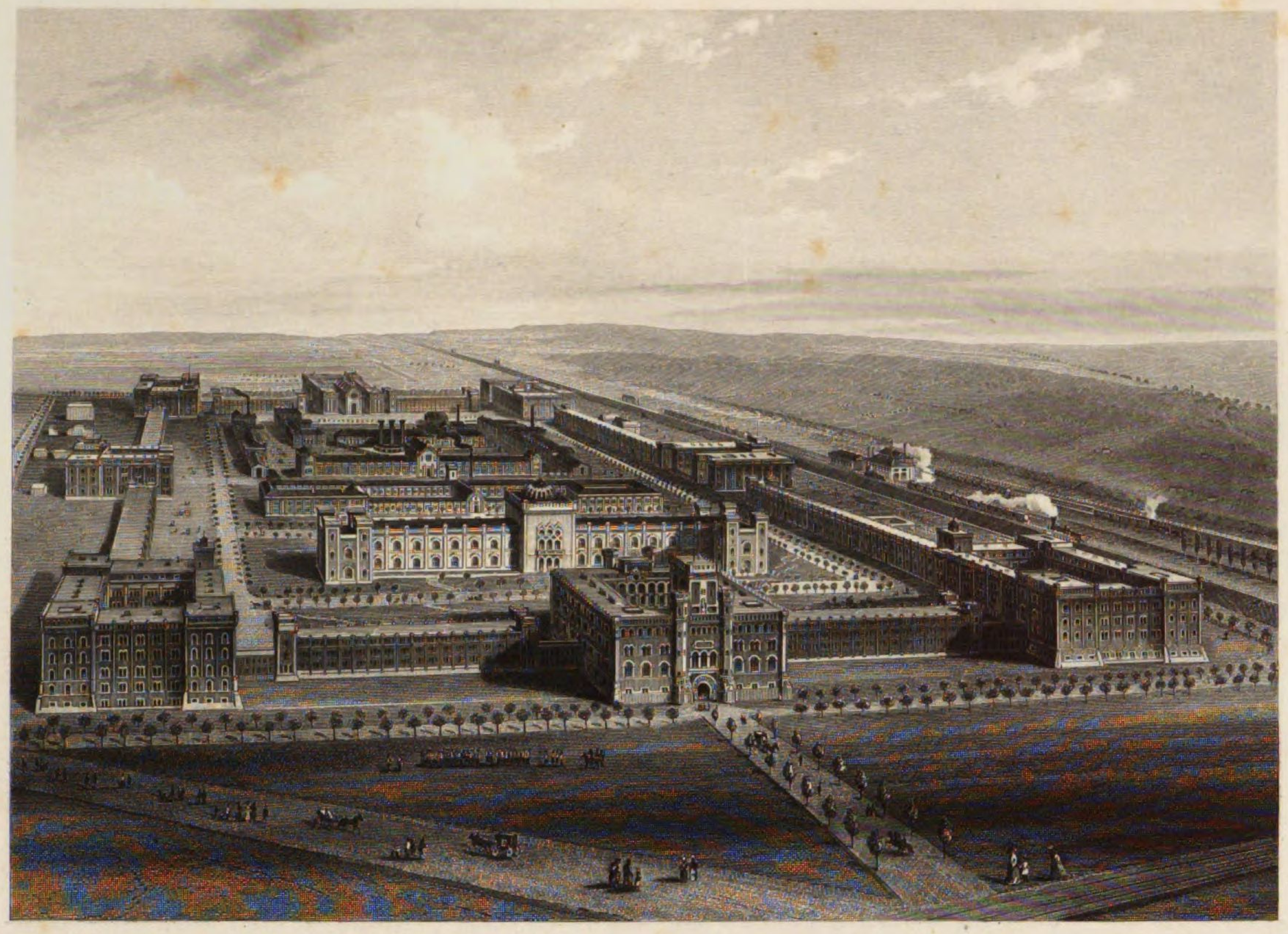
[illegible] ser im Sinnen leichtes, holdes Kind hieher geführt — [illegible] geläutert, abgeschreckt, gestählt und gefestiget heim!

[illegible] Nacht breitet ihre Schleier über Alles außer dem heller-[illegible]

[illegible] blitzen durch die Nacht noch die einzelnen Laternen der harrenden [illegible], welche sich den Einsamen und den Pärchen rasch zum Dienste anbieten. [illegible] ab und zu. Oft steigt ein Sicherheitswachmann mit einem Dämchen [illegible] und die kurze Parole, die dem erfahrenen Fährmann kaum gesagt werden [illegible], lautet „zur Polizei!" Die Seide, der Flitter, all der Staat und die Schminke [illegible] sich auf dem [illegible] Brette ab, das in der Polizeistube zum Lager dient. Da grüßen sich [illegible] bekannten Dämchen und Herrchen des hell erleuchteten Tanzsaales. [illegible] der Unterschied und Abstand grell! Oft ist [illegible] Dame oder [illegible] Herrn Einsteigende ganz im Civile, er hat [illegible] kaiserlichen Adler gezeigt, oder ihn rasch an die [illegible], er ist ein „[illegible]". An [illegible] Orten werden die Verbrecher [illegible] aller Welt [illegible]. Man weiß, sie gehen der Lust [illegible] schlichte [illegible], welcher so dumm dem Schauspiele [illegible], [illegible] Herr [illegible] sich so zierlich, so lustig und gesellig [illegible] er [illegible] greift plötzlich den Arm, in den er wie zufällig gelangt [illegible] fester und flüstert: Sie sind verhaftet … stille, pst! [illegible] habe Wachmänner mit mir … gehen Sie [illegible] dann mit mir zum Wagen, aber kein Wort, keine Be-[illegible] Sie fesseln! Der bleiche Mann, das bleiche Weib, denen alle [illegible] Telegraphen durch die Welt nachgeflogen, wird blaß, wankt — ver-sucht [illegible] nach dem geladenen Revolver, nach dem Giftfläschchen zu greifen, wie [illegible]nommen war — vergebens — ist machtlos, rollt mit dem Wagen ins Ge-fängniß.

Die verhüllende Nacht breitet ihre Schleier außer dem hellstrahlenden Saale.

Drinnen wird fortgetanzt, aber die Musik wird allmälig immer spärlicher mit Aufspielen, versucht einzupacken. Abgefahrene sind rückgekehrt, noch nicht Ver-schwundene gehen nicht zur Ruhe.



Perlberg delt. C. Rorich & Sohn sculpt.

DAS KAISERLICHE ARSENAL IN WIEN.

(AUS DER VOGELPERSPEKTIVE)



DAS [illegible]



Perlberg del.t C. Rorich & J. M. Kolb sculp.t

DAS KAISERL. BELVEDERE IN WIEN.

Wohin nun?

Ins Kaffeehaus!

Nach dem Ball!

Es gibt Cafés, in denen der Sklavenmarkt fortgesetzt wird, wo das hohläugige Laster, die aufgeschminkte Schönheit, das fetzenbekleidete, grellgeputzte Modedämchen sitzt und raucht und sich pickant macht, oder hopst und von einem Tische zum andern wandelt, überall ihre Gesellschaft, ihren Witz, ihre Vorzüge anbietend.

Die Gesellschaft des Tanzsaales und der getrennten Speisesäle ist hier enger zusammengerückt, hier fehlt der „Strizzi", der „Strotter" und „Strabanzer" nicht, jener holde Genosse, welcher mit diesen wienerischen Namen bezeichnet wird und der zuweilen dort nicht Einlaß erlangte. Hier ist zu holen, was im Tanzsaale unerfüllt blieb. Hier ist die Fütterung, ist der Trank billiger als in dem theuren Speiselokale der Tanzsäle, Niemand bezahlte heute ein Souper, hier läßt sich billiger der Magen befriedigen das Nervensystem aufreizen. Hier ist auch Verdauung für das Souper oder ein Schlummerpunsch zu holen. Hieher kommt auch, wer das Entree der Tanzsäle nicht bezahlen und doch die schöne Gesellschaft der Damen genießen will. Dicker Qualm hüllt die Menge ein und die Flammen scheinen schiefe Gesichter zu machen, mit ihrem Lichte schwerer als sonst durchzubringen. Ein Blick über und in diese Menge gibt ein ganz eigenthümliches, nur einer Großstadt mögliches, den Bessern abstoßendes Bild in übelduftiger Atmosphäre.

Karten her! ruft Einer. Ein Spielchen gemacht! Dort in jener Nische. Der Namen des Spieles wird zuweilen geflüstert, denn es ist verboten. Ein Opfer wird gesucht.

Wie lustig ist's da! Doch manchmal, plötzlich, geht ein Murmeln durch die Menge. Der Wirth, wie er in Wien heißt „der Kaffeesieder", macht ein starres Gesicht, in welchem die Augen sich bewegen, er rührt sich nicht von seinem Platze an der Credenz. Der Zahlmarqueur eilt geschäftig zu den Tischen: „Zahlen!" An den verschiedenen Eingangsthüren erscheinen ernste Männer, zuweilen in der polizeilichen Uniform. „Keiner vom Platze! Niemand herein, Niemand hinaus!" heißt es. Und nun beginnt ein Fragen: „Mein Herr, mit wem habe ich die Ehre? . . . Gehen Sie rasch von hier! . . . Und Sie? Nein, Sie gehn nicht, wir bleiben. Ah wir kennen uns!" Ein Wink genügt. „Sie Jullerl auch. Ihr

Buch! Du Resi, gehst wieder einmal mit. Und der Spatzen-Franzl wird sich wieder einmal eine Untersuchung gefallen lassen. Keine Widerrede! Wer entlassen ist, hinaus!"

Die Tassen und Löffelchen klirren in den zitternden Händen, Alle beben, während sie die Toilette machen. Die Stimmen haben Klang und Ton verloren; hier und dort ein Schluchzen. Durch die unheimliche Stille und Bewegung dringt wieder die laute Stimme von vorhin. Der Mann hat gezählt. Bleiben sechsundzwanzig. Meine Herren und Damen, kein Aufsehen, kein Spektakel, keine Widersetzlichkeit gegen die Polizei, sonst die gesetzliche und verschärfte Strafe. Ich bitte anzutreten, Herren und Damen extra. Marsch!" Eine Schaar von Sicherheitsmännern umgibt die Gruppe, sie ziehen durch die Nacht in das Unerhellbare.

Spital — Gefängniß — Zellenwagen und Schub.

Brr! Das ist unheimlich. Erst solche Lust, jetzt solche Pein.

Fiaker!

„E'r Gnaden!"

Zum Café auf dem Stefansplatz, oder auf dem Graben, nein, Kohlmarkt.

Das Leben der Kaffeehäuser in der Nacht, ist auch ein ganz eigenthümliches. Es gibt vorzügliche, elegante, im Kerne der inneren Stadt, die sich erst nach der Theaterzeit füllen. Elegante Herren und Damen nehmen hier Eis, oder irgend eine Erfrischung. Mancher Künstler, mancher Berufsmann ist erst jetzt im Stande die Abendzeitung zu lesen. Schönes Publikum begrüßt sich und plaudert. Mancher feine Herr und Würdenträger in Civile oder in Uniform kommt aus Gesellschaft und will hier noch ein wenig zwanglos sich erholen, eine kleine Plauderei halten, welche dort unmöglich war. Manchen flieht der Schlaf vor Mitternacht. Mancher weiß hier vorzügliche Gesellschaft zum Spielchen vor dem Schlaf zu finden. Manche Diplomaten treffen sich hier und Wichtiges wird ohne Ceremonien besprochen. Manche Freunde, die sich lange nicht gesehen, geben sich ein Rendezvous im Kaffeehause nach der Theater- und Gesellschaftszeit.

Man muß ja auch noch seine Cigarre in Ruhe rauchen, Café oder Thee oder Schlummerpunsch nehmen, nachdem man dies aus Gründen anderswo nicht gewollt oder gekonnt.

Ortswechsel hat auch seine Freude und sagt munteren Naturen so sehr zu.

Zur Saison der Bälle werden viele Kaffeehäuser gar nicht geschlossen. Alle Stände haben ihre Kaffeehäuser, nächtlich wie bei Tage. Die „Verlorenen" und „Miserablen" haben sie auch.

Der Schlummerpunsch ist heiß und gut. Er wird seine Schuldigkeit thun. —

Ich bin zu Ende mit meiner heutigen Rundfahrt, um Tag- und Nachtbilder zu sehen. Die Mitternachtsstunde ist vorüber.

Fiaker!

„Eu'r Gnaden!"

Nachhause und — in Gnaden entlassen.

Im Prater.

Wundertönig klingt das Wort!

Mit dem Ausdruck „Prater" hat man sofort in der Fantasie der Gebildeten in allen Fernen eine Welt voll Sehenswürdigem und Merkwürdigem hervorgezaubert, hat man sofort Wien ins Gedächtniß gerufen.

Dem Einheimischen klingt das Wort „Prater", wie ein Lockton, als einer jener Urklänge, welche aus der Kindheit zu uns gekommen, welche bereits bei dem Aufdämmern der Geisteskräfte unsere Sinne, unser Gemüth gefangen nahmen und eben so traulich wie vertraut bleiben für alle Lebenszeit.

Es will für den Augenblick scheinen, als wären Wien und der Prater seit urewigen Zeiten beisammen gewesen, als wären sie mit ihren Eigenheiten zusammen emporgewachsen und hätten sich von jeher ergänzt, herangebildet, bis sie eben gemeinsam wurden wie und was sie sind!

Sonderbar und seltsamer Weise ist dies nicht der Fall. Der Prater ist neben der vielleicht zweitausend Jahre alten Ansiedelung Wien fast wie gestern emporgewachsen anzusehen, denn erst 1766 ward er durch Josef II., als dieser noch Mitregent der großen Maria Theresia war, dem Volk erschlossen. Die uralten Bäume des Praters, der Insel, welche dieser eigentlich ist, wuchsen empor mit der alten „Vindobona", sie krachten im Sturme nieder und schützten neue Sprößlinge für die neue und kommende Zeit. Aber die Bäume allein und der

Im Prater.

W[illegible] klingt das Wort!

[illegible] „Prater“ hat man sofort in der Fantasie der Ge[illegible] Welt voll Sehenswürdigem und Merkwürdigem her[illegible] man [illegible] Wien ins Gedächtniß gerufen.

[illegible]imischen klingt das Wort „Prater“, wie ein Lockton, als einer [illegible] Kindheit zu uns gekommen, welche bereits bei dem [illegible] unsere Sinne, unser Gemüth gefangen nahmen und [illegible] bleiben für alle Lebenszeit.

[illegible] Augenblick scheinen, als wären Wien und der Prater seit [illegible] gewesen, als wären sie mit ihren Eigenheiten zusammen [illegible] und hätten sich von jeher ergänzt, herangebildet, bis sie eben gemein[illegible] was sie sind!

[illegible] seltsamer Weise ist dies nicht der Fall. Der Prater ist neben der vielleicht zweitausend Jahre alten Ansiedelung Wien fast wie gestern emporgewachsen anzusehen, denn erst 1766 ward er durch Josef II., als dieser noch Mitregent der großen Maria Theresia war, dem Volk erschlossen. Die uralten Bäume des Praters, der Insel, welche dieser eigentlich ist, wuchsen empor mit der alten „Vindobona“, sie krachten im Sturme nieder und schützten neue [illegible]linge für die neue und kommende Zeit. Aber die Bäume allein und der



L. Rohbock del.t — Chr. Steinicken sculp.t

DER NORDBAHNHOF IN WIEN.

Rasen und das Wasser formen nicht den eigentlichen Prater; Wien und sein Volk gestalten ihn zu dem was er ist; — das Gesammt muß zum Begriffe umfaßt werden.

Kaiser Max II. setzte sich um 1560 in den Besitz der Au, welche beiläufig eine deutsche Meile Ausdehnung hat und pflegte sie als Jagdgebiet. Die Leopoldstadt, die Vorstadt oder der Bezirk, welche eine Hälfte der Insel einnimmt, bestand damals nicht. Allmälig erhielten die Jäger Ansiedelungen längs einer Zeile, und diese wurde dann die „Jägerzeile", wie noch in diesem Jahrhundert die Praterstraße hieß und im Volksmunde lange fortheißen wird.

Der „Prado", wie das wahrscheinlich aus dem Spanischen vom Hofe herübergenommene Wort anfangs lautete, war strenge verschlossen, nur die hoffähigen Cavaliere hatten Einlaß in die Hegungen.

Unter Kaiser Leopold I. im siebzehnten Jahrhunderte soll die Gefahr des Verlustes des Prater für Hof und Volk vorhanden gewesen sein. Die Benediktiner „zu den Schotten" und jene Klosterneuburgs besaßen Theile der Au zunächst der großen Donau. Die Jesuiten sollen also ihr Auge auf das prächtige andere Gebiet, den eigentlichen Prater, geworfen und ihn als milde Spende begehrt haben.

Der Kaiser soll sogar in einer schwachen Stunde die Zusage der Spende gemacht haben. In ruhigeren Stunden war er andern Sinnes und soll die Noth seines Gewissens und seiner Lage seinem eben so ernstklugen wie heiter witzigen Hofprediger A b r a h a m a S a n c t a C l a r a geklagt haben. Dieser sann eine Weile nach, wußte sich Rath und bat, am entscheidenden Tage die Brüder, welche den Prater begehrten, zu ihm zu senden.

Als der Tag herannahete und die Pünktlichen zu fehlen nicht unterließen, soll Pater Abraham ruhig und gefaßt gesagt haben, es sei Alles in der Ordnung, sie erhielten vollständig das Begehrte — und er meldete ihnen, daß der „B r a t e r", als ihnen zugesagt, in der Küche vorhanden sei.

Das Mißverständniß mußte freilich zur Aufklärung gebracht werden, aber es war und blieb ein Mißverständniß, der Dialekt und die Ortographie retteten den Prater für alle Welt!

Er ward immer mehr mit Lichtungen und Baumstraßen versehen, doch hatte nur der Adel neben dem kaiserlichen Hofe das Recht in denselben zu gehen, zu reiten, zu fahren. Kaiser Josef II., dieser „Schätzer der Menschen" wie er sich nannte, gab ihn aller Welt zur Erquickung frei.

Auch da war er noch einmal in Gefahr. Eine adelige Deputation beklagte sich über das Volk, bat um dessen Entfernung, da sonst kein Ort mehr vorhanden, an welchem man unter Seinesgleichen sein könnte. — Trösten Sie sich, erwiderte der Kaiser und Kaisersohn — so geht es Ihnen wie es mir immer ging und noch geht! — Die Petenten machten verblüffte Gesichter, und zur Erläuterung fügte der eben so gütige wie witzige Herrscher hinzu: Wenn ich unter Meinesgleichen sein wollte, dürfte ich nur in die Kaisergruft gehen!

Seinen letzten reservirten Park und Garten, den prachtvollen „Augarten" am andern Ende der Leopoldstadt, gab der Kaiser 1775 frei, auf dem Bogen des Eingangsthores prangt in einer Marmortafel die goldene Inschrift: „Allen Menschen gewidmeter Erholungsort von ihrem Schätzer, Josef II. 1775."

Der Prater ging förmlich wie die Blüte der Aloe auf, welche ein Jahrhundert lange vorbereitet, plötzlich sich erschließt und Wunder für den Anblick, Farbenpracht, Duft und Herrlichkeiten aller Art bietet.

Der Prater wurde von den Wienern rasch in Besitz genommen, wienerisches Leben entfaltete sich, das bis heute blieb und unabsehbar lange bleiben wird.

Am Ende der Praterstraße steht man vor einem Halbkreise, welchen an der geraden Abschnitts-Linie rechts und links Straßen begränzen, nach vorneans gehen drei Wege und Alleen auseinander. Die eine schräg rechts sich hindehnende, ist die sogenannte „Nobel-" oder Prater-Allee, die zweite geradeaus hieß die „Wurstl-" oder Volks-Prater-Allee, und trägt fortan den Namen „Ausstellungsstraße", die dritte schräge links hieß die „Schwimmschul-Allee" und heißt jetzt Schwimmschulstraße.

Alle diese verschiedenen Straßenzüge und Wege laufen strahlenförmig von dem Mittelpunkte aus, welcher am Beginn des Praters und Ende der Praterstraße gedacht werden muß, und da wahrhaftig sich weiter nach allen Seiten Gassen und Gäßchen dehnen, hat der Volksmund Recht von einem Strahlensystem und so figürlich von einem Stern zu sprechen: „Praterstern". Vormals war der Ausblick vom Praterstern in sämmtliche Alleen ungehemmt und an belebten Abenden über die Massen der allseits Wandelnden, Reitenden und Fahrenden weit dahin, ein ganz merkwürdiger, großartiger.

In den letzten Jahrzehnten bedurfte die Nordbahn eine Verbindungsbahn nach den anderen Bahnhöfen, und so wurden die Bogen und Brücken gebaut, welche den Halbkreis umziehen. Sie lassen noch immer den historischen Praterstern bestehen und bilden förmlich eine Einhegung, in deren Mauersystem die schönen

hohen Brücken auf schlanken Eisensäulen imposante drei Einlaßpforten bilden. Auf Sockeln in den Geländern der zierlichen Brücken breiten vergoldete Doppeladler ihre Flügel, und dies dreimal sich wiederholend, von dem blauen Luftmeere und dem grünen Baumhintergrunde sich abhebend, bietet auch einen reizvollen Anblick. Man sieht unter die hohen Brücken und durch die Säulenordnung hindurch noch eine Strecke in die Prater-Alleen und Wege. Das rothe und weiße Mauerwerk und seine Bogen sind zudem vom Grün gehegter Büsche und Bäume nach vorne bedeckt, so daß nur oben die Geländer und hie und da einzelne Stein- und Mauerfarbenstücke durchdringen. Dies zusammen ist sehr harmonisch und zierend eigenthümlich.

An Frühlings- und Sommer-, auch Früheherbst-Abenden ist dieser riesige Praterstern dicht gefüllt von Menschen, zwischen denen die hart hintereinanderfolgenden Wagen und die Reitergruppen nur langsam vorwärts zu kommen vermögen.

Die Nobel- oder Prater-Allee hat in ihrer Ausdehnung, welche anderthalb Gehstunden bis zum Lusthause beträgt, einen Abschnitt am Rondeau, welches die frühere Allee-Grenze war, den Wagen zum Umwenden diente und noch dient. Dort zieht auch ein kleiner Arm der Donau quer herein und seine nobelste Bestimmung, nachdem er nicht mehr die Hirsche tränkt, bleibt das Speisen der Dampfkessel der Weltausstellung. Wenn man in die Allee gelangt, hat man rechts den von einem zierlichen Gitter abgeschlossenen Garten der Praterinspektion, hinter dem das Gebäude im Schweizerstile sichtbar. Links dehnt sich der „Kaisergarten", der reservirte Garten des Hofes, in den er zur Rast einkehrt und wo in bescheidenen Räumen am ersten Mai eine Tafel stattfindet. Dann folgt rechts der allgemeine Aufsteigeplatz mit einer gedeckten aber offenen Halle für die Rast der Pferde. Links beginnen die öffentlichen Schau-Gebäude des Praters, das Aquarium, dann eine Trinkhalle und nachher reihen sich drei Kaffeehäuser mit zierlichen Gebäuden und großen schattigen Vorplätzen nacheinander. Dem dritten Kaffeehause gegenüber steht der „Constantin-Hügel", zu Ehren des Fürsten Constantin von Hohenlohe so geheißen, des kais. Obersthofmeisters unter welchem der Prater ganz neu umgestaltet und diese Anlage errichtet wurde. Vor dem grünen Hügel liegt ein Teich, auf welchem Kähne fahren und zu dem über zackigen Steinstufen, die von zwei Seiten sich erheben, ein zweiarmiger Wasserfall herabstürzt. Der Hügel trägt ein zierliches Erfrischungsgebäude im Schweizerstile auf der Höhe, ebenso oben einen großen Teich und bietet prächtige Lauben und Fluren zum Sitzen, ge-

währt einen reizenden Ausblick über die Baumwipfel in die Ferne, auf die Züge des mit Burgen gekrönten Kahlen- und Leopoldsgebirges. Es ist nur Schade, daß der Hügel zu nahe den dichten Baumreihen und Wipfeln der Allee. Von der Wiesenseite nimmt er sich landschaftlich ganz romantisch und hübsch aus; er müßte die gleiche Wirkung von hier üben, wenn etwa die Bäume gelichtet, ein freier Gartenraum geschaffen und ein Ruhecirkel den Mengen gerade in diesem Mittelpunkte gegeben würde.

Am ersten Mai strömt ganz Wien, Alles was halbwegs gesunde Beine, ein Roß zur Verfügung, einen Miethwagen zum Entlohnen, eine Equipage hat, nach dem Prater. Seine Besucher zählen nach Hundertausenden. In Vorzeiten sollen die Oesterreicher ein „Veilchenfest", auch ein Kinderfest an diesem Tage gehabt haben, im Prater liefen bis zum Jahre 1848 am ersten Mai die herrschaftlichen Läufer frühmorgens um die Wette, vom Stern bis zum Rondeau; ich selbst sah sie noch, wie sie blau im Gesichte, keuchend, mit hervortretenden Augen und einsinkenden Wangen, aber mit merkwürdiger Raschheit ihrem Siege, ihrem Berufe unter Gejauchze der Mengen und Musikklängen nachstrebten. Hierauf folgte ein Cavalierfest und das Volk ergötzte sich allerorten. Der erste Mai hat seine Anziehungskraft behalten, er hat in gewöhnlichen Jahren keine Festivität, keine Vorbereitungen, das Erscheinen des kaiserlichen Hofes und Hinzuströmen Aller, formt das herrlichste Fest.

Ein Hinblick über die Prater-Allee an diesem Tage und an ähnlichen zeigt eines der reizvollsten großstädtischen Bilder, das sich denken läßt.

Die Knospen der dürr, in dunkler Farbe gestandenen alten Kastanienbäume, sind allmälig hervorgeschwellt; in den Kronen der Baum-Allee, welche drei Wege nebeneinander bildet, schimmert und flimmert das noch geballte Grün. Mit jedem Frühlingstage entfaltet es sich unter dem hellblauen Himmel mehr und mehr, bis die breiten Blätter zu Krausen oder in ihrer Gruppirung förmlich zu Riesenhänden geformt, sich strecken und ein wundervolles Lichtspiel mit den durchdringenden Strahlen der Sonne beginnen. Dann sprießen die Kandelaber-förmigen Blüthenstengel hervor. Ihre reichlichen Blumen entfalten sich, weiß und roth. Sie leuchten wie helle Flammen auf Kerzenträgern aus dem Grün. Kein Baum, keine Allee ist so frühlingsherrlich wie Baum und Allee wilder Kastanien.

Und unter dieser Allee, durch welche der Sonnenschein sich mit Goldfäden und Goldflitter webt, die umgrenzt von dem frischsaftigen Grün der Wiesenmatten,

wandelt, fährt, reitet die geputzte Menge. Mit jedem Frühlingstage hat sie sich gemehrt; wie die Frühlingsgaben sind die Herankommenden förmlich reichlicher geworden; bis in der breitesten Mittelallee die einzelnen leeren Strecken von Wagen zu Wagen weniger, die graugelben Flächen des Wandelgrundes spärlicher sichtbar wurden und endlich Wagen an Wagen sich reiht, hinabfahrend sowol wie zurück herbei, die Reitergruppen rascher hintereinander in der Reit-Allee dahinsprengen und die Wandelnden nur eine dichte, farbenbunte, geschlossene und wogende Masse zu bilden scheinen.

Die Wagen in der Mittelallee formen zwei in ihren Richtungen entgegenstrebende Zeilen. Niemand darf vorfahren. Selbst der kaiserliche Hof macht keinen Gebrauch von seinem Vorzugsrechte auf seinem eigenen Grunde. Die Zeilen der Wagen sind ein bis zwei Meilen lang, denn die letzten rollen an dem einen Ende des Lusthauses, oder an dem andern, vielleicht nächst der Schönbrunner Straße. Eine Stockung wird wie die Empfindung an einer Stelle eines Nerves entlang dieses ganzen Stranges gefühlt, die Stockung pflanzt sich unendlich weit fort.

In diesen Wagenreihen fahren alle neuesten glänzenden Formen von Equipagen, ein- und zweisitzige Lohnwagen, des Bürgers Hauswagen, des kleinen Mannes „Zeugl'," Omnibusse sind ausgeschlossen. Hier sieht man die lieblichen offenen Hofwagen des Kaisers, der Kaiserin, die der Prinzen und Prinzessinen. Die Kaiserin und die Erzherzoginen fahren oft in Parade. Zwei Reitdiener reiten voran. Ein Viergespann bäumt sich und trabt stolz im schmukesten Geschirre vor dem nachrollenden glänzenden Wagen. Auf jedem zur Rechten gespannten Rosse reitet ein lenkender Jokey. Zwei Reitdiener schließen den Wagenzug. Die Menge grüßt ehrerbietig und von dem Anblicke erquickt.

Hier sieht man das Viergespann des Cavaliers, mit Dienerschaft in glänzenden Uniformen; Damen in den feinsten Toiletten sehen förmlich wie aus farbigen Wolken mit lieblichen Gesichtern heraus. Hier tummelt der geschickte Rosselencker sein Zwei-, Drei- und Viergespann. Phaetons aller Arten und Sorten schwärmen. Hier kommt der barocke Geschmack an Wagenformen und Rädern zum Vorschein. Oft thronen Herren oder auch Herr und Dame hoch auf fast schwindelnder Sitzhöhe, oder sie hängen in der Tiefe in einem Sitze, welcher zwischen riesigen Rädern schwebt. Vierräder und Zweiräder wechseln vor dem kaum sie erfassenden Blicke. Hier lenkt die Dame ihr Zwei- oder Viergespann selbst. Sie sitzt im zierlichen Wagenkorbe, wie ein Kindlein in einer rollenden Wiege, gar

lieblich anzuschauen. Hier drängt sich auch die Phryne, die Halbwelt neben der Ganzwelt und sucht im Gleichthun den Preis ihres Werthes zu demonstriren. Hier wünschen Herren und Damen ihre glänzende Thiere, ihre reich und geschmackvoll gallonirte Dienerschaft, ihre kostbaren Wagen und Sattelzeuge sehen zu lassen. Hier werden zwei Pferde hintereinander gespannt vorgeführt, dort drei nebeneinander. Hier traben vier schwarze, oder braune oder weiße Pferde, dort sind deren Farben sorgsam bunt geordnet, wie die Felder eines Schachbrettes. Hier darf kein Fleck die eine Farbe stören, dort muß das fleckige Kunterbunt die Thiere bedecken. Alle Nationalitäten und Moden zeigen sich. Hier sucht sich stramm gewichst ein herausgeputzter Husar mit wallendem Federbusch als Kutscher oder Diener bemerkbar zu machen, dort sitzt mit ehrwürdiger Behäbigkeit ein dicker Mann mit gepuderter Perrücke, Dreispitz, schlotterig breitem bunten Fracke, Strümpfen und Schnallenschuhen auf dem Kutschbocke; gleichgekleidete Diener stehen oder sitzen hinten. Ein Russe mit niederem Hute, Kaftan und langem Barte lenkt sein Dreigespann, das klingelt und dessen Mittelpferd unter einem Bogen den stolzen Kopf wirft. Flatternde weiße Aermel, rothe oder blaue stramme Beinkleider, ein kleines rundes Hütchen mit allerlei buntem Kram, gehören einem Kroaten oder Magyaren an. Altspanische Reiter mit Riesenstiefeln werden auf dem Rücken der Pferde emporgeprellt und wieder in den Sattel sinken gelassen, je nach dem Lauftakte vor dem Wagen. Bunte Jockeys krümmen den Rücken und suchen sich in schimmernder Seite und in Sammt lieblich zu machen. Dienerschafts-Uniformen aller Farben, Arten, Zeiten, Erfindungen sind zu sehen. In der Reitallee sprengen auf schlanken und prächtigen Rossen edle Männergestalten, reizende Frauen mit flatternden Schleiern dahin, wie Luftgebilde flüchtig dem Auge entschwindend. Knaben, Jünglinge und Mädchen lenken ihre niedlichen Ponnies, Dutzendreiter und Gecken machen sich auch bemerkbar. Das ist ein Grüßen und Nicken aus den Wagen herüber und hinüber. Der Hof hat kaum ergötzende Ruhe, die Menge will ehrerbietig sein und sie erquickt sich am Gegengruße. Die Reiter umschwärmen zuweilen die Wagen, in denen die Damen sitzen, und sie plaudern. Der Kaiser und die Prinzen begleiten reitend die Kaiserin und Prinzessinen in dem stolz schönen Zuge. Was die Natur Herrliches an Menschengebilden geschaffen, hier ist es zu sehen. Schmachtende, lachende, üppige, zierliche, bewältigende Schönheiten aller Arten rollen in den Wagen vorüber. Was die Mode Schönes, Schmückendes, Närrisches erdacht, hier wird es in feinster und auffälligster Weise zur Schau

gebracht. Jugend und Alter wetteifern, machen sich liebenswürdig, lächerlich, anlockend und abstoßend. Alle Stände folgen sich in erdenklich buntester Abwechslung. Neben der Majestät und dem viele Jahrhunderte alten Adel rollt der Börsencrösus von gestern, nebem dem altehrwürdigen Gewerbsmann der Schwindler von heute, neben dem neuen Adel die lächerliche Ueberhebung alter Zeit, neben dem frommen Bischof der Mann des Tempels mit seiner Sippe, neben dem Gecken der Adel des Geistes, neben der zuversichtlichen Dummheit und dem Lotterieglück das wahre Ritterthum, neben dem frechen Spieler der mühsam Erwerbende, neben der glänzenden Uniform die schlichteste Aeußerlichkeit, neben dem Phrynenthume die reine, anbetungswürdige Weiblichkeit, neben der sinnlosen Vergeudung die schrankenvolle Bescheidenheit — die Welt einer Weltstadt.

Und in der Geh=Allee (seltsame Benennung!) drängen sich noch mehr alle Stände. Solche, welche Wagen besitzen, gehen auch streckenweise zu Fuß. Bekannte grüßen, treffen sich, plaudern und scheiden. Die Familien wandeln in corpore. Was von den Insassen der Wagen und den Reitenden gesagt ist, gilt hier noch mehr, nemlich das Gemisch von Schönheit, Alter, Gebrechen, Moden, Tugend und Laster ist hier zu höchster Buntheit gediehen. Die wenigen freien Sitze an der Baumreihe sind überfüllt, die Miethsessel an der Seite säumen streckenweise die Fahr=Allee ein, nicht nur die Schausüchtigen der Stadt besetzen sie, es kommen zu solchen Zeiten die Provinzbewohner heran und wollen Alles, aber auch Alles gesehen haben. Sie weichen stundenlange nicht vom Punkte.

Es ist ein ganz eigenthümlich, aufregendes Vergnügen. Der Duft des Grün und der Blüthen, die Frische des wassergetränkten Grundes, das Schnauben der Pferde, das Köpfewerfen und Stampfen derselben, das Rollen der Räder, das rasche Vorüberziehen der Gestalten, die Farben und Gesichter, der bis zur Abendröthe wechselnde Sonnenschein, die wandelnde, staubwirbelnde Menge uud aus dem Hintergrunde die Musik der Kaffee= und Wirthshäuser dazu — Alles zusammen — es bleibt immer schön, immer erheiternd.

Endlich lagert sich der Abend, über das Ganze breitet sich eine Kühle, und die reitende Wache hat am Praterstern eine der schwersten Aufgaben, die dichten Massen, welche ihn bedecken, auseinanderzuhalten und ihre Wege ungestört nehmend zu machen. Wo die Züge förmlich an einem Straßenmittelpunkte zusammentreffen, ist das Schauspiel am seltsamsten, merkwürdigsten.

Solche Festtage werden nicht gemacht, nicht angekündigt, nicht vorbereitet, man kömmt und ist ebenso Geber wie Empfänger. Das währt so den Frühling hindurch, hebt sich mit der steigenden Frühlingssonne in die Oster- und Maitage, gipfelt sich zur Pfingstzeit und nimmt von da rasch ab, denn es ist heiß geworden, die Stadt wird Allen lästig, welche nicht dableiben müssen, Hof, Adel, Alle, die es irgendwie ermöglichen können, ziehen in die nahen und fernsten Sommerfrischen. Die dichten Alleen werden spärlicher besucht, noch spärlicher von Wagen und Reitern gefüllt, und dies währt bis die Blätter zu sinken beginnen, die Zugvögel nach Süden, die Wiener zurück aus der Ferne kehren. Dann gewinnt der Prater wieder Herrlichkeit; aber er fordert bald geschlossene Wagen, in denen man sich nicht zeigen kann. Die dürren Blätter wirbeln im Herbststurme, die kahlen Bäume starren in die graue Luft, ruhigere Wagenreihen ziehen auch im Nebel und in frostigen Wintertagen dahin. Die Haupt-Allee wird, wenn der weiße Schnee sie deckt, in hellen Stunden von einem feinen Publikum besucht, und so fristet sich das Praterleben mit der Natur spärlicher dahin, bis der Frühling neue Blüthe, neue Pracht, unnachahmliche Herrlichkeit wieder erweckt.

Anders lebt der Wurstl-Prater — halt! nein, wie man sagen und gesagt haben will, der „Volks-Prater!" Allerdings findet sich letzterer Ausdruck in den alten Akten und ist neuerdings hervorgehoben worden, als mit historischer Berechtigung. Und nicht ohne Grund, denn er ist zweifellos der ältere, denn ehe Noah war, konnte nicht von Noahiden und zunächst höchstens nur von der Arche gesprochen werden. Ehe der Wurstl hier spielte, konnte nur von dem Prater für das Volk die Rede sein. Doch sobald das Volk seinen „Wurstl" hier sah und an ihn all das Burleske knüpfte, war der „Wurstl-Prater" fertig, wird so heißen und bleiben, wenn auch alle Aktenstöße der Welt dagegen ihre Schwere geltend machen sollten und wollten.

Kaum die Gestattung für das Volk vorhanden war, den Prater zu seiner Lustbarkeit und Erholung zu nützen, erstand mit geistiger Wunderkraft rascheſt sein ganzes Wesen. Es ist kaum glaublich, daß er nur ein Jahrhundert alt und daß sein Wesentliches gerade so alt, wie sein Erstehen. Der Prater und das Volk waren gegenseitig vorgeschaffen, sie brauchten sich nur zu finden, um sich zu ergänzen, eine gleich bedeutende Gemeinsamkeit zu bilden. Man erkennt, welchen Scharfblick Josef hatte und wie er sein Volk ergründete. Schilder, welche von den ersten Tagen der Eröffnung datiren, sind noch heute da, nur Holz und Bausteine

in ihrer Vergänglichkeit oder Erneuerungsbedürftigkeit haben sich geändert, neue Straßen wurden sorgsam und bestens gezogen — der Wurstl-Prater ist alt und ewig neu!

Der „Wurstl" ist im Grunde der alte, abgekürzte Hanswurst. Jede Schnurre nennt der Wiener eine „Wurstelei" oder „Wurstlerei" und jeden Schnurrigen einen „Wurstl." Persönlich ist dieser nicht mehr lebendig; aber als Puppe, belebt durch die in ihr hohles Inneres gesteckte Hand und so auch im Rahmen einer kleinen über einem Kasten ragenden Bühne vorgeführt, ist er unendlich putzig und drollig, ergötzt die Jungen und Alten, lockt die Kleinen mit ihren Ammen, Wärterinen, Eltern, Verwandten, Erziehern an, und umringt sich mit einer Zuschauermenge, welche bei den alten Späßen stets neuerdings lachen muß. Das ist die unwiderstehliche Gewalt des menschheitbildenden Wurstls, welcher die kleinsten und die größten Geister für die Weltbühne und für die Bühnenwelt vorbereitet! Er hat dem Volks-Prater seinen Stempel aufgedrückt und ist mit früheren lebendigen Hanswursten bei ihm zu Gevatter gestanden. Es gibt einen „Wurstl" mit besonders schönem Kasten, zierlichen Dekorationen und theateralisch geordneten Sitzen, selbstverständlich gleich allen andern unter freiem Himmel. Das ist der „Kaiser-Wurstl". Wohlverstanden hat Wien viele hervorragende Dinge durch den Beisatz Kaiser zu den höchsten ihrer Gattung erhoben. So gibt es Kaiser-Semmel, Kaiser-Mehl, Kaiser-Fleisch, Kaiser-Schmarn (Mehlspeise), Kaiser-Gerstl, Kaiser-Straßen, Kaiser-Blau, Kaiser-Torte, Kaiser-Grün, Kaiser-Wasser u. s. w. Der Kaiser-Wurstl soll jedoch nicht nur der älteste sein, sondern er ist vielmehr gewiß jener, welcher durch die Güte des Kaiserhauses unterstützt, seine schöne Bude erlangte und bei welchem die kaiserlichen Kinder ihre Wurstl-Ergötzung holten und holen werden. Die kleinen Prinzen und Prinzessinen sah man zuweilen unter Obhut, oder auch mit den kaiserlichen Eltern, vor dem Wurstl sitzen und über dessen Mätzchen, Glockenläuten, Hammerschlagen, Trompeten, Kaninchenspiel und drollige Nickereien jubeln, daß alle anderen Kinder und Großen um so jubelreicher wurden! Und der Wurstl hat ganz würdige Kollegen, das Volk bleibt ihm treu, und zu seinen getreuesten gehören die Soldaten aus der Provinz. Ein sehr verehrungsreiches Publikum! Eine Photographie aller Gesichter, großer und kleiner im Umkreise, vom Standpunkte des Wurstlkastens aus genommen, müßte zu den ergötzlichsten Dingen der Welt gehören!

Uebrigens ist der Wurstl das Eine, der Wurstl-Prater das Tausendfältige.

Wohin soll das Auge zuerst blicken, nach welcher Richtung oder Zeile soll man der breit und dicht dahinströmenden Menge folgen?

Neben dem Auge und wetteifernd wird das Ohr beschäftigt. Unzählige musikalische Vereinigungen größerer und kleinerer Art drängen die Leistungen noch unzählbarerer musikalischer Instrumente an unser Gehör. Hilf Himmel! Die Leierkasten fehlen nicht darunter. Volkssänger kreischen und schreien dazwischen. Musik und Gesang ertönen zur Ermunterung der Leistungen des Magens in Wirthshäusern, oder zu Natur- und Kunstwundern der außerordentlichsten Art. Ungeheuer dicke und ebenso lange Menschen, Mastsäue, Zauberer, Kälber mit sechs Füßen, Wahrsagerinen, Raritäten in Spiritus, Kunstreiter, Affentheater, Menagerien, Gaukler, Schießstätten, Wachsfiguren, Glückshäfen, Veloicepedes-Circus, wilde Menschen und gezähmte, schneeweiße, kohlschwarze, Nordpolarländer und Südsee-Insulaner, Panorama, Diorama, Cosmorama, Cyclorama, Caravansorama und wer weiß noch welche „rama“, kurz Lebendige und Leblose, die Gott in seiner Liebe und in seinem Zorne geschaffen, oder nur künstlich zu erzeugen zuließ, sind hier zu sehen und zu hören.

Das Schreien der Ausrufer ist in neuer Zeit abgeschafft; aber schade darum. Wenn schon, denn schon! Wenn ein Durcheinander, dann das tollste, es ist das ergötzlichste. Und manche Musik wird besser unterbrochen. An den Wänden der Buden prangen ganz fabelhafte Bilder. Gethier, welches nie existirte, aus der Urzeit und Neuzeit, Schlachten, Mordthaten, Vehmgerichte, Riesen, Zwerge, Schiffe, verschluckende Heufische, brennende Städte, glotzende Menschen und Vorgänge, welche die Fantasie erhitzen, daß selbst ein nüchterner Mensch davon bei Nacht träumen kann, umringen uns. Die Farben sind nicht gespart, nicht die Maaße, es ist Alles in ausgiebigster, marktschreierischster, weithin sichtbarster Weise da, wenn auch hinter einem Kameelbilde nur ein ruppiger Hahn oder hinter der Schlacht wilder Feuerländer ein dressirter Pudel zu sehen ist. Das Anlockendste sind die Worte, „daß man den Schauplatz mit Vergnügen verlassen wird — man kann auch rauchen!“

Welche Lockungen und Winke ringsum! Hier kann man sich schaukeln, dort an einem Haspel durch die Luft winden lassen; da kann man seine Kraft messen, durch Schlagen, Stoßen, Heben, Ziehen, dort kann man sich wägen; hier kann man sich elektrisiren, dort photographiren lassen; hier ins Meer tauchen und dort in die Luft erheben; hier kann man sein Temperament erfahren, dort seine Zukunft; hier kann man dreimal 'rum reiten, dort sich ringeln lassen; hier könnte

man verrückt werden, wenn man nicht lachen müßte und müßte man nicht lachen, wenn es nicht zum Verrücktwerden wäre!

Der Wurstl-Prater wird seine Eigenheit behalten, wenn noch so viele Buden sich modern putzen und noch so zierlich thun. Lustige Tage, und Niemand wird die Volkslust stören mögen, mit gutem eigenem Humore. Groß und Klein, Zimperlich und Frech strömt in den Wurstl-Prater dahin, um zu gucken, zu hören, zu essen, zu trinken, zu genießen was genossen werden kann, Wunder und Seltsamkeiten zu sehen, zu erleben, selbst zu dem Genusse des Volkstheaters sich zu erheben, das an Glanz und Pracht mit dem Circus wetteifert! Fünfzig tausend Menschen machen den Wurstel-Prater noch keineswegs dicht bevölkert; an gelungenen Tagen dürften hunderttausend da sein. Bierwagen rollen ab und zu, die kühlen Fässer aus den Eiskellern eilig bringend. Die hölzernen Schlägel, welche die Zapfen eintreiben, hallen dumpf in den Lärm, die Buben laufen mit Brodstücken herum und bieten sie schreiend an, die Gäste rufen „Bier", die Kellner theilen schreiend ihr Begehr am Schanktische mit, Leute, welche allerlei feil haben, rennen anbietend umher, Hunde bellen, Papageien kreischen, Thiere brüllen in den Buden, Trommeln schlagen, Trompeten schmettern, Kinder heulen, quietschen, die Menge lacht, zankt, johlt, balgt und braust mit ihrem Stimmorgan. Sie füllet die Rasenplätze, schattigen Gründe, weithin sich dehnenden Tischreihe im Freien und das Innere der Wirthshäuser. Sie schwärmt in die Auen und einsamen Buschwege. Massen lagern sich auf Rasenplätzen, sie spielen auch Ball. Der Kleinbürger kommt mit Kind und Kegel und sonnt seine frischen Hembärmel, verschafft seinem Hunde einmal ein ordentliches „Apportl", die Handwerker und ihre Herzensangehörigen sind selig, oft überselig, die Dienstmägde kennen nichts Höheres auf der Welt als den Wurstl-Prater und seine unerschöpflichen Genüsse.

Seine zahlreichen Schlupfwinkel, Buschgruppen, Gräben und weiten Au-Flächen geben manchen zu großen Liebhabern der freien Natur Gelegenheit Dach und Fach, Sommerlogis und derlei zu entrathen. Die „grüne Bettfrau", wie das Volk die grüne Natur nennt, wird zu häufig in Anspruch genommen. Die streifende Polizei bringt dann, von einer Art Kesseltreiben, die an allen Ecken und Enden aufgescheuchten Schläfer, verspätete Liebespaare, betrunken Wankende, Raufer, Obdachlose, selbst Kinder, gefährliche und auch irregegangene Leute aller Art herbei, auf den rechten Weg, vorläufig in die Wachstube, welche zuweilen eine merkwürdige Menschensammlung bietet, einen eigenen Prater, die Kehrseite des Nobel- wie Wurstl-Praters.

Wenn das Abendroth sinkt, die Dämmerung hereinbricht, welch ein merkwürdiges Zurückströmen, Herausdrängen aus dem Prater! So weit das Auge reicht: nächst dem Praterstern, eine dichte, die ganze Breite einnehmende Menschenmenge, fast Kopf an Kopf, in ein aufgewirbeltes Staubgewölke gehüllt, sie bedarf Stunden um zu passiren. Sie wälzt sich wandernd fort, sie stößt auf Omnibusse und Pferdebahnwagen an deren Standorten, und ein unentwirrbares Knäueln, Balgen um Plätze geht los. Die Wagen drohen unter den gepferchten Mengen zu brechen, schleppen sich mühselig dahin. Das ist keine Spaziergängerschaft, das ist eine Völkerwanderung aus dem Wurstl-Prater!

Er unterliegt keiner Mode, keinem Hochsommer. Wenn die ersten Sonnenstrahlen des Frühlings vom Himmel dringen, öffnen die Wirthe und Budenbesitzer die Räume, lüften die dumpffeuchten, geschlossen gewesenen Lokalitäten und breiten sonderliche Herrlichkeiten unter dem Lichte aus. Es wird geordnet, geputzt, gestrichen, gemauert, gekleistert, um der belebten Zeit vorzubereiten. Zu Ostern sind die großen Tage der Schaustellung, des Besuchs, der Einnahmen, der Bewunderung und Enttäuschung da. Zu Pfingsten ist eine Woche des Festes von frühen Morgenstunden bis Abend. Die Woche gehört den Firmlingen (Confirmanden), die junge Welt muß in den Prater und zumeist in den Wurstl-Prater geführt werden. 40,000 Kinder empfangen bei St. Stefan die Firmung, zum größten Theile sind sie vom ländlichen Sprengel des Erz- und Weihbischofes, die Jungen wie die Alten vom Lande müssen also die Wunder des Praters, die leiblichen und geistigen Genüsse ganz und gar erschöpfen. Das ist ergiebig. Das ist ein Leben. Dann treten die Heimischen wieder unbehindert an die Stelle und es geht so fort Tag für Tag, vom Wetter begünstiget oder gepeinigt, den ganzen Sommer hindurch und den Herbst so fort, Sonn- und Feiertage mit erhöheten Anstrengungen und Erfolgen, bis die Blätter sinken, die Stürme den Staub aufwirbeln, die Abende kürzer werden, Frost und Nebel einziehen, die Menge von Lust in freier Natur nicht mehr angelockt wird. Dann verschwinden allmälig die fabelhaften bemalten Leinwande von den Wänden, die Ungeheuer, das Niegewesene und Nieseiende werden aufgerollt, die Puppen werden versperrt, die Instrumente heiser oder ganz stumm, die Leierkasten kurbellos, die Zeit des Wurstl-Praters ist für dies Jahr zu Ende, die Wunderthäter und seltsamen Leute ziehen auf ferne Jahrmärkte, oder in ihre räthselhafte Heimat, woher sie gekommen, Stille breitet sich aus, die Gassen werden menschenleer, der eisige Wind streicht durch die kahlen Zweige, Läden und



[illegible] die Dämmerung hereinbricht.. welch ein merk= [illegible] aus dem Prater! So weit das Auge [illegible] dichte, die ganze Breite einnehmende Menschen= [illegible] ein aufgewirbeltes Staubgewölke gehüllt, sie bedarf [illegible] wälzt sich wandernd fort, sie stößt auf Omnibusse [illegible] Standorten, und ein unentwirrbares Knäueln, [illegible] Die Wagen drehen unter den gepferchten Mengen [illegible] dahin. Das ist keine Spaziergängerschaft, das [illegible] Wurstl-Prater!

[illegible] seinen Hochsommer. Wenn die ersten Sonnen= [illegible] bringen, öffnen die Wirthe und Budenbesitzer [illegible] geschlossen gewesenen Lokalitäten und breiten [illegible] aus. Es wird [illegible], geputzt, ge= [illegible] die belebten Zeit vorzubereiten. Zu Ostern sind [illegible] des Besuchs, der Einnahmen, der [illegible] [illegible] Zu Pfingsten ist eine Woche des Festes von frühen Morgen= [illegible] Die Woche gehört den Firmlingen (Confirmanden), die junge [illegible] Prater und zumeist in den Wurstl-Prater geführt werden. [illegible] empfangen bei St. Stefan die Firmung, zum größten Theile sind [illegible] Sprengel des Erz- und Weihbischofes, die Jungen wie die [illegible] müssen alle die Wunder des Praters, die leiblichen und geistigen [illegible] erschöpfen. Das ist ergiebig. Das ist ein Leben. Dann [illegible] an die Stelle und es geht so fort Tag [illegible] gepeinigt, den ganzen Sommer hindurch [illegible] so fort, Sonn- und Feiertage mit erhöheten Anstrengungen und Erfolgen, bis die Blätter fallen, die Stürme den Staub aufwirbeln, die Abende [illegible] werden, Frost und Nebel einziehen, die Menge von Lust in freier Natur nicht mehr angelockt wird. Dann verschwinden allmälig die fabelhaften bemal= ten Leinwände von den Wänden, die Ungeheuer, das Niegewesene und Niesreiende [illegible], die Puppen werden versperrt, die Instrumente heiser oder ganz [illegible], die Leierkasten [illegible], die Zeit des Wurstl-Praters ist für dies Jahr zu Ende, die Wunderthäter und seltsamen Leute ziehen auf ferne Jahrmärkte, oder in ihre räthselhafte Heimat, woher sie gekommen, Stille breitet sich aus, die Gassen [illegible] menschenleer, der eisige Wind streicht durch die kahlen Zweige, Läden und



L. Rohbock del.t A. Fesca sculp.t

DIE BRÜHL BEI WIEN.







L. Rohbock del[t]

A. Fesca sculp[t]

MARKT SCHOTTWIEN MIT DEM GÖSTRITZ.

(OESTERREICH UNTER DER ENNS)



L. Rohbock. del.t M.Kolb sculp.t

TOTALANSICHT VON GRATZ.

(STEIERMARK)

Thüren werden geschlossen, melancholisch liegt eine Art kleine Stadt da, wie ausgestorben, nur hie und da raucht ein Schornstein, ist ein Fensterladen offen, zeigt sich Leben hinter den Scheiben, das der unglücklichen glücklichen Buden- oder Wirthshausbesitzer, welche da über den melancholischen Winter einsam und alleine wohnen dürfen; der Schnee liegt dicht und weithin unbetreten über dem Grunde, der Wurstl-Volks-Prater schläft seinen Winterschlaf; er wird wie der Bär mit den Sonnenstrahlen aus der Höhle kriechen, erwachen, sein Brüllen und seine Petz-Sprünge werden die Umgegend erschüttern.

Der Volks-Prater wird immer jung mit dem ewig sich erneuernden Volke, der Wurstl-Prater immer wurstlig mit der wurstelnden Wiener Menge bleiben. Möge sie ihn, er sie behalten, in gewisser Gemüthlichkeit, auch wenn die neue „Donaustadt" von allen Wundern des Dampfes, der Elektricität, allen erfundenen und noch nicht erfundenen Gewerben, Vehikeln, Fortschritten und Massenhaftigkeiten durchzogen sein wird.

Weitere Ausflüge.

Mit einem besonderen Vorzuge, welchen Wien hat, wetteifert keine der Weltstädte. Der Vorzug besteht darin, fast nach allen Seiten hin zu den contrastirendsten Gebieten und zu ganz verschiedenem Leben zu führen. Die geographische Eigenthümlichkeit des Punktes, auf welchem Wien liegt und die wir bereits im ersten Bilde erörtert, ebenso die unterschiedlichen Volksstämme, die ihn umringen, gewähren den Wienern die Freude, daß sie sich durch kleine Reisen die wechselndsten Bilder und die mannigfaltigsten Eindrücke verschaffen können.

Der Fremde, welcher einmal aus der Ferne in diesen Mittelpunkt gelangt, fühlt sich einerseits ebenso neugierig erregt, wie er auch anderseits von der Möglichkeit der raschen Erfüllung seiner Reisewünsche umsomehr verlockt wird, sie zu erfüllen.

Wien mit den Wienern kennt man erst ganz, wenn man auch die Quellen kennt, aus denen es seinen Menschenstrom ergänzt; wenn man den wunderbaren Boden und Urgrund besieht, aus welchem dieser Riese Anthäus stets frische Kraft und neue Erhebenslust schöpft; wenn man die zerstreueten Eigenthümlichkeiten an dem Orte ihres Ausganges näher besieht, die zusammenwirkend der Weltstadt den großartigen Ausdruck verleihen.

Wollen wir zu den himmelstürmenden Alpen? Auf, nach Westen und Süden — ins Oberösterreicher, Salzburger und Steierland!

Wollen wir zu Niederungen? Haiden? Wolan, sie beginnen vor Wien und leiten ins Ungarland!

Wollen wir zu lieblichem Hügelland, zu alten Kulturstätten und historischen Plätzen? Nun denn, nach Norden ins Mähren- und Böhmerland!

Die raschen Züge führen uns in sechs bis acht Stunden beiläufig vierzig Meilen weit.

Da grüßen südwärts die Voralpen, fast wenige Minuten bereits, nachdem wir mit dem Zuge der Südbahn Wien verlassen. Nach kaum einer halben Stunde sind wir vor der herrlichen Brühl, mit ihren Ortschaften Brunn und Mödling, welche einem Riesenparke gleicht, mit Burgruinen auf stattlichen Höhen, alten Kapellen, Steingrotten, Felswänden, allerlei Wassergerinnen, Brücken und derlei mehr. Nur anderthalb Bahnmeilen weiter, liegt das schwefelquellenreiche Baden in smaragdener Schale und zeigt sein bergumkränztes Helenenthal, dann recken sich förmlich die Villen des Badeortes Vöslau, die dort auf terrassenförmigem Grunde stehen, um übereinander fernaus zu gucken. Nachfolgend breiten sich bald die Flächen vor den Alpen, uralte Seeufer und von Alpengerölle verschüttete Seegründe, worauf Wiener Neustadt, die alte Residenz, ehe Wien eine solche bleibend war, und heute eine gewerkreiche Stadt. Links winkt aus dem Blau der Ferne die weitgestreckte Kette des Leithagebirges, rechts treten die Voralpen immer näher heran, der riesige Schneeberg mit seinen Vorlagen, die „steinernen Wände" u. s. w. Wir fahren in das Voralpengebiet immer mehr ein, bei Gloggnitz hält bereits die Lokomotive, um gegen eine bergsteigende vertauscht zu werden, sie zieht uns auf schiefer Fläche empor nach Peyerbach, wo wir das Thal auf einer Riesenbrücke, die auf neun gemauerten kolossalen Bogen, von einem Berge zum andern sich streckt, in starker Kurve überfahren, rechts in das Reichenauer Thal zwischen Schneeberg und Raxalpe hinabblicken, dann immer mehr mit dem Zuge dem Semmering entgegen steigen, immer tiefer unter uns die förmlich hinabsinkenden Thäler sehen, immer mehr in die Wunder der Alpeneisenbahn einfahren, an gähnenden Schlünden, durch ungeheuere Tunnels, über hochschwebende Brücken, auf Felsgallerien, deren Bogen und Säulen Theile der bewältigten Alpe, welche gegenüber wieder mit einer Wand oder einem Hochwalde entgegenstarrt. Bergwälder ragen ebenso, wie versunken, mit ihren Nadelwipfeln tief unter uns empor. Wohnhäuser tief und ferne, gleichen Spielzeughäuschen. Der Eindruck ist zu reich, das Gesehene zu malerisch, das Menschen-

werk zu wunderbar, um in kurzen Worten abgethan werden zu können. Die Welt zählt die Semmeringbahn zu ihren Wundern, ja sie war das erste derartige derselben, der muthgebende Bauversuch für alle anderen. Wir steigen und steigen, winden uns unterirdisch und krümmen uns auf Felsengipfeln, um ganz zur Höhe zu gelangen. In den Felsenhallen schlägt und stampft die Lokomotive, daß das Herz erbebt, im Freien rollt und grollt sie förmlich herrschend, ihr Pfeifen im reinen Aether will förmlich ein Jauchzen dünken! An unserer Seite rollt und tobt der abwärtseilende Zug vorüber und es ergreift uns ein Bangen, als stürzte sich Alles, sammt den Menschenleben zur Tiefe, um in Splitter zu zerschellen. Doch der Angst folgt die siegesbewußte Erhebung des Menschengeistes; wir sehen wie der Zug in die Ferne gleitet, und unter uns, in Windungen, sich gleich einer schwarzen Schlange zum Thal hinabzieht; wir sehen hier oben die friedlichen Alpenhütten und die Thätigkeit der Alpenbewohner auf Wiensenmatten und bei weidenden Heerden; wir erreichen endlich die Höhe der Station Semmering, um von 3000 Fuß Alpenhöhe hinabzusehen, am Geländer einer fast schwindelerregenden Felsenkante, in eine Felsspalte, in eine langgestreckte steilwandige Schlucht, zwischen welcher der Ort **Schottwien** liegt. Das war früher die Halte- und Vorspann-Station für alle Fuhrwerke. Schmiede reihete sich fast an Schmiede und Einkehrhaus, das Bereithalten der Vorspannpferde war ein überaus lebhaft betriebenes Gewerbe. Jetzt ist Schottwien ein stiller Ort, in welchem wenige Wagen, doch viele Wanderer, Bewunderer der Alpenwelt eintreffen, Sommerfrischler und den Tag heiter verbringende Wiener.

Das ist ein wahrer Vogelblick, welchen wir hier auf einen Wohnort haben, er liegt förmlich ganz unter uns, wir fühlen wie die Schwalbe wenn sie über Dächer, wie die Lerche, wenn sie über weite und hohe Gebiete zieht. Seliger Vogelblick!

Gerne nehmen wir das Alpensträußlein, das Kinder uns da bieten, 3000′ über der Meeresfläche, so fern den Menschen, und doch ihnen so nahe. Wir sind auf der Scheidegrenze des Ländergebietes Oesterreich und Steiermark. Wir dampfen von da abwärts, nach Mürzzuschlag, welches noch immer 2100′ hoch liegt, aber ein breiteres Gebirgsthal voll farbensatten Grüns bietet. Bis hieher und wieder heim können die glücklichen Wiener an einem Tage gelangen, mit eigenen Vergnügungszügen, die eine Bagatelle, fast nur den Wagenlohn für einen Weg in der Stadt kosten. Es fahren zuweilen wegen den Menschenmengen mehrere Züge

und klimmen und winden sich in weiten Abständen nacheinander empor oder hinab, ein wundervolles Schauspiel.

Von Märzzuschlag geht es dann immer tiefer und tiefer und wieder von steirischem Gebirge umringt entgegen dem schönen

Graz.

Nur fünf Stunden und eine halbe währt mit dem Schnellzuge — acht und eine halbe mit dem Postzuge — die Fahrt. Reizende, von herrlicher Natur liebevoll umfaßte Stadt! Die grüne, von Alpengewässern durchrauschte Mur schlängelt und wälzt sich mit frischmuthigem Ungestüme mitten durch sie, und hart an einem Ufer steht, wie ein Mittelpunkt der Stadt, der felsige und hainbeschattete Schloßberg, eine reizende, von der Natur gebildete Warte inmitten der Ansiedelungen von nun 80,000 Menschen. Auf der Spitze steht ein Wacht-Thurm mit einer Uhr. Früher war der Berg eine Stadt und Land schützende Feste. Schöne Spazierwege führen leicht empor, die Grazer besuchen gerne ihren ganz eigenthümlichen Erholungsort und blicken auf die Giebel und Thürme der weithin umringenden Stadt, auf den Kranz der zahlreichen Berge, unter denen der nahe „hohe Schökl", in die lieblichen Thäler voll zerstreuter Villen, Kirchen, einzelne Gehöfte und Rotten und Dörfer, zwischen denen die Mur und zahlreiche Bäche sich hinschlängeln.

Graz vereint das Erquickliche der Wald- und Berg-Natur mit dem Getriebe der Stadt. Es lehnt sich an die nahen Hügel und Thalwälder. Früher war es mehr fernab dem Weltzuge gelegen und deßhalb idyllischer, gesucht von Allen, die still, friedlich, billig und in den Genüssen des Landes und der Stadt zugleich leben wollten. Der starke Zudrang hat ihm rasch Manches von diesem früher Vorhandenen genommen. Graz ist jetzt die größte der vollständig deutschen Provinzstädte Oesterreichs. Es hat eine Universität, mannigfache Bildungsstätten, lebhaften Sinn für Kunst und alles Schöne. Der kernkräftige, frische Stamm des Landes prägt seinen Zug der Stadt auf. Die höheren Stände sind aus ganz Oesterreich und seinen mannigfachen Stämmen rekrutirt. Der Südländer und der Nordländer, der im Osten wie der im Westen Geborene, wenn sie die Pension für ihre Beamten- oder Militär-Laufbahn errungen, haben sich hier niedergelassen. Das Zusammenleben und Verquicken der Familien wirkt eigenthümlich. Man sieht in der That in der Hauptstadt der Steiermark reizende Frauengestalten in größerer An-

zahl als sonstwo. Ein unübersetzbarer Witz nennt Graz: „la ville de graces au bordes de l'amour (la Mour.)“ Eine andere heitere Bezeichnung nennt es „Pensionopel“. Neue Straßen voll Villen bilden nunmehr Ausläufer der Stadt, prächtige Anlagen verschönen sie im Innern. Sie bildet auch die deutsche Pforte nach dem italischen Süden. Nach ihr verfolgen Straßen und Bahnen den Weg Kärnthen entgegen und in das Küstenland, bis zum adriatischen Meere, an dessen Ufer Triest liegt.

Wir müssen diese Richtung in die zu weite Ferne verlassen und uns von Wien wieder anderwärts, nach Westen und zur Westbahn lenken.

Wir grüßen, vom Bahnwaggon aus, das majestätisch-herrliche Schönbrunn, und indem wir zwischen Wald- und Mittelgebirge fahren, folgt eine lieblich liegende Ortschaft fast nach der andern. Niederösterreich gleicht hier einem Garten und die Wiener durchschwärmen ihn nach allen Richtungen. Bei Rekawinkel klimmt die Bahn in Windungen und durch Tunnels bergaufwärts, in kleinerem Maaße wie auf dem Semmering, aber herrliche Aussichten nach der Höhe und Tiefe bietend. Dann grüßen wir in der Ebene die Stadt St. Pölten, um bald nach dem überaus stattlichen Kloster und Schulorte Melk an der Donau und an das durch die Nibelungen verklärte Pöchlarn zu kommen. Der blauen Donau mit ihren burgbekränzten und burgenumsäumten Ufern folgen wir meilenweit, bis die Enns Nieder- von Ober-Oesterreich trennt, die alte gleichnamige Stadt mit ihrem altersgrauen Thurme grüßt und wir in das liebliche Linz, die Hauptstadt Oberösterreichs fahren. Folgten nach ihm nicht die Wunder des Hochgebirges, so würden seine reizende Lage am Strom, seine Berge und Menschen uns fesseln. Wir aber dampfen den Alpen entgegen über die von Halmen und Aehren dicht bedeckte Welser Ebene, und schon bleibt uns der den Himmel tragende Block des Traunsteines an der linken Seite getreu bis Lambach, hier schließen sich die Alpen, welche den Traunsee und das ganze Bergseegebiet umringen, ihm an, die zackigen, vielgestaltigen Häupter und theils schneebedeckten Alpengipfel folgen und grüßen uns.

Wir können geradeaus weiterfahren nach Salzburg, wir können mit der Zweigbahn bis hart an den reizenden Traunsee nach Gmunden und dann zu Schiffe auf herrlicher Fahrt, nach Ebensee, und wieder mit Bahn nach Ischl gelangen.

In acht Stunden sind wir, mit dem Schnellzuge, der Stadt Wien, den Ebenen und Mittelgebirgen entrückt, an der großartigsten Pforte der deutschen Alpen, in

Salzburg.

Der frische Odem, welcher uns bereits seither umduftet, das tiefsättige Alpengrün, welches Wiesen und Wälder und Bergeszüge bedeckt, ein merkbar anderes Grün, als das der Unterlande, scheint in Salzburg seine schönste Heimat zu haben. Die im weiten südlichen Halbkreise von Alpen umschlossene, von 20,000 Menschen bewohnte Stadt liegt an der hellgrünen Salzach, welche murmelnd und wild vorüberzieht. Der Stadt zahlreiche Kuppeln und Thürme heben sich vom blauen Himmel und von Bergwänden desto sichtlicher und eigenthümlicher ab, sie scheinen sich nur emporzustrecken, um die Mauern auf Bergen hoch oben als verwandt zu grüßen. Die eigentliche ehemalige fürsterzbischofliche Salzburg steht mitten in einem sattgrünen Thale auf einem rings freien Berge, majestätisch und lieblich zugleich. Sie sieht förmlich in die Stadt hinein, sie bietet sich als Warte für den Ausblick in die Wunder der Alpen, welche hier vom flachen Grunde mit steilen Wänden rings sich aufstrecken und den Himmel zu tragen scheinen. Das ist das Wunderbare des Salzburger Thales, daß es ohne alle Vermittelung, plötzlich die Alpen erhebt, daß sie sich 6000 Fuß und bis 8000 Fuß hoch in die Lüfte erheben, strecken, mit ihren seltsamen Formen und Schroffen, ohne Vorberge, Geröll, Schuttgebirgsketten und derlei. Ein wunderbarer Kranz von Alpen umringt Salzburg, und enge Pässe, Schluchtwindungen zwischen ihnen, vermitteln Ein- und Ausgang. Der Mönchsberg, um welchen die Stadt liegt, ist dort wo er nicht von Natur senkrecht aufsteigt, schroff abgemeißelt, damit er der Salzburg als Festungswall diene. Ein Weg auf den Mönchsberg, zu seinen Fernblicken gewährt an einem schönen Sommerabende Seligkeiten. Der Kapuzinerberg wetteifert mit manchem Ausblick, erreicht jedoch den Mönchsberg nicht bezüglich der wechselnden Aussichtspunkte. Das Abendroth spielt nirgends wunderbarer sein Farbenspiel ab als hier. Im Westen die bairische Ebene, nach München hin, gewährt der Sonne das freie Ausstrahlen, bis ihr letztes Fünkchen unter dem Erd- oder Horizontstreif versunken. Dem Westen entgegen steht die mächtige dreizackige Krone des Hohenstaufen, ein wenig auch der meilenlange seinen Rücken hinstreckende Block des Untersberg, stark das klüftige Kahlgestein und das Schneelager des hohen Göll, und ganz die fast 8000 Fuß hohe Wand des Tännengebirges. Unter ihr ist der Paß Lueg, durch

den man ins Gasteinische zieht. An ihnen brechen sich die Strahlen wie an düstern Spiegeln und formen mit den Wolken fabelhafte Luftgebilde. Regenbogen, Goldmeere, Leuchten, Purpurflammen, Alpenglühen, hüllen die ganze sichtbare Welt in einen Wunderschein des Lichtes, der zum Vergehen elegisch und zum Leben wonnevoll macht — bis die Schatten wie Todesschleier von unten emporrücken, Alles verblaßt, ergraut, und der letzte Schimmer endlich auch oben an der höchsten Kante verglimmt, vergeht. Dann erzählt ein Feuerhimmel noch westwärts, sich in den Windungen der Salzach spiegelnd, vom Verbluten und Flammensterben der Sonne, die unter ihm, aber uns unsichtbar ist.

Von den Thürmen auf dem Mönchsberg und der Salzburg sieht man die Wunder der Wunder, glaubt darin wie auf einem Zauberschiffe zu schwimmen.

Soll ich von den Kirchen, dem Mozartmonumente, Mozarts Geburtshaus, den neuen schönen Stadttheilen, dem Nonnthale, dem Aignerthale erzählen und wie die Wege nach dem Panorama des Gaisberges, nach Berchtesgaden und Königsee, nach Hallein und nach Reichenhall u. s. w. winken? Salzburg, in dessen Straßen überall die Burg wie neugierig blickt, das eine tausendjährige bischöfliche Vergangenheit und eine ganz moderne Blüthe hat, für welche sie ihrem größten Pfleger, dem geadelten Bürger Ritter v. Schwarz, dem kunstsinnigen Erbauer der Bahn, der Curhalle, u. s. w. ein Denkmal gesetzt hat ist mit seltsamem Gemische zu mannigfaltig und wunderreich, um so rasch erledigt zu werden — es muß gesehen und genossen werden — wenn der Himmel dem Unternehmen günstig ist!

In drei bis vier Stunden, können wir von hier aus erreichen das moderne Ziel so Vieler, das von der einen Natur so reizvoll ausgestattete

Ischl.

Nehmen wir Standpunkt auf dem herrlichen Hügel der kaiserlichen Villa, dort wo das luftige, duftige „Cottage". Oder steigen wir die kleine Höhe hinan, auf deren Terrasse, aus Waldes- und Blumenbüschen prangend, „Hotel Bauer" die Gegend förmlich beherrscht.

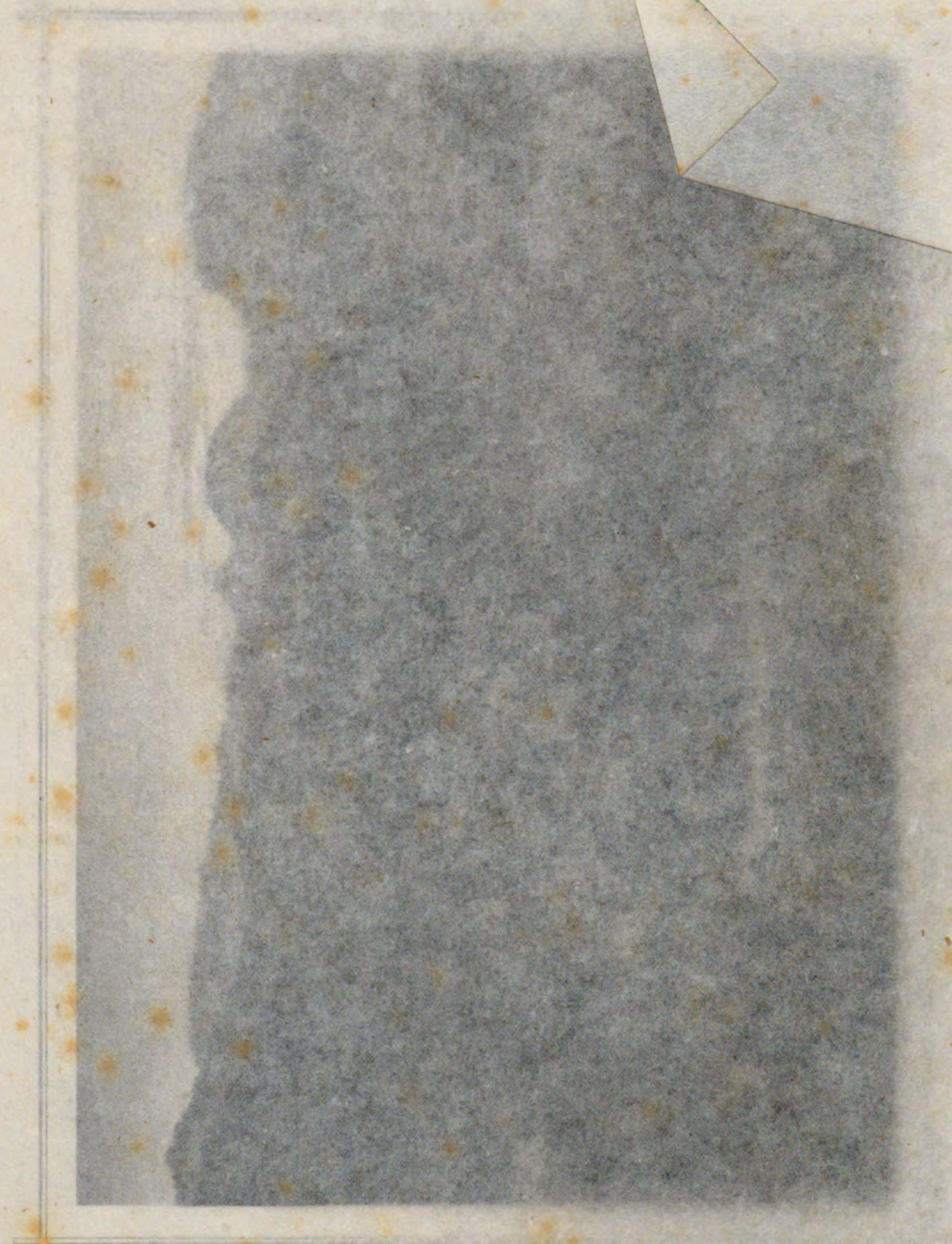
Eine riesige Smaragdschale wölbt und vertieft sich das von allen Seiten bergumgränzte grüne Thal. Ischl liegt als weiße Perle darin. — Hätte man Hingebung und Phantasie genug, sich es als das riesige, aus duftigen Kräutern und Blüthen zusammengetragene Nest eines Vogels vorzustellen, der weiße auf-





L. Rohbock del^t. A. Fesca sculp^t.

SALZBURG VOM KAPUZINERBERGE.

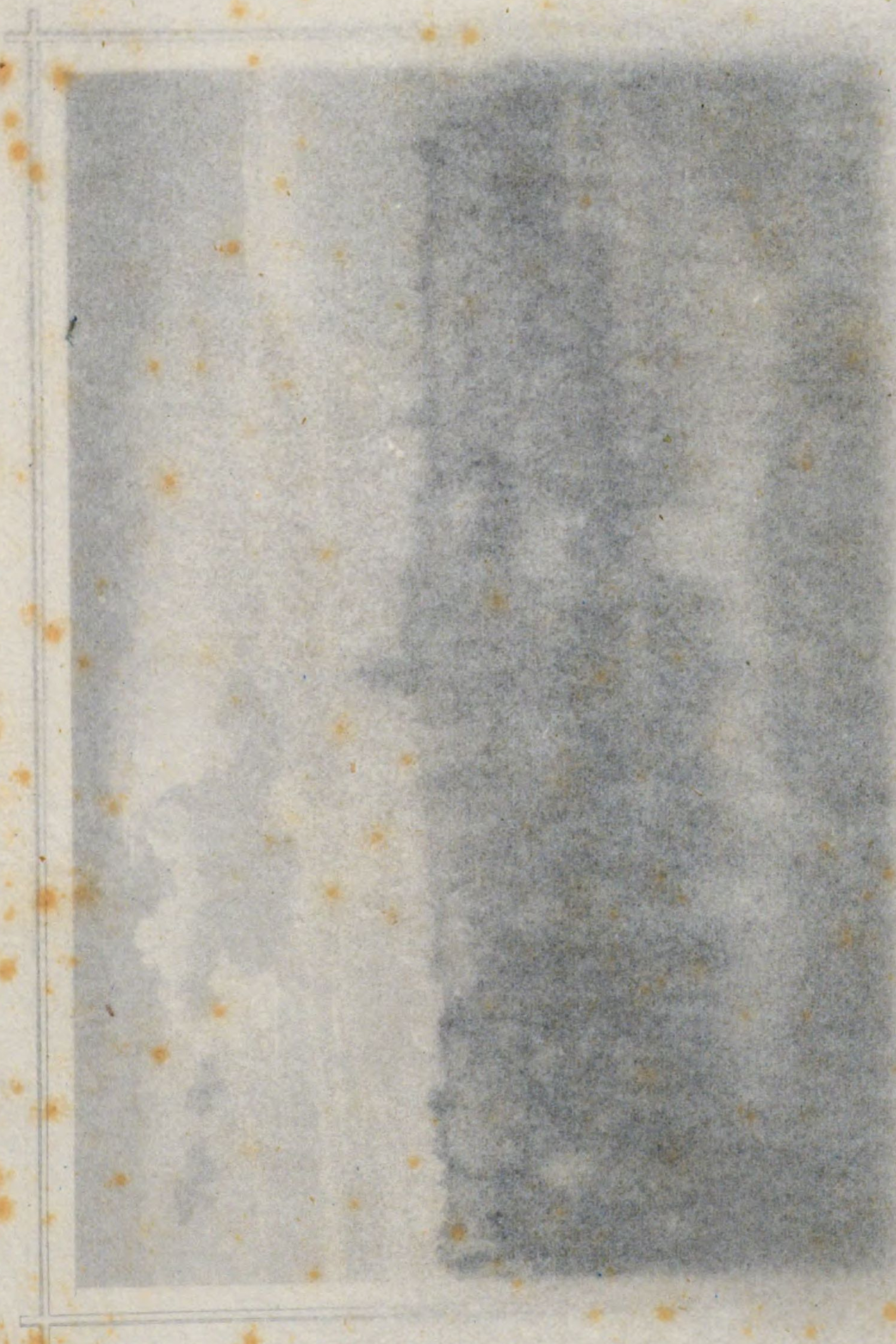




L. Rohbock del.ᵗ A. Fesca sculp.ᵗ

JSCHL VON DER KAISERVILLA AUS.

(OESTERREICH OB DER ENNS)





L. Rohbock delᵗ. J. Riegel sculpᵗ.

DER HRADSCHIN UND DIE KLEINSEITE IN PRAG.



L. Rohbock delt. G.M. Kurz sculpt.

TOTALANSICHT VON PEST-OFEN.

ragende Thurm in der Mitte, die hellblinkenden Häuser rechts und links, sie könnten den schlankemporgehaltenen Hals und die schützend gebreiteten Flügel darstellen. Die sich mehr zur Höhe wölbenden dunklen Felder mit ihren gesättigt grünen Saaten sind wie duftige Riesenblätter am Rande.

Doch alle Bilder verlassen uns. Wie soll diese bunte Welt dem einen Gleichnisse dienen? Ist sie doch ohne Gleichen!

Frei, fast inmitten des grünen Thales, den Wohnungen gegenüber, erhebt sich vom Grunde der „Siriuskogel" mit unvergleichlichem Tannengrün, als wäre er ein frischer Strauß, jeden Tag da festlich aufgestellt. — Aus der Tiefe des Thales rechts braust, von einem See kommend, die Traun herein und windet sich, als wollte sie noch weilen und nach allen Seiten selbst in Eile lauschig hinaussehen. Zwischen ihrem meergrün bewegten Glanze schäumen und brausen die weißen Wellen, wie sie über Gestein hüpft und sich wieder dem andern See zuwälzt, um ihm von der Herrlichkeit des Thales zu erzählen. Ihr Tosen und Rauschen ist wie ein Bewundern dessen, was sie gesehen, ein rastloses Aufschreien in seliger Frische. Und dort, folgen wir mit dem Blick dem Wege woher sie kommt; hat sie sich nicht den Weg gebahnt durch jene Gasse der Gebirgshäupter, deren Fuß sie wol bespült? Es ist ein Ausblick zum Entzücken. Jedes Berghaupt in anderer Form und Farbe, märchenhaft, zurücktretend in den Himmel, bis in voller Breite das blendende Schneegefild des Dachsteines steht, aus dessen Weiß die rosigblauen Felszacken, die Donnerkogel emporstreben und selbst den Himmel dieser Erde tragen und stützen.

Das Auge irrt fast geblendet wieder zurück auf das, nach solchem Ausblicke mehr irdisch erscheinende Gebirge des Thales. Rechts die malerisch schroffen Wände des Ramsauerbergzuges, dann herwärts die beiden runden Kuppeln des Kattergebirges und, am Ende des Bogens, fernhin das steinerne Posthorn. — Aber noch sind die Reize nicht erschöpft. In dem Bogen, den wir beschreiben, fehlt die linke Hälfte. Da ragt am äußersten Ende der Sehne der Jainzen, dessen schorfiges Gestein neugierig durch jede Tannengruppe sich drängt, um in diese Welt zu sehen, die breite kantige Kottalpe, der Loser bei Aussee, als trüge er die Burgruine eines Gigantengeschlechtes, der Predigtstuhl, und dann, nach einem Raume für den Himmel, gerade in der Mitte wieder der Kolowrat, der Salzberg mit seiner tiefgrünen Schlucht, in welcher weiße Häuschen lugen, die Stätten der Emsigkeit, die aus dem Dunkel zum Lichte ringen. Ueber allen Häuschen, die aus der Ferne so klein erscheinen, bauscht sich noch ein grüner Rasen, hellgrün wie ein Eiland; und hast du ein gutes Auge, dann weilt es auf einer Alpenhütte mitten darin, der Rainfalz, eine Idille, die in das Thal ragt, als sollte ihm nichts, nichts vom Alpenleben fehlen. Sie grüßt; sie sei gegrüßt mit ihrem grüßenden Frieden in dieses lebensreiche Thal!

So sage ich in meiner „Alpenrose von Ischl", und in der Rheinfalzalpe spielt Manches meiner bewegungsvollen Geschichte. Es wird mir zu warm ums Herz, wenn ich von diesen Oberlanden spreche und ich kann nicht die trockenen Worte leicht dafür finden. Wer diese sucht, siehe Reisehandbücher, wer meiner Schilderungs- und Erzählungsweise folgen will, nehme meine „Alpenrose" und meine „Deutsche Hochlandsbilder und Geschichten aus Oberösterreich-Salzburg" zur Hand.

Und nun wieder, vom Mittelpunkte Wien, nach Norden. Wir kreuzen auf der Nord- oder Staatsbahn über Brücken die breite Donau, fahren in den Niederungen des Marchfeldes, über den geweiheten Boden der Aspernschlacht und jenem Wagrams, vom rechten Donauufer grüßen Kahlen- und Leopoldsberg herüber, wir brausen Ungarn entgegen, das bei Marchegg beginnt, und haben die Wahl ostwärts zur Hauptstadt des Ungarlandes oder nordwärts zu wenden durch abwechslungsreiche, wenn auch nicht großartige Landschaft, etwa über das österreichische Manchester voll Fabrikschloten, Brünn, mit seinem reizenden Adamsthale, welches mit der sächsischen Schweiz wetteifert, nach

Prag.

Die alte Stadt hat eine reiche Geschichte und ist mit scharfem Griffel in das Gedächtniß geschrieben. Majestätisch lagert sie an den Ufern der Moldau in einem von grünen Hohenzügen umgebenen Thalkessel. Ueber allen hohen Palästen und zahlreichen malerischen Thürmen ragt noch der Hradschin, welcher einen alten Kaiser- und Königssitz, die Burg, Regierungsgebäude und ein Kloster trägt, einen Kranz stolzer Gebäude, der weitaus sieht. Die Kleinseite hebt sich empor und von ihr sieht man über die tiefer liegenden, weit sich erstreckenden Stadttheile, über die Moldau und ihre Inseln, auf die historische, gewaltige, altersgraue steinerne Brücke mit gothischen Befestigungsthürmen und sechzehn Bogen, ebenso über die moderne Sophienkettenbrücke. Erstere war der Schauplatz blutiger Kämpfe im Schwedenkriege, im dreißigjährigen und anderen. Prag hat die älteste Universität unter deutscher Reichskrone, sie ist über ein halb Jahrtausend alt, sie hatte die ersten Glaubensstreite. Des Huß und des Hyronimus Spuren, Ottokars und Wenzels, Ferdinands II., Wallensteins und Kaiser Rudolfs II. Gedenken, Tycho Brahe's, Keppler's Merkmale und die gewaltiger, geistiger wie blutiger Kämpfe, begleiten uns durch die Straßen, zeigen sich in Kirchen, Palästen, Bollwerken u. s. w. Die Stadt mit 150,000 Einwohnern, regem Thun und Schaffen, ihre Fühlarme einerseits nach Sachsen und Dresden, andererseits ins Innere Oesterreichs nach Wien streckend, will nicht flüchtig genossen werden; erst wer in ihre Einzelnheiten, ihre Paläste, ihre Kirchen und Kapellen, ihr altes Rathhaus, ihre Klöster, ihre Altstadt und Judenstadt und Jahrhunderte alten Friedhöfe dringt, wer an ihren Thürmen

und Monumenten sinnend, mit den Daten der Geschichte in der Erinnerung steht, das malerische Ringen alter und neuer Zeit an den einzelnen Bauten rings ausgeprägt sieht, der kennt sie ganz, der bewundert sie und wünscht der reizvollen Stadt, nach so vieler Bewegung, den endlichen Frieden im Geiste des zur Bildung erhebenden Jahrhunderts!

Fahren wir von der ungarischen Grenzstation Marchegg nächst Wien weiter nach Osten, so grüßen wir in kurzer Zeit das überaus liebliche Donau-Rebengelände Preßburgs, das die sanften Gebirgszüge ringsum förmlich entgegen grüßt, mit seinem Schloßberge, um den die zumeist deutsche Bevölkerung die Stadt lagerte. Seine Ruine war bis 1806, im Franzosenkriege, ein stolzes Schloß.

Dann dampfen wir weiter in die Ebenen, und sehen die einsamen Maierhöfe, die schlechten Dörfer, mit Stroh und Rohr gedeckten Häuschen, bis zwei Stunden vor Pest wieder die Donau blinkt, die Stadt Gran mit ihrem großartigen, vom Primas-Erzbischof erbaueten Dome sich zeigt, der sich von einer Erhöhung im Spiegel der Fluten besieht. Ferner folgt „Vissegrad", die Ruine der alten Königsburg, auf einem gebieterischen Berge, dann die weithingestreckte Stadt Waizen, welche mehr einem großen Dorfe gleicht, doch merkwürdige Formen der Kirchen aller orientalischen und occidentalischen Confessionen zeigt, und sobald die Donau mit ihren Gebirgen verschwindet, fahren wir in den Wald ein, welcher uns begleitet, bis hart vor die Hauptstädte, oder Hauptstadt Ungarns

Pest-Ofen.

Wer mit dem Dampfboote kommt, hat den großartigen Anblick der lange sich hinstreckenden Schwesterstädte, deren ältere, Ofen, sich auch bergwärts empor dehnt, von der herrlichen Königsburg gekrönt, und des wahrhaft großstädtischen Pester Quais, gleichzeitig der Kettenbrücke, einer der schönsten und längsten europäischen.

Wer vom Bahnhofe kommend zuerst durch die Straßen zieht und ans Pester Ufer tritt, genießt einen überraschenden, imposanten Anblick. Der große Krönungsplatz, in dessen Mitte der von Steingeländern umfaßte Krönungshügel und an dessen Seite hochstattliche Bauten, eröffnet den Ausblick über die breite Donau. Wir sehen die riesigen Löwen des Quadern-Brückenkopfes und dahinter den ersten Quadern-Bogen der Kettenbrücke, welcher wie eine hehre Triumphpforte grüßt. Die massigen Kettenglieder, am Bogen gestützt, strecken sich nach unten ausschwingend dahin, dann wieder empor u. s. w. Die Donau schimmert aus der Tiefe. Zahlreiche Dampfschiffe tummeln sich rastlos auf- und abwärts, förmlich wie Kähne, Schlepper ziehen ganze Schiffsreihen dahin. Rechts blicken wir nach der beiderseits breit umflossenen Margarethen-Insel, welche durch imposante Bauten zu einem Curorte geschaffen ist, und nach den Ausläufern des Ofener Gebirges, welche hinter der

Neustadt und Alt-Ofen liegen. Links ragt der massige Block des schroffen Blocksberges, dessen Höhe die Mauer einer Feste förmlich wie eine Mauerkrone umzieht und an dessen Fuß sich eine überaus romantisch gelegene Vorstadt mit kleinen Häusern emporzieht, so daß diese übereinander gucken. Vor uns, an dem andern Ufer des blinkenden Stromes liegt in der Breite Ofen mit seinem Quai, seiner Festungshöhe, auf welcher eine Stadt und welche die Königsburg gipfelt, die breit hell und stattlich da liegt, deren Linien und ragenden Kuppeldächer sich wunderhübsch von der blauen Luft abheben. Es ist ein wahrhaft großstädtischer Anblick und keine europäische Stadt hat einen solchen Strom wie eine pulsirende Ader mitten im Herzen. Freilich hat erst die Macht der Neuzeit beide Städte zu einer geformt und die einst ganz, im Winter vollständigst auseinandergehaltenen Städte vereint. Sie werden zusammen mit Vororten an dritthalbhunderttausend Einwohner haben, Deutsche, Magyaren, Slaven, Rumänen, wie sie die Ansiedelung nach den Türkenvertreibungen zu Ende des 17. Jahrhunderts und letztlich noch Kaiserin Maria Theresia aus österreichischen Landen herbeiriefen. Pest's Blühen stammt aus diesem Jahrhunderte. Die imposante und wunderschöne Brücke überschreitend, gelangt man am Ofener Ufer sofort vor einen Tunnel, welcher den Festungsberg durchbohrt und nach dem Ofener Thale jenseits führt, einem Thale umsäumt von einem so lieblichen wie imposanten Bergeskranze, zu dessen Höhen sich Weingärten, Villen und Bauten aller Art emporziehen. So haben wir die Stein-Bauten des Quai gesehen; die Kettenbrücke, die bedeutendste Europas zur Zeit ihrer Errichtung, immer ein erhabenes Werk, unter welcher die Dampfschiffe mit hohen Schloten unbeirrt durchziehen; so sind wir vor dem Quadern-Bogen eines Tunnels; so sehen wir zugleich rechts eine Seilbahn, welche die menschengefüllten Waggons steil empor zieht; ferner erblickt das Auge die breiteingeschnittenen Wege sich auf den Festungsberg emporschlängeln; und wir haben somit fast enge beisammen eine Summe von Menschenwerken, welche imponirt, die sich sonst nur weit zerstreut findet und den Geist gebieterisch in der großartigen, widerstrebenden und doch bewältigten Natur zeigt.

Zu Allem von der Natur Gebotenen kommen noch die zahlreichen Schwefel-, Eisen- und Salz-Quellen des ganzen Gebietes, welche große schöne Bauten und ein überaus reiches Leben verursachen.

Das Innere der von der Natur gesegneten, von der Arbeit großgezogenen Städte geht einer gänzlichen Umgestaltung entgegen, sie sollen durch die Geistes- und Arbeitskräfte aller civilisirten Nationen auf die volle Höhe der Zeit gebracht werden und gänzlich würdig eines so großen Reiches wie Ungarn, der hoffnungsreichen Zukunft entgegenleben.



[illegible] liegen. Links ragt der massige Block des schroffen Blocks[illegible] [illegible] Feste förmlich wie eine Mauer[illegible] umzieht [illegible] romantisch gelegene Vorstadt [illegible] kleinen [illegible] übereinander gucken. Vor uns, an [illegible] andern [illegible] in der Breite Ofen mit seinem [illegible] seiner [illegible] welche die Königsburg [illegible] breit [illegible] Linien und ragenden Kuppeldächer [illegible] wunder[illegible] [illegible] Es ist ein wahrhaft groß[illegible] Anblick [illegible] einen solchen Strom wie eine [illegible] Ader [illegible] im Herzen. [illegible] hat erst die Macht der Neuzeit beide Städte [illegible] [illegible] und [illegible] im Winter vollständigst auseinandergehaltenen Städte [illegible] zusammen [illegible] an, dritthalbhunderttausend Einwohner haben, [illegible], Magyaren, [illegible], Rumänen, wie sie die [illegible] nach den [illegible]vertreibungen zu Ende des 17. Jahrhunderts und letztlich noch Kaiserin [illegible] Theresia aus [illegible]ischen Landen herbei[illegible]. Pest's Blühen [illegible] Jahrhundert. Die imposante und wunderschöne Brücke über[illegible] gelangt man am [illegible] Ufer sofort vor einen Tunnel, welcher den [illegible] durchbohrt [illegible] dem Ofener Thale jenseits führt, einem Thale [illegible] von einem so [illegible] wie imposanten Bergeskranze, zu dessen Höhen [illegible] Weingärten, Villen [illegible] Bauten aller Art emporziehen. So haben wir die [illegible] Bauten des [illegible]; die Kettenbrücke, die bedeutendste Europas zur Zeit [illegible] Errichtung, [illegible] ein erhabenes Werk, unter welcher die Dampfschiffe mit hohen Schloten [illegible] durchziehen; so [illegible] vor dem Quadern-Bogen eines Tunnels; [illegible] zugleich rechts [illegible] Eisenbahn, welche die menschengefüllten Waggons [illegible] ferner [illegible] die breiteingeschnittenen Wege [illegible] wir haben somit fast [illegible] bei[illegible] [illegible] welche imponirt, die sich [illegible] nur [illegible] in der großartigen, [illegible] und [illegible]

Zu [illegible] kommen noch die zahlreichen Schwefel-, Eisen- und Salz-[illegible] ganzen Gebietes, welche große schöne Bauten und ein überaus reiches [illegible] verursachen.

Das Innere der von der Natur [illegible], von der Arbeit großgezogenen Städte geht einer gänzlichen Umgestaltung entgegen, sie sollen durch die Geistes- und Arbeits[illegible] aller civilisirten Nationen auf die volle Höhe der Zeit gebracht werden [illegible] gänzlich würdig eines so großen Reiches wie Ungarn, der hoffnungsreichen Zukunft entgegenleben.



Schwarz Senborn

GENERAL - DIRECTOR
DER WELT - AUSSTELLUNG 1873.



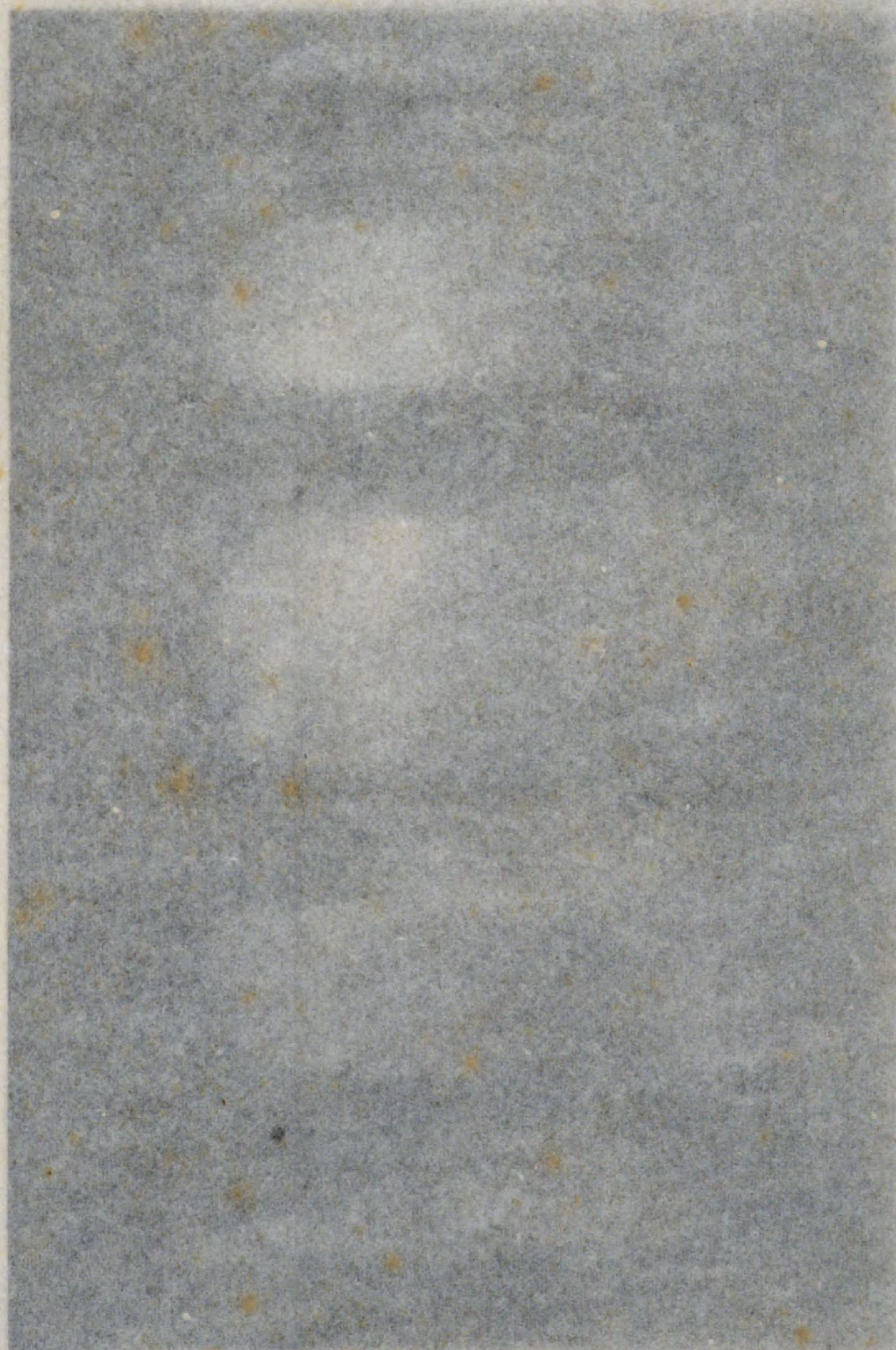


ERZHERZOG RAINER, PRÄSIDENT.

ERZHERZOG KARL LUDWIG, PROTEKTOR.

der

Welt-Ausstellung 1873.





Perlberg del.t C. Rorich & Sohn & J.M.Kolb sculp.t

DIE ROTUNDE DES WELTAUSSTELLUNGS - GEBÄUDES.



DAS [illegible] IN WIEN

[illegible]



Perlberg del. C. Korich & Sohn sculp.

DAS WELTAUSSTELLUNGSGEBÄUDE IN WIEN.

(AUS DER VOGELPERSPEKTIVE)

Die Welt-Ausstellung 1873.

Die Großstaaten der Cultur wetteiferten mit einander der Industrie der Welt einen Mittelpunkt und Ausstellungsraum zu schaffen. Den Ruhm des Erstlingswerkes hat England, und sein Crystallpalast, fast an Märchen mahnend, that sich 1851 in London auf. Bereits nach vier Jahren eiferte Frankreich nach, und 1855 war sein gemauerter Industriepalast den ersten an Größe weit überbietend. Es folgte nach sieben Jahren, 1862 abermals England, und um Anderen das Eintreten nicht zu gönnen, war Frankreich wieder rasch zur Hand und lud die Völker der Erde 1867 nach Paris.

Die damals unbestreitbar drittgrößte Stadt Europas, Wien, als Metropole Oesterreichs, fühlte bereits vorher den Drang und die Nothwendigkeit einzutreten, jedoch das rasche Vordrängen in Paris ließ dasselbe in seinem Bedenken kaum schlüssig werden.

Der deutsche Krieg von 1870—71 ward siegreich geschlagen, die Kämpfer konnten nicht daran denken, die Welt gastlich zu laden, und ehe England zur Erwägung gelangen mochte, ermannte man sich in Oesterreich, gedachte des früheren Wollens und trat in die Wahlstatt des Friedens als Culturmacht ein.

Tausenderlei Bedenken walteten gegen das Unternehmen. Wien war eine in der Umgestaltung begriffene, theils neue Stadt. Die Kürze des Friedens, finanzielle Verhältnisse machten zaghaft. Es gebührt das Verdienst, die Hand ans stockende Rad gelegt, die Kugel entschlossen ins Rollen gebracht zu haben, dem Dr. Julius Hirsch, einem Journalisten und Agitator in Gewerbeangelegenheiten, späterm Gemeinderath und auf dringenden Wunsch des Generaldirektors, Präsidialreferenten der Weltausstellung. Er stellte im Gewerbeverein den fixen Antrag, zugleich den Zusatzantrag für einen freiwilligen Garantiefond, zeichnete der Erste eintausend Gulden, und bereits nach kurzer Zeit waren von Finanzkräften Millionen subscribirt.

Se. Majestät der Kaiser, dessen Wunsch das Veranstalten einer Welt-

ausstellung bereits lange war, kam nun mit allerhöchster Entschließung am 24. Mai 1870 dem nunmehr populären Gedanken entgegen und stellte auch den Prater, als kais. Priateigenthum, dem großen Unternehmen mit Munificenz zur Verfügung.

Die Ernennungen des Bruders Sr. Majestät, Erzherzog Carl Ludwig zum Protektor der Welt-Ausstellung und des Vetters S. M., Erzherzog Rainer zum Präsidenten, waren Garantien für das Gelingen des Ganzen, für das unerschütterliche Festhalten am großen Grundgedanken und dafür daß die gesammte Angelegenheit dem Geiste und Herzen des Kaisers stets nahe bleibe.

Am 9. Jänner wurde Dr. Wilhelm Freiherr v. Schwarz-Senborn zum Generaldirektor ernannt. Derselbe hat eine glänzende Carriere gemacht und kann als lebendige Illustration gelten, wie Geist und Thatkraft in Oesterreich emporzubringen vermögen. Von bürgerlichen Eltern stammend, in Wien 1816 geboren, wurde er nach vollendeten Studien 1840 Sekretär des österr.-ungar. Gewerbvereins, 1848 vom Handelsministerium in den Staatsdienst berufen, welchen er 1849 wieder verließ, da ihm die Handels- und Gewerbekammer das Generalsekretariat in schmeichelhaftester Weise anbot. Der Staat entsendete ihn wieder 1850 zu deutschen Handelsmissionen nach Leipzig, Dresden, Berlin und endlich nach London zur Regelung des Generalconsulatwesens, von hier, nach vortrefflicher Bewährung, zum gleichen Zwecke nach Paris, und die Weltausstellung 1855 gab ihm Gelegenheit außerordentliches Geschick und nachhaltige Verdienste für das Vaterland zu bewähren. Er wurde zum Sectionsrathe ernannt und erhielt durch Verleihung des eisernen Kronenordens den österr. Ritterstand. Die Last der Londoner Ausstellung 1862 und das Vertrauen hiefür, konnten nur ihn treffen; er rechtfertigte hiebei, so wie in Paris 1867 alle Voraussetzungen im hohen Maaße und wurde in Folge der ungewöhnlichen Verdienste zum Hofrathe ernannt, auch zum Freiherrn erhoben. Die österr. Industriellen legten ihre Dankbarkeit an den Tag durch eine Schwarz-Stiftung, zur Ausbildung Gewerbtreibender mittelst Reisen. Während des deutschen Krieges im belagerten und empörten Paris ausharrend, erwarb er sich um Oesterreicher und Deutsche die edelsten Verdienste. Der Ruf des Kaisers an Freiherrn Schwarz-Senborn nach Wien als Generaldirektor der Weltausstellung, unter gleichzeitiger Verleihung des höchsten Civilranges, des Geheimen-Raths-Titels, krönte seine Bestrebungen und stellte ihn vor das größte Werk seines wirkungsreichen Lebens.

Die Reichsvertretung bewilligte am 21. Juli 1871 die geforderten 6 Mill.

und im Februar 1872 den Nachtrag von 10 Mill. Gulden für dasselbe. Das neue Wien eilte im rüstigen Schaffen der Stadt-Pracht und -Größe, angefeuert vorwärts.

Die Weltausstellung Wiens hat gegen alle früheren den schönsten Standpunkt, im meilenlangen Riesenparke des Praters, zu welchem sich, nebst den prächtigen Alleen, einerseits die Eisenbahn, anderseits der Strom der Donau heranziehen. Der Ausstellungsplatz in London 1851 besaß gegen 82 taus. Quadratmeter, Paris 1855 an 103 taus. — in London 1862 an 186 taus. — in Paris 1867 an 442 taus. — 1873 in Wien an 2 Mill. 500 taus. — er ist also 30 Mal so groß als der erste Londoner und mehr noch als 5 Mal so groß, denn der letzte Pariser. —

Die gedeckten Räumlichkeiten entsprechen dem Maaße. Der eigentliche Industriepalast, in der neuen vortheilhaften Weise des sogenannten Fischgrätensystemes originell von dem verstorbenen Architekten van der Nüll projektirt und von Hasenauer durchgeführt, besteht aus einem Mittelbaue, der eisengedeckten Riesen-Rotunde, welche von einem quadraten Hofe mit Gallerien umgeben ist, den rechts und links zwei Längstrakte nurchschneiden. Von diesen gehen aus, oder in diese münden beiderseits, je sechzehn Transepte oder Quergallerien. Dadurch entstanden nach Außen freie Höfe, welche aber sämmtlich ebenfalls mit Gallerien verbaut wurden, so daß fast die doppelte Anzahl erwuchs. Die Außenmauern sind Riegelwände, das segmentförmige Dach der Gallerien, der Transepte oder Säle besteht aus eisernen Gesperren, welche von gleichartigen Säulen getragen werden, an die sich die hölzernen und reich verzierten Rund-Säulen lehnen. Das Dach ist aus Blech. Die perspektivische Durchsicht der langen hohen Säle, und dazu der Linien der Eisengesperre, ist eine sehr schöne und interessante.

Am Haupteingang nächst der Praterallee erstrecken sich vom Mittelbaue eines zierlichen, offenen, von durchbrochenem Holz- oder Gitterwerk gebildeten Laubganges zwei Flanken desselben zum Hauptgebäude, dann hinter diesem weiter zur Maschinenhalle und von hier bis zu einem Bahnhofe nächst dem Donaustrome. Vom Vorplatze führen zwei neu gesetzte Alleen alter Bäume durch eine Gartenanlage, welche rechts und links riesige Wasserbassins und Springbrunnen schmücken, nach dem Hauptportale. Schon vom Eingange ab, sieht man rechts und links einen Complex von einfachen doch zierlichen Kanzlei-Gebäuden, dann weiter vorwärts verschiedene schöne Bauten, unter denen namentlich rechts der Pavillon des Kaisers, links der Jury hervorragend. Der gesammte

Weltausstellungsplatz ist bedeckt mit folgenden nahezu 200 Bauten, deren jeder einzelne entweder beliebigen Stiles, oder durch seinen Zweck in der Haupt-Form vorbedingt war. Von der Generaldirektion erbaut sind: Industriepalast mit Rotunde, Maschinenhalle, Kunsthalle, Halle für Kunstgeschichte (pavillon des amateurs) östl. und westl. Agriculturhalle, Pavillon des Kaisers, der Jury, Kanzleien, Post- und Telegraphendirektion, Kaserne, Thierausstellung, Bahnhof, Wachthäuser, bedeckte Gänge. — Von Staaten und Einzelnen sind erbaut: Pavillon des Erzherz. Albrecht, Arbeiterwohnhäuser engl. und belg., Armee-Pav. Schwedens, Asphalt und Theer-Pav., Bäckerei Wiener, Bauernhäuser: elsäss., kroat., rumän., russ., siebenb.-deutsch, ungar., slovak., steir., tyrol., ungar., voralbergisches, Bauornamenten-Pav., Bazar türk., Bierbrauerei-P. Dreher's, Brückenbau-P., Brückenbau Rothschild's, Brunnen (türk.) Achmeds, Cementwaaren-P. Perlmoser, Herzog Coburg's-P., Deutschlands Industrie-P., Donau-Dampfschiff-Fahrt-P., egypt. Palast des Vicekönigs, Eisenbahn-Plls. der Nord-, Nordwest-, Süd-, u. Staatsbahn, Eisenhof, Eis. Gewächshaus, Möbel-Haus, Eis. Kirche, Finsponk-Domäne-P., Fischereien schwed., norweg., Forstindustrie-Plls.: steir., ungar., der Forst-Industrie Ges., Frauenarbeiten-P., Fürsten-P. deutscher, Gartenbau-Ausst., Kiosk norweg., Gärtnerwohnung, Gas-Compagnie-P., Gewerbe- u. Erfindungen-P., Glasgemälde-P., Haus a. künstl. Steinen, aus Eisen, zerlegbares, pers., türk., Heilquellen-P., Heller's Musikdosen-P., Holzwaaren-P., Jagd-P. schwed., Japan.-Gebäude, Kesselhäuser: amerik., belg., deutsch, engl., franz., österr. schweiz., der Wasserleitung. Des kleinen Kindes-P., Leuchtthürme: allg. u. Sauters, Lloyd-P., Marine-Ausst., Maschinen-Plls. der Prag. Ges., Rothschilds, Steffens Maschinenwerkstätte, Mausoleum goth., Metall-Indust.-Pav., Fürst v. Monacos-P., Montan-Indust.-Plls.: deutscher, innerberger, kärnthner, vorderberger, Neue-Freie-Presse-P., Obelisk aus Cement, Photographen-Association, Pumpenhaus, Restaurationen und Erfrischungsanstalten: amerik. Wigwam, amerik. Trinkhalle, Cercle orient., Freres Proveneaux, elsäß., engl., franz., ital., mail., russ., schwed., steir., ungar., Kärntner-, Liesinger-, Pilsener-Bierhallen, Meierei d. landw. Gesell., Schweizer Conditorei, Weinkosthaus internat., Samen-P., Sanitäts-P., Schatz-P. des Sultans, Schiefer-Ausst., Schulhäuser österr., schwed., Fürst Schwarzenberg's-P., Erster österr. Sparkasse-P., Stallgebäude Wagners, Tabak- u. Cig.-P., Triumphbogen, Turnhalle, Unterrichts-P. deutsch., Wasserthurm, Welthandels-P. deutsch., Ziegelei-Pavillon.

Die Gruppen, in welche alle zugelassenen Gegenstände getheilt wurden, be-

stehen in 26 und zwar 1) Bergbau u. Hütten-Industrie, 2) Land- u. Forstwirthschaft u. Gartenbau, 3) Chemie, 4) Nahrungs- und Gesundheitsmittel, 5) Textil- u. Bekleidungs, 6) Leder u. Kautschuck, 7) Metall, 8) Holz, 9) Stein, Thon u. Glas, 10) Kurzwaaren, 11) Papier, 12) Graphische Künste u. Zeichnen, 13) Maschinen u. Transport, 14) Wissenschaftl. Instrumente, 15) Musikalische, 16) Heerwesen, 17) Marine, 18) Bau- u. Civil-Ingenieur-Wesen, 19) Bürgerl. Wohnhaus u. innere Einrichtung, 20) Das Bauernhaus, 21) Die nationale Hausindustrie, 22) Museum für Kunstgewerbe, 23) Kirchl. Kunst, Historische K., 25) Bildende Kunst der Gegenwart, 26) Erziehungs-, Unterrichts- u. Bildungswesen. Der allgemeinen Ausstellung wurden hinzugefügt zeitweilige, der Blumen, der verschiedenen Haus-Thiere, der Obstgattungen, der Baum- u. Rebschulen, des Wildes u. ein internationales Wettrennen.

Als Auszeichnungen wurden festgestellt: 1) Das Ehrendiplom, 2) Die Fortschritts-Medaille, 3) Verdienst-M., 4) Kunst-M., 5) Med. für guten Geschmack, 6) M. für Mitarbeiter, 7) Das Anerkennungsdiplom.

Der eigentliche Industriepalast hat eine Länge von 905 und eine Breite von 205 M. Das Mittelstück, die große Hauptpforte, einen hehren Triumphbogen bildend, den eine plastische Geniengruppe zuhöchst ziert, macht einen imposanten Eindruck. Die Hauptpforte führt durch ein Vestibul geradeaus zum merkwürdigsten Theile, der großen Rotunde. Sie ist der größte gedeckte Raum der Welt, und sie erweckt Staunen mit Ehrfurcht gemengt. Ihre Decke ist nicht kuppelförmig gewölbt, sondern schirmförmig, gestreckt. Sie ist so groß, daß in ihr die Kuppel St. Peters in Rom, die bisher größte, zweimal Raum hätte und das Mittelstück des Schirmes sie vollständig überdecken kann. Die Rotunde hat einen Durchmesser von 108, eine Gipfel-Höhe von fast 85 Metres und bedeckt einen Flächenraum von mehr als 9000 Q.-M. Das Dach ruht auf 32 Quadrat-Säulen, deren jede fast 4 Q.-M. mißt und über 24 M. hoch ist. Die Säulen sind oben zu einem Bogenkranze geschlossen und der ganze Bau ist im ital. Renaissancestile gehalten. Das Dach ist ganz aus Eisen und wiegt 87,000 Ctr. Die Säulen sind mit Holz und Mörtel verkleidet, jedoch aus Eisen und wiegt jede fast 800 — wiegen alle zusammen 25,000 Ctr. Der Kranz worauf das Dach sitzt, ist 13,000 Ctr. schwer; er wurde vorerst genietet und als Ganzes vom Boden emporgeschraubt, dabei allmälig unterbaut; er liegt über 23 M. hoch vom Fußpunkte der Säulen, und daran zieht sich eine Gallerie rings um den Raum. Von dort ab steigt das Dach oder

die Kuppel schräg empor, dann folgt neuerdings ein Dachkranz, auf welchem die sogenannte große Laterne ruht, welche an und für sich noch ein ungeheuere Halle, indem sie über 32 M. Durchmesser und rings Bogenfenster von 10 M. Höhe hat. An ihrer Basis läuft rings, innen wie außen, eine Gallerie. Das überwölbende konische Dach läuft wieder spitzer zu, bis zu einer zweiten Laterne, die 8 M. Durchmesser hat, eine Gallerie an der Basis, und auf der Höhe außen eine Krone als Symbol des Reiches. Menschen auf dieser letzten Gallerie sehen von unten liliputanisch aus. Die Rotunde ist von dem englischen Ingenieur Scott Russel projektirt, jedoch von Engerth und andern österr. Ingenieuren technisch construirt und verbessert. Das sämmtliche Eisenwerk ward vom Harkort'schen Gewerk in Harkorten und Duisburg geliefert. Die Deckenmalerei enthält schwebende Genien vierfacher Menschengröße, von unten gesehen scheinen sie blos von gewöhnlichem Menschenmaß. Die an die Rotunde rechts und links anschließenden Haupttrakte sind über 300 M. lang, 25 M. breit, die Quertrakte oder Quergallerien 75 M. lang und 15 M. breit. Durchschreitet man die große Rotunde geradeaus und die entgegengesetzte Vorhalle, so gelangt man zu dem schönen Nordportale und hat den riesigen, fast unabsehbaren Garten-Platz erreicht, auf dem sich das bunteste Gewirre der Pavillons und Bauten findet. Vor uns die reizenden deutschen Bauten, die sich auch nach links erstrecken, rechts vom äußersten Ende winkend die schöne Kunsthalle, und in ihrer Nähe die bunte Welt des Orientes. Hinter dieser Stadt von Bauten, und in gleicher Linie des Industriepalastes dehnt sich die Maschinenhalle.

Die Maschinenhalle ist das zweitgrößte Gebäude, sie hat eine Länge von 890 und eine Breite von 50 M. Sie ist dreischiffig, durch zwei Reihen von quadraten Säulen, welche je 110 an einer Seite das giebelige Dach tragen. Die Firsthöhe des Daches beträgt 26 und der Raum der Mitte zwischen den Säulen 28 M. Ganz in der Mitte, der gesammten Länge nach fortlaufend ist die eiserne Construktion der Transmissionen. Die Halle bedeckt eine Area von 40 Tausend Q.-M.

Die Kunsthalle mit einem erhabenen Portale von drei Bogen, auf deren Attika ebenfalls eine Geniengruppe, ist 205 M. lang, 45 breit. Sie hat fast 7000 Q.-M. Wandflächen.

Von den riesigen Ausmaßen des Weltausstellungsplatzes mag der Ziffer einen Begriff geben, daß die Wasserleitungsrohre $2^1/_2$ deutsche Meilen lang.

Die Gesammtsumme der Aussteller beträgt über 40,000, und was das Merkwürdigste, ist, daß die Türkei und Egypten, Persien und Mittelasien, Indien,

Siam, China, Japan, so wie Mittelafrika, sich nie noch so stark an einer Exposition betheiligten, ja Tunis und Marocco zum erstenmale erschienen.

Daß es möglich sein werde die Ausstellung, für deren Riesen-Gebäude im Oktober 1871 die ersten Spatenstiche in den Grund gemacht wurden, am 1. Mai 1873 feierlich zu eröffnen, gehörte in aller Welt, Wien nicht ausgenommen, zu dem Unglaublichen. Der wunderbar milde Winter 1873 war im Bunde mit der obersten Leitung und der Kühnheit des weltbedeutenden Unternehmens. Die Arbeiten wurden Tag und Nacht von Tausenden und mittelst Eisenbahnzügen auf dem Platze fortgesetzt; am 1. Mai 1873 stand die Rotunde fertig und mancher Tract sogar vollends eingerichtet da.

Zu dem großen Völkerfeste hatten sich gastlich eingefunden: der Kronprinz des deutschen Reiches und Preußens, nebst Gemalin Kronprinzessin Victoria und Sohn, der Kronprinz von England und dessen Bruder Prinz Arthur, der Kronprinz von Dänemark, der Kronprinz von Belgien und dessen Gemalin, der Herzog von Braunschweig, der Herzog von Oldenburg, Prinz Bernhard von Weimar. In der Rotunde waren an 12,000 Gäste und Aussteller anwesend, und sie war keineswegs nur halb gefüllt. Die Uniformen und Staatskleider repräsentirten die ganze Welt. Sie blendeten, sie hielten das Auge gefesselt. Der Orient und Occident, China und Japan, die Türkei und Schottland, Siam und Rußland, Ungarn, Montenegro und Griechenland, Italien, Spanien und Egypten, Alle hatten sie Vertreter in Feierkleidern und Nationalkostümen gesendet. Es war ein nie zuvor gesehener Anblick. Der Mittelboden der Rotunde ist tiefer gelegt und man gelangt über mehrere Stufen hinab; das Hochplateau an den Säulen, das man zuerst betritt, war ringsum von einem Kranze mehrerer tausend festlich geputzter Damen besetzt. Das Wunderbare des Gesammteindruckes war bewältigend, und wenn man emporblickte zur Decke, die thurmhoch über diesem doch kleinen Getriebe schwebte, empfand man Demuth und doch wieder ein erhabenes Gefühl der Menschengröße!

Der Moment des Eintretens der Majestäten, voran die reizende Kaiserin von Oesterreich, am Arme der imposanten und doch milden Erscheinung des Kronprinzen v. Deutschland und Preußen, hierauf Se. Maj. der Kaiser v. Oesterreich, die Kronprinzeß Victoria am Arm führend, die gekrönten Häupter, die kronprinzl. Gäste, die Erzherzoge und Erzherzoginen des Kaiserhauses, ihnen voran der jugendliche Kronprinz Rudolf v. Oesterreich, mit dem gleich jugendlichen Kronprinz-Sohn von Preußen, weitere fürstliche Gäste, worunter auch Herzog August von Coburg, folgend — war ein er-

habener. Jubel durchbrauste die Lüfte. Der Chor von 600 Stimmen und Instrumenten stimmte das „Gott erhalte" an, und all' die Tongewalt blieb doch klein im ungeheuren Raume. Der Erzherzog Protektor Carl Ludwig, dessen Aufmunterung und persönliche Intervention, selbst bei den Gewerben, das Ganze wesentlich förderte, hielt die erste, erhabene Ansprache an den Kaiser. Se. Majestät erwiderte so kräftig, daß jedes Wort verstanden, sogar vom Echo hörbar wiederholt wurde. Hierauf sprach der Ministerpräsident Fürst Auersperg und schließlich der Bürgermeister von Wien, Dr. Felder. Begeisterte Hochrufe folgten den sinnigen Ansprachen, und taktvoll, förmlich die Menge vollends sympathischst für den deutschen Kronprinzen stimmend, war dessen deutliches Theilnehmen, sogar dessen kräftiges dreimaliges Erheben des silbernen Helmes und dabei vernehmbares Hochrufen. Se. Maj. dankte sichtlich bewegt, und die Menge fühlte die Macht einer wahren Verbindung. Und wieder stimmten die Chöre an, die Majestäten und höchsten Gäste durchschritten mehrere Räume — die Weltausstellung war der Welt übergeben.

Wohin soll der Fuß, das Auge zuerst lenken? Schätze von Millionen bieten sich auf jedem Schritte dem Auge, Kunstwerthe ohne Maß und Beschränkung, das Endergebniß der Bildung, des Wissens und der Arbeit des ganzen Menschengeschlechts.

Rührung und Wehmuth befällt uns bei dem Gedanken, daß all dieses Vereinen zerstiebt, verweht, vergeht in alle Welttheile. Herrlichkeiten der Bauten, der Kunst und geistigen wie physischen Macht, werden verschwinden.

Was wird bleiben?

Vorerst ist die unerreichte Rotunde und der gesammte Mittelbau ein zukünftig Bleibendes, ein Stolz für Wien, der meilenweit über alle Giebel in die Ferne winkt, vielfach nützbar für die Weltstadt, und hiermit allein hätte der Generaldirektor Schwarz seinem Schaffen ein Denkmal gesetzt. Unermeßbar sind die geistigen Schätze und Anregungen für die Welt, namentlich für Oesterreich und Wien. Dieses letztere hat einen gewaltigen Sprung nach vorwärts gethan; Oesterreich steht mit an der Spitze der freiesten, der bildungsreichsten Staaten, nur einer von diesen vermochte zu schaffen und zu vollenden die Weltausstellung 1873 — und der eine wird so bleiben, noch werden immer mehr und mehr zum Heile!

Schluß.

Silberstein, August,

Die Kaiserstadt am Donaustrand Wien und die Wiener in Tag- und Nachtbildern ; mit Berücksichtigung der Welt-Ausstellung und weiterer Ausflüge nach Semmering, Graz, Salzburg, Ischl, Prag, Pest-Ofen

Wien 1873